



DKR 38,00 · FIN 5,80 € · E 4,30 € · F 4,30 € · NL 3,90 € · A 3,60 €

CHF 6,00 · I 4,30 € · GR 5,00 € · B 3,90 € · P 4,30 € · L 3,90 € · HUF 1145,00

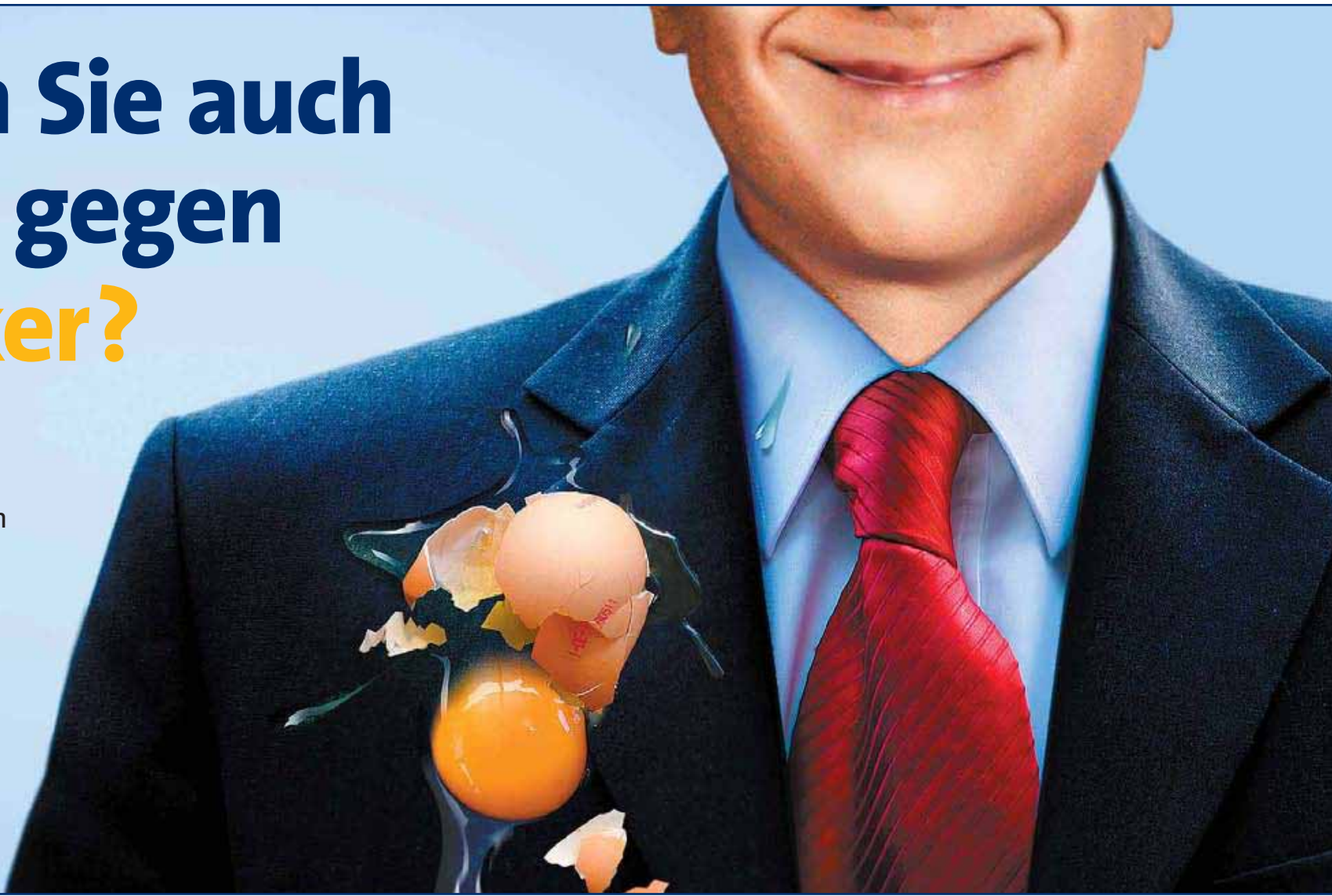
WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK · WIRTSCHAFT · WISSEN UND KULTUR

Haben Sie auch etwas gegen Politiker?

Sie gelten als selbstsüchtig, faul, abgehoben. Das haben sie nicht verdient! Eine Ehrenrettung

Außerdem: Was die Deutschen über Politiker denken – die große ZEIT-Umfrage

POLITIK SEITE 3–6

Illustration: Smetek für DIE ZEIT, www.smetek.de

Im neuen ZEITmagazin:

SO WAR MEIN SOMMER

Aus den Tagebüchern von Franka Potente, Feridun Zaimoglu, DJ Paul van Dyk und anderen **S. 10**

ALFRED HERRHAUSEN

war ihr Patenonkel: Carolin Emcke über das Attentat und das lange Schweigen der Täter **S. 38**

ZUM AUSKLAPPEN:

Der berühmte Münchner Eisbach – von oben **S. 30**

WOLFRAM SIEBECK:

Perfekter Kaiserschmarren **S. 56**

Sollen Bushs Truppen raus aus dem Irak?

Ja, die Amerikaner wollen diesen Krieg nicht mehr! Es ist besser, den Rückzug anzutreten, als die Niederlage zu leugnen **VON MATTHIAS NASS**

Der Krieg ist verloren. Aber der Präsident will ihn nicht verloren geben. Er will siegen, im Irak, im Krieg gegen den Terror, im großen endzeitlichen Kampf zwischen islamistischem Fundamentalismus und westlicher Demokratie. Es geht ums Ganze, und George W. Bush kennt keinen Zweifel: Der Dominostein Irak darf nicht fallen.

Aber vielleicht ist der Irak gar kein Dominostein, vielleicht ist er viel eher der Eckstein eines großen Lügegebäudes. Der Irak war vor dem Krieg nämlich kein Hort des Fundamentalismus, kein Rückzugsgebiet des internationalen Terrorismus. Die Hintermänner des 11. September, die Führer von al-Qaida, saßen in Afghanistan, mit- samt ihren Gastgeber, den Taliban. Darum war das militärische Eingreifen dort auch richtig, darum verdient die Operation Enduring Freedom bis heute die Unterstützung der Europäer. Afghanistan ist, wenn es das denn gibt, der »richtige« Krieg. Amerika und Europa dürfen ihn nicht verlieren. Sonst hätte der Terror freie Bahn.

Im Irak jedoch waren die Anschläge des 11. September nur der Vorwand für einen Krieg, den Bush mit einer kruden Mischung aus machtpolitischen Kalkül und fehlgesteuertem Demokratisierungselan vom Zaun brach – ohne Not und ohne jede Legitimation. Mit einem militärischen Eingreifen stoße Bush das Tor zur Hölle auf, hatten ihn seine Gegner gewarnt. So ist es gekommen. Mehr als 3700 amerikanische Soldaten sind gefallen, Hunderttausende Iraker haben ihr Leben verloren, zwei Millionen sind geflohen.

Bushs Antwort: noch mehr Soldaten. Im Januar 2007 stockte er die Truppe um 30 000 auf nunmehr 162 000 GIs auf. Dieser *surge* hat die Lage in einigen Teilen des Iraks tatsächlich beruhigt; dafür sind die Kämpfe in anderen Teilen des Landes umso heftiger aufgeflammt. Alle Berichte der jüngsten Zeit – der Geheimdienste, des Kongresses, des Rechnungshofes – kommen zu dem gleichen Ergebnis: Die Lage bleibt düster, eine Wende zum Besseren ist nicht in Sicht.

Der eine, der wichtigste Bericht steht allerdings noch aus. General David Petraeus, Amerikas oberster Kommandeur im Irak, und Botschafter Ryan Crocker sollen ihn am 15. September vorlegen. Jedermann weiß, mit diesem Bericht tritt die große nationale Debatte über den Abzug der amerikanischen Truppen in die entscheidende Phase.

Für die Demokraten im Kongress steht fest, die Strategie des Präsidenten ist gescheitert, der Truppenabzug muss beginnen. Gestritten wird in den Reihen der Opposition allein um das Tempo des Rückzugs. Aber selbst ein erkonservativer Republikaner wie der Senator John Warner fordert Bush auf, noch vor Weihnachten die ersten Soldaten nach Hause zu holen: »Wählen Sie eine Zahl, wie Sie wollen.«

Demokratisch gewählte Regierungen können – dem Himmel sei Dank! – gegen den Willen des

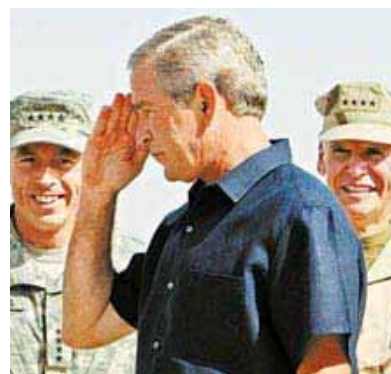
eigenen Volkes auf Dauer keinen Krieg führen. Die Amerikaner aber haben bereits bei den letzten Kongresswahlen ihr Votum gefällt und den Republikanern eine krachende Niederlage beschert. Sie wollen diesen Krieg nicht mehr. Der nächste Präsident, voraussichtlich ein Demokrat, wird die GIs aus dem Irak abziehen, mag Bush sich noch so sehr sträuben.

In einer Rede vor Veteranen hat der Präsident dieser Tage die Erinnerung an Vietnam beschworen, an die Opfer der Diktatur nach dem Sieg der Kommunisten, an die Boatpeople, an das mörderische Regime Pol Pots im Nachbarland Kambodscha. Nur, die Dominosteine sind in Südostasien nach dem Rückzug Amerikas nicht gefallen. Vietnam ist heute ein aufstrebendes Land mit einer blühenden Wirtschaft, Mitglied in der einst strikt antikommunistisch ausgerichteten Staaten- gruppe Asean. Glaubt irgendjemand, es würde Südostasien besser gehen, hätten die Amerikaner länger in Saigon ausgeharrt?

Nein, es wäre eine Narretei gewesen. Und es ist zynisch, den Amerikanern zu empfehlen, denselben Fehler ein zweites Mal zu begehen. Denn wer nicht geordnet abzieht, wird eines Tages überstürzt fliehen. Nützt das dem Ansehen der Supermacht? Wie viel größer wäre der Triumph bei al-Qaida, den Taliban oder in Iran, müsste Amerikas Botschafter in Bagdad das Sternbanner über der Grünen Zone einholen – wie damals der Missionschef in Saigon?

Geordneter Rückzug, das heißt: Die Entscheidung über Beginn und Zeitplan muss jetzt fallen. Bleibt sie aus, wird die Zerrissenheit drinnen Amerikas Fähigkeit zum Handeln draußen lähmen – genau wie in Vietnam. Der Abzug wird nicht heute beginnen, und er wird nicht morgen enden. Aber er wird das Signal sein: Wir ändern den Kurs. Wir sprechen mit den Nachbarn Iraks, auch mit Syrien und Iran, so wie es die Baker-Hamilton-Kommission im vergangenen Winter empfohlen hat. Wir schieben den Schwarzen Peter nicht der Regierung Maliki in Bagdad zu.

Ein freier Irak ist eben nicht »in Reichweite«, wie Bush eben erst wieder behauptet hat. Der Irak ist ein Trümmerfeld mit viel zu vielen Gräbern. Natürlich kann alles noch schlimmer kommen, aber zu hoffen, dass derjenige, der die Tragödie zu verantworten hat, sie zum Guten wenden kann, ist ein Kinderglaube. George W. Bush hat Amerika geschwächt, weil er den falschen Krieg führt, er hat in weiten Teilen der Welt den moralischen und politischen Kredit der einzigen verbliebenen Supermacht verspielt. Amerika kann kein Ordnungsfaktor im Mittleren Osten bleiben, wenn es eines Tages seine Soldaten im Schutz der Dunkelheit aus Bagdad führen muss, wie es die Briten eben in Basra taten. Respekt genießt nur der Realist. Es ist Zeit für den Rückzug.



Die Briten ziehen sich immer mehr aus dem Irak zurück. Dagegen haben die Amerikaner ihre Truppen verstärkt. In Washington steht jetzt die Entscheidung an: Gehen oder bleiben?

ZEIT Online GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de
 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
 20079 Hamburg
 Telefon 040 / 32 80 - 0;
 E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de
Abonnentenservice:
 Tel. 0180 - 52 52 909*,
 Fax 0180 - 52 52 908*,
 E-Mail: abo@zeit.de
 * 0,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz,
 Mobilfunkpreise können abweichen



4 190745 103206 3 7

Nein, die Kapitulation würde die Feinde des Westens ermutigen! Und auch Deutschlands Sicherheit gefährden **VON JAN ROSS**

Fordern, dass die Amerikaner im Irak bleiben, im Ernst? Dieser Krieg hat fast keine Unterstützer mehr, außer dem vereinsamten Oberbefehlshaber selbst, der auf sein politisches Ende wartet. Falsch, illegitim, unmoralisch haben die meisten Europäer und die Mehrheit der Welt die Invasion von Anfang an gefunden. Jetzt gilt sie allgemein als gescheitert. In den Vereinigten Staaten wird die Kriegsmüdigkeit zur treibenden Kraft der innenpolitischen Dynamik. Es gibt eine Chance, dass der Albtraum zu Ende geht. Und da, ausgerechnet da, soll man gegen den Abzug aus dem Irak argumentieren?

Ja, das soll man – denn man muss fürchten, dass der eigentliche Albtraum erst noch kommen wird. Man stelle sich die Welt nach einem Abzugsbeschluss und nach dem Abzug selbst vor – die Welt nach einer amerikanischen Niederlage. Das Blutvergießen im Irak kann noch schlimmer werden, wirklich bürgerkriegsgerisch, im schrecklichsten Falle völkermörderisch. Sollte der Westen dabei zusehen, während das Satellitenfernsehen die Bilder um den ganzen Globus trägt und die Vereinten Nationen vielleicht gerade die Gewalt in Darfur oder einen Terroranschlag auf den Philippinen als unerträglich verurteilen? Sollten die Besatzer zurückkehren, wenn ein bestimmtes Gräuelniveau überschritten wird? Wenn das Land zerfällt und andere Mächte sich ihre Stücke aus der Beute sichern wollen? Statt eine Last abzuwerfen, könnte sich die Welt bald mit neuen Ausweglosigkeiten und mit neuer Schuld beladen haben.

Und es geht nicht nur um den Irak. Es geht auch nicht nur um dessen Nachbarländer, die von noch mehr Flüchtlingen heimgesucht und vom Chaos angesteckt werden dürften, in der öl- und konfliktreichsten Region der Erde. Eine siegreiche Terror- und Dschihad-Bewegung würde sofort den nächsten Schauplatz und den nächsten Krieg ins Auge fassen, das andere Staatsschöpfungs- und Befriedungsunternehmen des Westens: Afghanistan. Afghanistan, so die These der Irakkritiker, ist der gute, der richtige Krieg; darauf sollte man sich konzentrieren. Ein Rückzug aus dem Irak, heißt es, würde politische und militärische Kräfte freisetzen und so dem Projekt Afghanistan zugutekommen. Aber das könnte eine gefährliche Illusion sein. Die Feinde des Westens würden nach einem Erfolg im Irak Blut geleckt haben; sie würden sich mit doppeltem Eifer und mit gesteigerter Siegeszuversicht an die andere, verbliebene Front werfen. Und in Afghanistan stehen auch die Deutschen, steht die Bundeswehr. Schon deshalb können wir kein Interesse daran haben, dass Bagdad und Basra aufgegeben werden.

Es gibt ein Modell dafür, welche Überlegenheitsgefühle, welchen politischen Adrenalinschub der Triumph über eine Supermacht im Lager des radikalen Islams auszulösen vermag. Die jeweilige Niederlage in Afghanistan in den achtziger Jahren hat das Selbstbewusstsein der Dschihad-

Kämpfer gewaltig gesteigert und ihr Weltbild bis heute geprägt. Hinter Osama bin Ladens verwegener Herausforderung der Vereinigten Staaten steckte nicht zuletzt die Annahme, Amerika sei genau so ein Papiertiger wie seinerzeit die UdSSR. Die Feldzüge gegen die Taliban und gegen Saddam Hussein haben den Respekt vor amerikanischer Stärke für einen kurzen historischen Augenblick wiederhergestellt. Längst jedoch schwindet das Ansehen des Westens und seiner Verbündeten wieder. Israels ergebnisloser Sommerkrieg 2006 gegen Hisbollah, die Machtübernahme von Hamas im Gaza-Streifen, der fortgesetzte atompolitische Provokationskurs Irans – das alles sind Geländegewinne und Propagandasiege antiwestlicher Kräfte. Man kann sich ausmalen, welches Echo eine De-facto-Kapitulation Amerikas im Irak fände, die ganz andere Dimensionen hätte. Nach der Sowjetunion hätte die zweite Supermacht des 20. Jahrhunderts die Waffen gestreckt. Der Kampf, der nach dem 11. September 2001 sichtbar ausgebrochen ist, geht nicht zuletzt um Prestige, Einschüchterungspotenzial, die Wahrnehmung oder Vermutung von Stärke. Der Eindruck, Amerikas Wille sei gebrochen, würde den gesamten Westen und die ganze internationale Ordnung in Mitleidenschaft ziehen.

In Vietnam, sagen die Rückzugsbefürworter, hatten die Vereinigten Staaten sich zu lange festgebissen, verführt von einer falschen Domino-Theorie, nach der ein Sieg des Kommunismus in dem südostasiatischen Land eine revolutionäre Kettenreaktion auslösen würde. Das war Unsinn; die Vietnamesen kämpften nicht für den Weltkommunismus, sondern für ihre nationale Befreiung. Aber dass die Domino-Theorie einmal verkehrt gewesen ist, heißt nicht, dass sie nie stimmen kann – der radikale Islam ist wirklich eine internationale Ideologie und der Mittlere Osten mit seinen Energie-reserven tatsächlich eine globale Schlüsselregion: genau das also, was Vietnam nicht war. Die Rückzugsbefürworter haben mit geschichtlichen Analogien viel Unheil angerichtet, als sie Bush und Blair als Roosevelt und Churchill kostümierten und den Irak politisch neu erfinden wollten wie Deutschland und Japan nach 1945. Jetzt, mit ihren Appellen, ein zweites Vietnam zu vermeiden, sind es die Kriegsgegner, die in die Falle des historischen Fehlschlusses zu tappen drohen.

Es ist klar, dass die amerikanischen Truppen nicht ewig im Irak bleiben können. Den Aufständischen, Bürgerkriegshungrigen und Terroristen etwas anderes weismachen zu wollen wäre aussichtslos. Aber man kann sie über die eigenen Pläne im Ungewissen lassen. Das würde einstweilen heißen: keine Festlegung auf einen Rückzug und kein Datum. In keinem Kampf muss man endlos durchhalten – sondern nur einen Augenblick länger als der Gegner.

Audio www.zeit.de/audioAudio www.zeit.de/audio

WGs für Alte

Die Pflegereform muss Alternativen zum Heim fördern

Die Pflege alter Menschen kann nicht mehr wie bisher funktionieren. Zwei Ereignisse der vergangenen Woche haben das deutlich gemacht: Erst kündigte Gesundheitsministerin Ulla Schmidt einen von den Krankenkassen zu finanzierenden »Pflege-Urlaub« an. Bis zu zehn Tage sollen Angehörige freinehmen können, wenn sie Verwandte versorgen müssen. Am Tag darauf schockierte ein Bericht über Missstände in deutschen Pflegeheimen. Danach werden mindestens zehn Prozent der Alten so schlecht und würdelos versorgt, dass ihre Gesundheit gefährdet ist.

Beides zeigt, wie überfordert die Institutionen sind, die traditionell in Deutschland für die Pflege zuständig sind: die Familie und der Staat. Die Pflege in der Familie war bisher meist Sache der Ehefrauen, Töchter und Schwiegertöchter. Für sie ist es schwerer geworden, weil immer mehr Frauen berufstätig sind und nicht am selben Ort wie die Eltern wohnen. Daran kann auch die Aussicht auf zehn Tage »Pflege-Urlaub« wenig ändern.

Der Staat wiederum kann die Wünsche der meisten Pflegebedürftigen nicht annähernd erfüllen. Die gesetzliche Pflegeversicherung war immer nur als Teilkasko-Schutz gedacht, der das Allernötigste abdeckt. Selbst wenn ein neuer »Pflege-TÜV« die Qualität der Versorgung etwas verbessert und die Kassen ein wenig mehr pro Pflegefall zahlen, wird die Unterbringung im Heim für die meisten Menschen eine Notlösung bleiben. 85 Prozent der Bundesbürger, so das Ergebnis einer neueren Umfrage, wollen auf keinen Fall ihre letzten Wochen und Monate in einem Heim verbringen.

Umso wichtiger wäre es deshalb, dass die Regierung mit ihrer Pflegereform neue Wohnmodelle unterstützt, die in den vergangenen Jahren in ganz Deutschland entstanden sind: Alten-WGs, Mehrgenerationenhäuser oder Senioren-genossenschaften, in denen sich Ruheständler gegenseitig mit Dienstleistungen aus-helfen. Allein in Berlin gibt es mittlerweile 200 Pflege-Wohngemeinschaften, in denen alte Menschen in großzügigen Wohnungen zusammen leben, sich mehrere ambulante Pflegekräfte teilen und so für vergleichsweise wenig Geld rund um die Uhr Personal im Haus haben.

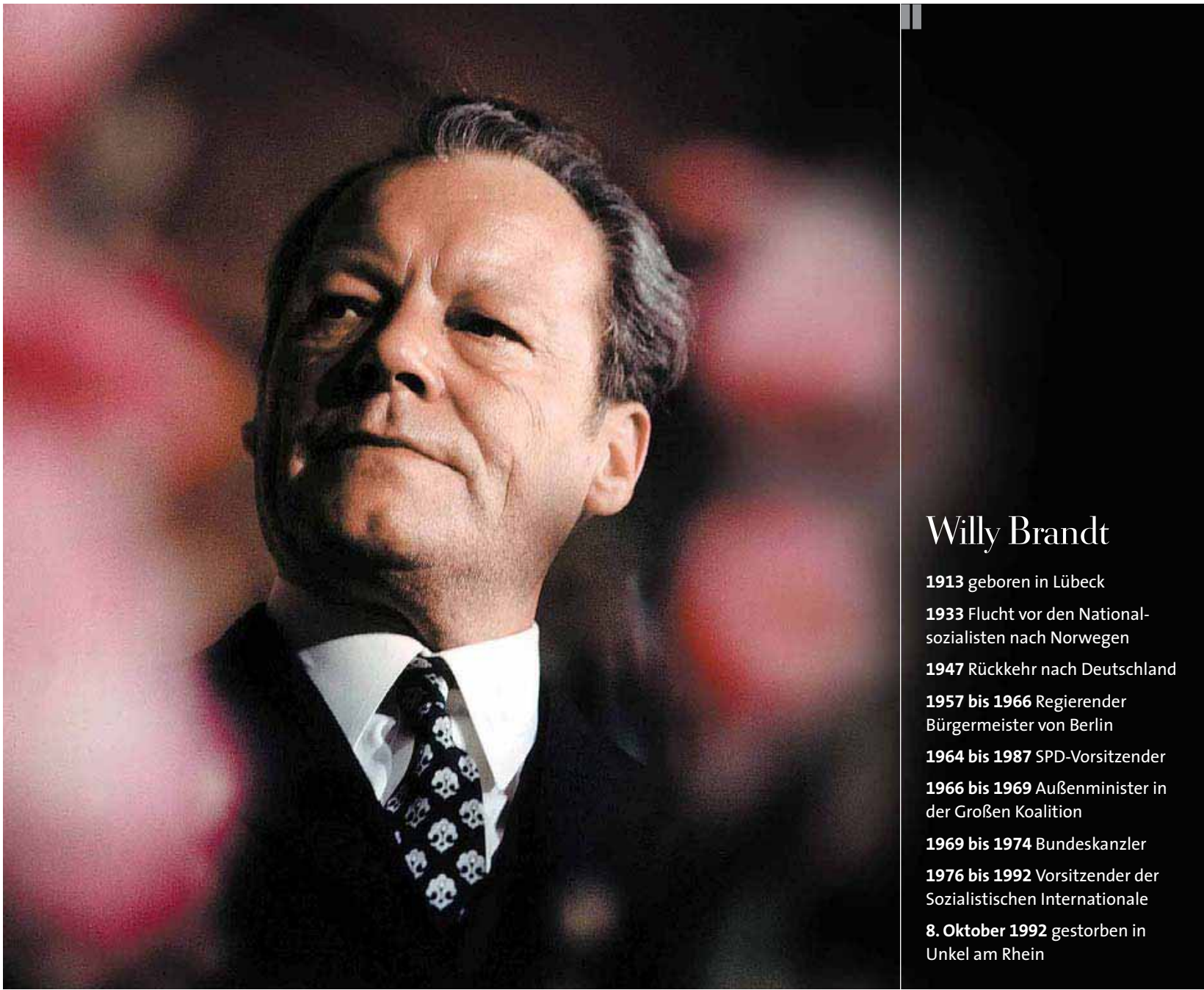
Das sind keine Modelle für Menschen mit fortgeschrittener Demenz. Aber Praktiker schätzen, dass ein Drittel der bisherigen Heimbewohner auch in anderen Wohnmodellen gut aufgehoben wäre – ältere Menschen, die nicht allein sein wollen, weil sie fürchten, den aufgedrehten Gashahn zu vergessen oder nach einem Sturz zu lange auf Hilfe warten zu müssen, die aber dennoch keine 24-Stunden-Betreuung brauchen. Der Heimaufenthalt lässt sich durch neue Modelle nicht unbedingt vermeiden, wohl aber aufschieben. Staat und Familien würden entlastet, die Lebensqualität der Pflegebedürftigen würde steigen.

Die Bundesregierung kann dabei helfen: Zum einen kann sie es Privatleuten erleichtern, als Arbeitgeber aufzutreten – etwa durch eine Ausweitung der Steuervorteile für alle diejenigen, die Pflegekräfte oder andere Dienstleister beschäftigen. Das würde Nachbarn helfen, die in einer Hausgemeinschaft leben und gemeinsam ein oder zwei Pflegekräfte engagieren. Ganz nebenbei würden auf diese Weise vermutlich mehr legale Jobs für Geringverdiener entstehen.

Zweitens könnte die Regierung die Rechtsform der eingetragenen Partnerschaft, die für gleichgeschlechtliche Paare eingeführt wurde, auch für andere Gruppen öffnen. Warum sollen nicht drei Freundinnen, die im Alter zusammen leben und verbindlich füreinander Verantwortung übernehmen wollen, die Vorteile dieser Rechtsform nutzen können? Dadurch entstehen für den Staat keine Lasten, aber für die Betroffenen neue Rechte – vom Anspruch auf Erbschaften bis zur Möglichkeit, den Lebenspartner am Sterbebett zu sehen, wenn die Ärzte nur Angehörige zulassen.

Das größte Problem der bisherigen Pflegepolitik ist, dass sie die Menschen gleichzeitig überfordert und unterfordert, dass der Staat ihnen einerseits zu viel und andererseits zu wenig zutraut. Die Pflege alter Menschen überfordert viele Angehörige – körperlich, psychisch und oft auch finanziell. Gerade Frauen, die ihre Eltern oder Männer pflegen, werden oft selbst krank. Gleichzeitig erlaubt die Politik dem Bürger bisher nicht einmal, die Prüfzutachten des Medizinischen Dienstes der Krankenkassen zu lesen und so die Qualität der Heime zu vergleichen. Und neue Wohnformen interessierten bisher nicht.

Das liegt auch daran, dass für Pflegeprojekte jenseits von Familie und Staat die Lobby fehlte. Viele Linke setzten eher auf öffentliche Angebote, vielen Konservativen ist die Unterstützung von Bindungen jenseits der klassischen Familie suspekt. Immerhin hat der hessische Ministerpräsident Roland Koch (CDU) kürzlich gefordert, Sozialbeziehungen außerhalb der Familie stärker zu unterstützen – Freundschaften, Patenschaften, Nachbarschaften. Die Union müsse sich an den Gedanken gewöhnen, dass Solidarität in anderen Gemeinschaften die Familie nicht schwäche, sondern stärke. Schade, dass Koch keine Berliner Pflegepolitik macht. **ELISABETH NIEJAHR**



Willy Brandt

- 1913** geboren in Lübeck
- 1933** Flucht vor den Nationalsozialisten nach Norwegen
- 1947** Rückkehr nach Deutschland
- 1957 bis 1966** Regierender Bürgermeister von Berlin
- 1964 bis 1987** SPD-Vorsitzender
- 1966 bis 1969** Außenminister in der Großen Koalition
- 1969 bis 1974** Bundeskanzler
- 1976 bis 1992** Vorsitzender der Sozialistischen Internationale
- 8. Oktober 1992** gestorben in Unkel am Rhein

Wem gehört Willy?

Der Vorsitzende der Linken, Oskar Lafontaine, beruft sich gerne auf Willy Brandt. Doch als Kronzeuge gegen den deutschen Afghanistaneinsatz taugt der frühere SPD-Vorsitzende nicht **VON GUNTER HOFMANN**

Klarer Fall, behauptet der Vorsitzende der Linkspartei, Oskar Lafontaine. Natürlich werde er sich demnächst wieder auf Willy Brandt als Kronzeugen berufen, wenn das Parlament über eine Verlängerung des Bundeswehrereinsatzes in Afghanistan entscheidet. Abziehen!, würde Brandt raten, weil deutsche Soldaten Unschuldige ermordeten und weil diese »Militarisierung« des Denkens seiner ganzen Philosophie widerspreche. Lafontaine ist sich sicher.

Willy Brandt schmückt ungemein, immer noch und immer wieder. Seit seinem Tod vor fünfzehn Jahren haben sich viele auf ihn berufen. Aber Lafontaine, selbst für kurze Zeit Brandt-Nachfolger an der Spitze der SPD, beschwört nicht nur den großen Toten mit dem weltweiten Ruf, der Kanzler war zwischen 1969 und 1974 und dreißig Jahre lang auch Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei (bis 1987) – Lafontaine ruft Brandt insbesondere als Papst in Sachen Frieden an. Hat er recht? Taugt Willy Brandt als Kronzeuge gegen den Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan?

Bevor Lafontaine nicht über das tiefe Zerwürfnis zwischen ihm und Brandt spreche, über die Sache mit der deutschen Einheit 1989, könne man sich ohnehin nicht auf Versuche einlassen, den Freund und Friedensnobelpreisträger im großen Herbst-Streit zu vereinnahmen, findet Brandts Uraltvertrauter Egon Bahr. In der Riege der Nachwuchstalente hatte Brandt ausgerechnet Lafontaine als »Oberenkel« betrachtet, Längen vor Schröder. Ihm traute er zu, die Friedens- und Protestbewegung an die SPD zu binden.

Für Lafontaine zählt, dass Brandts Name bis heute wie kein anderer für die Linke als Gesamtkunstwerk steht, und für die »wahre« SPD. Diesen Brandt braucht Lafontaine, lebend oder tot. Aber den einen Brandt, den Lafontaine vorgibt zu kennen, gibt es nicht. Brandt war ein Meister der Unklarheit. Er war rechts, und er war links, er war vieles. Bloß eines war er nicht: Er war kein Populist. Zeitgeist ja, Fundamentalismus nein!

Der Brandt, den ich als Journalist begleitet habe, so viel lässt sich belegen, kann keineswegs in Anspruch genommen werden von denjenigen, die sich einer neuen Rolle Deutschlands strikt verweigern. Brandt hat das »Militärische« immer mitgedacht, wenn auch als abgeleitete Größe. Auch seine Ostpolitik zwischen den Weltmächten war, entgegen der Fama, Realpolitik. Den Harmel-Beschluss der Nato aus dem Jahr 1967, zu rüsten und über Abrüstung zu verhandeln, trug er stets mit. Fest überzeugt war Brandt Ende 1989, früher als andere, dass »zwei Mächte der Welt – daran führt nichts vorbei – eine größere weltpolitische Verantwortung zu tragen haben, Deutschland und Japan, wegen der wirtschaftlichen Macht«.

Überraschend »national« argumentierte er nach dem Mauerfall. Wahrgenommen hatte man meist den »Internationalisten« und »Europäer« Brandt; Nach 1989 erweckte er manchmal den Eindruck, selbst seiner Ostpolitik sei es im Kern um Deutschlands Einheit gegangen. Wirklich? Solche Verkürzungen irritierten damals nicht nur

Lafontaine, auch als Journalist rieb man sich manchmal verblüfft, vielleicht auch enttäuscht die Augen. Aber Brandt blieb dabei nicht stehen. Beim großen Ratschlag des Jahres 1991 über die künftige Rolle des Landes, so hielt man es im Notizbuch fest, urteilte er süffisant, »in einer Zeit, in der sogar die Schweiz über den Beitritt zur EG nachdenkt, wird es noch grotesker, wenn manche glauben, sie könnten sich in ein schweizerisches Idyll flüchten«.

Vor allem für viele Jüngere war das überraschend: Wahrgenommen hatte man Brandt bis dahin als denjenigen, der aus der deutschen Vergangenheit eine Art entspannungspolitische Lehre gezogen hatte. Schließlich hatte er auch für die Friedensbewegung viel Verständnis aufgebracht, die seit 1980 gegen neue Aufrüstungsrunden mit Nuklearraketen und damit gegen den Nato-Doppelbeschluss protestierte – mit Erhard Eppler und Oskar Lafontaine an der bunt gemischten Spitze. Und bis zu seinem

Seit seinem Tod

vor fünfzehn Jahren haben viele versucht, Brandt zu vereinnahmen. Aber den einen Brandt gibt es nicht. Brandt war rechts, und er war links, er war vieles. Nur eines war er nicht: Ein Populist

Tod hat sich Brandt empört gegen die These gewehrt, das Sowjetreich sei dank der westlichen Rüstungsanstrengungen oder einer Politik der Stärke »niedergerüstet« worden. Brandt glaubte, zum Kollaps des Sowjetreichs wäre es ohne die Entspannungspolitik gar nicht erst gekommen.

Dann der Auftritt des »neuen« Brandt, 1990: Er wurde nicht großmännstüchtig, so wie er nicht nationalistisch wurde. Während aber das »Nie wieder!« der alten Bundesrepublik hieß, von deutschem Boden dürfe kein Krieg ausgehen, wurde es nun – mit Brandts Hilfe! – umgedreht in das Motiv, nie wieder dürfe Deutschland sich vor Verantwortung drücken. Viele Parteifreunde, spottete er, hielten aber selbst Blauhelme für »Mittelstreckenraketen«. Ein »normaler Nationalstaat« müsse bereit sein, »mit gleichen Rechten und Pflichten wie alle anderen an friedenssichernden Aktionen der Vereinten Nationen teilzunehmen«. Eine rote Linie, deutete er in Gesprächen seinerzeit an, müsse allerdings weiter gelten: Deutsche Soldaten dürften keinesfalls dort eingesetzt werden, wo es um israelische und arabische Interessen gehe. Halt machte Brandt aber auch vor einem deutschen Sitz in den UN (zögerlich) und vor dem Gedanken an Deutschland als Atom-macht (unmissverständlich).

Ob er Peter Strucks Satz unterschrieben hätte, deutsche Interessen würden am Hindukusch verteidigt? In seiner Logik wohl ja. Dass er die militärischen Interventionen im Kosovo und in Afghanistan reserviert gesehen hätte, mag sein. Es ist müßig, darüber zu fabulieren. Man kann sich allerdings nicht vorstellen, dass er solche Missionen grundsätzlich abgelehnt hätte. Sein Biograf Peter Merseburger bilanziert denn auch, Schröders Politik seit 1998 habe der Linie entsprochen, »die Brandt vorgezeichnet hat«. Und Egon Bahr fügt hinzu: Auch

Lafontaine habe dieser Linie doch am Kabinettsstisch nicht widersprochen!

Wem also gehört Willy Brandt? Helmut Kohl etwa? Nicht einmal dessen Weigerung, die Oder-Neiße-Grenze endgültig anzuerkennen, hinderte Brandt daran, dem »Einheits-Kanzler« Respekt zu bezeugen. Ja, Kohl hätte mehr Klarheit schaffen sollen, für Brandt überwog aber, dass der Kanzler die Einheit wollte, anders als manche in seiner Partei. Auch die CDU-Vorsitzende Angela Merkel konnte Brandts Namen, der längst zum Mythos geronnen war, später ins Feld führen: gegen Schröder und Lafontaine, die Ostdeutschland nicht »gewollt« hätten. Erhard Eppler, der Friedensbewegte, wandelte ganz sicher in Brandts Spuren, als er Schröders Kosovo-Politik in die SPD hinein übersetzte. Frank-Walter Steinmeier fühlt sich animiert von Brandts Methode des entspannungspolitischen Dialogs. Und, ja, auch Egon Bahr könnte sich (vorsichtig) auf Brandt berufen, wenn er von der »Selbstbehauptung« Europas spricht. Brandt gehört vielen, geschenkt.

Und was würde Brandt heute machen? Gut vorstellen könnte man sich, wie er rastlos als Mittler zwischen dem Norden und dem Süden der Welt hin- und herpendelt. Das Wort von der »neuen Verantwortung« würde er offensiv umsetzen auf der internationalen Bühne, ohne dabei immer nur an Sondereinsatzkommandos und Tornados zu denken. In seiner Logik läge es, wenn dem Transatlantischen eine stärkere europäische Komponente gegeben würde. Zum Afghanistaneinsatz würde er wahrscheinlich argumentieren wie Bahr: ein Ziel definieren und in einem Jahr entscheiden, ob es zu erreichen ist. Aber messen würde er die Politik, wie man ihn kennt, vor allem an etwas Grundsätzlichem: Die »neue Weltordnung«, sinnierte er 1992, mache es »für jeden auch noch so Scheuklappenfreien« schwer, das ganze Ausmaß der Veränderungen zu begreifen. Sich zu der Welt ohne Systemgrenzen zu verhalten und sich nicht einzuigeln – darum vor allem ging es, und darum würde es ihm vermutlich immer noch gehen.

Ob Brandt aber seinen »Oskar« zu den »Scheuklappenfreien« zählen würde? Den sieht man zwar zu Besuch in Kuba und Venezuela, bei den beiden »Revolutionären« Fidel Castro und Hugo Chávez, aber in der Rolle des Rastlosen und Unorthodoxen, der sich auf das Neue und Grenzenlose einlässt, der Ordnung in der Weltordnung sucht oder gar stiftet, sieht man Lafontaine nicht.

Dem Brandt-Nachfolger a. D., den von Brandt keineswegs nur die »Einheit« trennt, wird es darum aber auch gar nicht gehen. Unverändert dürfte er sich die historische Rolle zutrauen, unter seiner Regie SPD, Linke und Grüne zu vereinen. Diesem Ziel ordnet er vieles unter. Aus seinen politischen Sachpositionen aber lässt sich die Anrufung des Allmächtigen der Sozialdemokratie beim besten Willen nicht plausibel herleiten.

Auf die Frage des *Spiegels* übrigens, in den achtziger Jahren habe er eindeutig aufseiten der Morales in seiner Partei gegen die Realos von Helmut Schmidt gestanden, wo er sich also heute einordne, hat Willy Brandt kurz vor seinem Tod einmal vergnügt erwidert: »Ich stehe dort, wo ich stehe. Warum muss ich mich auf meine alten Tage noch anderen zuordnen lassen?«

WORTE DER WOCHE

»Ich bin nicht schwul. Ich war nie schwul.« **Larry Craig**, erzkonservativer US-Senator, über den Vorwurf, er habe auf einer Flughafentoilette einen Mann zum Sex aufgefordert, was zu seinem Rücktritt geführt hat

»Ich habe meine Frau ein paarmal betrogen. Aber das waren keine Affären, eher Momente der Schwäche.«

Andrzej Lepper, Chef der polnischen Bauernpartei, dem sexuelle Nötigung vorgeworfen wird, über seine Ehe

»Ich verachte diese Typen. Das sind Feiglinge.«

Nicolas Sarkozy, französischer Präsident, über seine eigenen Diplomaten

»Ich kann mir vorstellen, einfach das Auto zu nehmen, mich ein bisschen zu langweilen – und zur Ranch zu fahren.«

George W. Bush, amerikanischer Präsident, über die Zeit nach dem Ablauf seiner Präsidentschaft im Jahr 2009

»So einen Scheiß lasse ich mir nicht mehr bieten.«

Kurt Beck, SPD-Vorsitzender, über Kritik an seinem Führungsstil

»Hur ab! Dass die Bundeskanzlerin das Thema Menschenrechte in Peking so offensiv anspricht, ist außerordentlich positiv.«

Claudia Roth, Grünen-Vorsitzende, über Angela Merkels Besuch in China

»Schnappauf ist politisches Gammelfleisch, das aus dem Verkehr gezogen werden muss.«

Florian Pronold, stellvertretender Vorsitzender der bayerischen SPD, über den Verbraucherschutzminister Werner Schnappauf und den aktuellen Fleischskandal

»Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein.«

Gotthard Deuse, Bürgermeister von Mügeln, nach der ausländerfeindlichen Randalie in seiner Stadt

»Schon in jungen Jahren hat mir Strauß attestiert, ich sei bierzelttauglich.«

Edmund Stoiber, noch amtierender bayerischer Ministerpräsident, über seine Beliebtheitswerte

»So ist es nicht gewesen!«

Nowaja Gaseta, russische Zeitung, bei der die ermordete Journalistin Anna Politkowskaja gearbeitet hat; zu den Ermittlungen, die russische Exilanten als Täter ausmachen

ZEITSPIEGEL

Christoph Bertram, 70

Ständig ist er in Bewegung. Gewiss, Christoph Bertram hat vor zwei Jahren die Leitung der Stiftung Wissenschaft und Politik in Berlin abgegeben. Aber ruft man ihn auf seinem Handy an, weiß man noch immer nicht, wo man ihn gerade erreicht: in Washington, mit dem Bundespräsidenten auf Reisen in Afrika, bei einer Sitzung zur Vorbereitung des Evangelischen Kirchentages? Oder doch in seinem Ferienhaus bei Oslo? Dort hat er am Montag seinen 70. Geburtstag gefeiert.

Es gibt nicht viele seiner Art. Bertram gehört zur Handvoll deutscher Experten für Außen- und Sicherheitspolitik, deren Wort in der Welt gehört wird. Er leitete das Internationale Institut für Strategische Studien in London, bevor der damalige Chefredakteur Theo Sommer ihn 1982 zur *ZEIT* holte. Deutschlands Verantwortung, das Gewicht Europas, das atomare Wettrüsten: Das waren Bertrams Themen, erst als Politikchef, dann als Diplomatischer Korrespondent.

Der Ruf an die Spitze der Berliner Stiftung 1998 krönte seine Laufbahn. Er charmierte und antichambrierte, bis das etwas verstaubte Institut aus dem bescheidenen Ebenhausen im Isartal in die neue, alte Hauptstadt umgezogen war, mitten hinein ins politische Geschehen.

Den Direktorensessel hat er geräumt, ist von Berlin nach Hamburg zurückgekehrt. Aber in die Debatten der Republik mischt er sich weiter ein – ein glänzender Kopf, ein liberaler Geist und ein verlässlicher Freund. **MN**

NÄCHSTE WOCHE IN DER ZEIT



Die Göttlichen: Vor 30 Jahren starb Maria Callas (Foto). Die Sopranistin war die letzte wirkliche Diva. Was war ihr Geheimnis? Was unterscheidet eine Diva von einem normalen Star? Warum gibt es heute keine Diven mehr? Elisabeth Bronfen und Helmut Krausser suchen Antworten auf diese Fragen. Und die Sängerin Cecilia Bartoli erzählt von ihrer Bewunderung für die französische Diva Maria Malibran. **FEUILLETON**

Die kleinen Fischer und die Sushi-Mafia: Rafa und Pedro sind Fischer an der spanischen Mittelmeerküste. Ihnen droht die Pleite wegen der industriellen Jagd auf den Roten Thunfisch, der aufgrund des globalen Sushihungers auszusterben droht. Japan und China haben den größten Appetit. **DOSSIER**



Fotos (v.): Tim Brauer/picture-alliance/dpa (o.), Sven Simon; Gamma/StudioX, N. Michail/Illstein; i. Schwarz/Reuters, A. Benert/dpa; W. Rottay/Reuters (v.)

Sonntags wird gern groß geredet, darüber, wie wichtig die Politik ist, eine Bürgerpflicht geradezu, Spielfeld des Gemeinwohls. Helfen tut das nicht – weder gegen Politikverdrossenheit noch gegen die wachsende Fremdheit zwischen Politikern und Bürgern, denen schon der pädagogische Impetus, das Fibelhafte solcher Sonntagsreden gegen den Strich geht. Dabei ist Politik durchaus nicht nur eine Notwendigkeit, sie ist auch schön, sogar cool, wenn man so will. Und wenn man nicht verlernt hat hinzuschauen oder die routinierte Abscheu den Blick verengt. Darum soll es hier gehen, den Blick frei zu machen auf die nicht hässliche Seite der Politik.

Politik und Schönheit? Gibt es da überhaupt irgendeinen Zusammenhang? Oder schließen sie einander nicht vielmehr aus wie Merkel und Mode, wie Beck und Beckett?

Niemand wird ernstlich bestreiten, dass es viele schöne Momente in der Politik gegeben hat. Der Fall der Mauer, natürlich. Auch der Kniefall von Willy Brandt vor dem Ehrenmal des jüdischen Ghettos in Warschau 1970 fällt einem sofort ein, mit dem sich Deutsche aus der Vergangenheit befreiten und zu sich selbst kamen. John F. Kennedy oder später Ronald Reagan, die beiden US-Präsidenten, die Berlin ihre Solidarität versicherten, als die Stadt noch geteilt war. Vielleicht noch tiefer berührend das gescheiterte Misstrauensvotum gegen den Kanzler Brandt von 1972, als er entkräftet und würdig die Glückwünsche von Rainer Barzel, seinem Herausforderer, entgegennahm. Die Befreiung der Geiseln aus der entführten Lufthansa-Maschine *Landshut* 1977 und die spätere Umarmung des spröden Helmut Schmidt mit der tapferen Stewardess.

Oder, in kleinerer Münze: der erste Einzug der Grünen in den Bundestag. Mit großem Plastikglobus und dünnen Tannenzweigen kehrte da, 1983, eine fast schon verlorene Generation in die Gesellschaft zurück. Noch der Sieg von Gerhard Schröder und Joschka Fischer im Jahre 1998 war von einzigem Reiz; kurz bevor sie zu alt waren, kamen sie an die Macht. Man könnte diese Liste lange fortsetzen, bis tief in die Vergangenheit und bis ganz nah an die Gegenwart heran. Und doch würde dadurch das erste Paradox der Politikverdrossenheit nur weiter verschärft, nach der es zwar schöne politische Momente geben kann, aber diese ganz gewiss nur inmitten hässlicher Politik und Politiker.

Hören wir zwei prominente zeitgenössische Stimmen, von einem Sänger und einem Dichter: »Ich halte es für völlig überflüssig, mit Politikern zu reden. Wir wollen uns nicht mit Politikern gemeinmachen. Ich traue Politikern nicht. Ihre Sprache tut mir weh.« Derart angewidert äußerte sich der Sänger Herbert Grönemeyer in einem Interview, das er anlässlich des G8-Gipfels in Heiligendamm gab. Eigentlich, so denkt man, ist der doch ganz klug in seinen Liedtexten. Weiß er nicht, dass Politiker in der Demokratie so handeln müssen, wie es der Mehrheit mutmaßlich gefällt? Ahnt er nicht, dass sein zur Schau getragener Politiker-Ekel demokratieverdrossen macht? Merkt er denn gar nicht, dass er die vielen Tausend »kleinen« Landes- und Kommunalpolitiker mitbeleidigt, ohne die

in diesem Land gar nichts laufen würde? Vielleicht muss er all das nicht berücksichtigen, er ist schließlich Künstler, er darf seinen persönlichen Geschmack zum Maßstab erheben, auch seinen schlechten Geschmack.

Doch einer der führenden deutschen Intellektuellen redet ganz ähnlich. In einer Philippika begründet er, warum er sich »mit Grausen abwendet«. Er beklagt »das durchdringende Gefühl der Peinlichkeit. Schließlich leben wir in demokratischen Gesellschaften, und das heißt, dass wir die Leute, die uns regieren, selber gewählt haben. Deshalb führt jeder demagogische Bluff, jedes dilettantische Manöver, jede durchsichtige Mogelei, die sie sich leisten, dazu, dass wir uns genießen.« So schrieb Hans Magnus Enzensberger im Juni 2005.

Offensichtlich – und das ist das zweite Paradox der herrschenden Politikverdrossenheit – hat sich der Denker hier eine schlichte Frage nicht gestellt: Wie kann es sein, dass ein alles in allem doch recht schönes, freies, reiches, tolerantes, sympathisches Land, das seine Probleme hat, aber weit weniger als andere, wie kann es sein, dass ein solches Land seit Jahr und Tag von mediokrinen, feigen, macht-süchtigen, sprachbehinderten, bürokratischen Politikern regiert wird? Gar nicht. Irgendwie muss doch der ansprechende Zustand des Landes mit der Politik zu tun haben, zumindest weitläufig.

Nur noch drei Themen sind groß: Das Wetter, der Fußball und die Politik

Immer wieder wird auf gut dotierten Podien die etwas melodramatische Frage gestellt, was eine so zerklüftete Gesellschaft wie unsere noch zusammenhalte. Die wichtigste Antwort darauf lautet: Das große Selbstgespräch über Dinge, von denen die meisten ein bisschen verstehen und für die sie sich über den individuellen Wirkungskreis hinaus interessieren. Ins öffentliche Gespräch verwickelt zu sein, das kann, zugespielt gesagt, eine Frage von Krieg oder Frieden sein. Von jenen übergreifenden Themen gibt es nur noch drei: das Wetter, den Fußball und die Politik. Alles andere ist nur kurzfristig für Mehrheiten oder dauerhaft für immer kleinere Minderheiten von Belang.

Dabei nimmt sich allein die Politik das große Ganze vor, verfehlt es meist, trifft aber auch ab und an. Schöne Momente. Und noch eines unterscheidet die Politik von den beiden anderen Themen fundamental: Alle, die mitreden, können auch mitbestimmen, zumindest durch Wählen. Und am Ende allen Redens und Meinens steht nicht einfach nur neues Reden und Meinen, sondern Handeln. Wie vermittelt und verspätet auch immer: Politik ist Reden mit Folgen, für viele, oft für alle. Das markiert den Unterschied zwischen Gerede und Politik, zwischen Fußball und Politik. Die hat insofern eigene Würde, ja, unter all

Trotz Schimpf und Schande,
Feigheit und Blässe:
Wer Politiker verachtet,
verkennt ihre wahre Größe
VON BERND ULRICH

Die Schönheit der Politik

den Intrigen und Langweiligkeiten des politischen Alltags liegt etwas wie Erhabenheit.

Und sind geistige Fortschritte, sind gelungene Lernprozesse ohne Anmut überhaupt vorstellbar? Moderne Demokratien haben nur die Politik, um sich über ein paar fundamentale Fragen zu einigen. Und das nicht nur, wenn eine Verfassung vereinbart wird. Auch wenn sich die Umstände, unter denen eine Gesellschaft lebt, dramatisch verändern. Das jüngste Beispiel ist hier die viel gescholtene Agenda 2010. Ganz abgesehen davon, was die einzelnen Maßnahmen operativ gebracht haben – im Streit darüber hat sich dieses Land darauf geeinigt, dass die Nachkriegszeit vorbei ist, dass die Phase des scheinbar automatischen Wohlstandswachstums zu Ende geht und dass man sich mehr wird anstrengen müssen. Was genau daraus folgt, darüber herrscht – wie es sich gehört – tagespolitischer Dissens, über die zugrunde liegende neue Lage nicht mehr. Man kann sicher nicht behaupten, dass dieser politische Lernprozess in jeder Phase schön war, auf der anderen Seite wird man ihm eine gewisse Anmut im Nachhinein nicht absprechen können. In diesem Fall handelte es sich wohl um die Schönheit des demokratischen Systems. Denn das war kein Erfolg eines einzelnen Politiklers, keiner konnte diesen Sieg nach Hause tragen, eher wirkten alle wie Verlierer. Der dennoch erzielte kollektive Erkenntnisgewinn verdankt sich der Art und Weise, wie diese Demokratie trotz aller Mängel gebaut ist: In ihr kann ein Volk sich unterhalten und ein Ergebnis erzielen, es kann sich ändern, sogar zum Besseren.

Das mag schon alles wahr sein, werden die Älteren unter den Verächtern der Politik einwenden, aber man schaue sich nur dieses Personal an! Wohl wahr! Die Politikergesichter sind nicht mehr vom scharfen Meißel der Geschichte gehämmert. In ihnen spiegeln sich speckig die Jahrzehnte des Friedens und des Wohlstands. Unsere Politiker sind vorsichtig, sie wollen sich nicht festlegen, sie halten sich alle Optionen bis zuletzt offen, sie sind lau, ihre Hände tragen keine Schwielen und ihre Seelen vermutlich auch nicht. Ja, das muss man ihnen wirklich vorwerfen: Diese Politiker sind praktisch genauso wie wir. Und wir sind natürlich nicht schön, oder?

Nur, stimmt die Rede von den uncharismatischen Politikern überhaupt, wenn man sie nicht immerzu

mit den von Krieg und Kaltem Krieg Krieg gestählten und entstellten Männern vergleicht? Wolfgang Schäuble, Joschka Fischer, Franz Müntefering, Gerhard Schröder, auch Edmund Stoiber oder Ursula von der Leyen – sind das nicht bewegende, tragische, ironische, schöne Lebens- und Politikgeschichten? Und was die historische Prägung angeht: Wenn es stimmt, dass wir in einer Wendezeit von leichteren zu schwereren Zeiten leben, dann werden diese Politiker, dann wird dieses Land von der Zukunft möglicherweise mehr gerébt als von der Vergangenheit.

Leicht lässt sich in der Verachtung für die Politiker der typische deutsche Selbsthass entdecken. Wir mögen sie nicht, weil wir uns nicht mögen. Doch könnte es sich hier um eine bloße Phasenverschiebung handeln. Denn die Deutschen können sich nach Jahren der Selbstbeichtigung von links (wir sind gefährlich) und von rechts (wir sind faul) mittlerweile recht gut leiden, so gut, dass diese Selbstveröhnung über kurz oder lang sogar auf die Politik abfärben und das Publikum für deren schöne Seiten empfänglicher machen dürfte.

Ohnehin spricht vieles dafür, dass die Baisse des politischen Eros vorübergehen könnte, wenn inszenierte und operative Macht nicht mehr so sehr auseinanderfallen. Die Politiker, mit denen sich die Bürger allenfalls identifizieren können, von denen sie wissen, wer da spricht und handelt, das sind die nationalen Akteure. Die reale Politik hingegen internationalisiert sich in hohem Tempo. Dadurch bekommt die politische Berichterstattung oft etwas Irreales, Attrappenhaftes. Noch.

Zwei kleine Machos an der Spitze zu kurz gekommener Großnationen

Mehr und mehr führen die häufigen internationalen Gipfeltreffen dazu, dass ausländische Akteure für das deutsche Publikum Kontur und Charakter bekommen. Wer Nicolas Sarkozy und Wladimir Putin in Heiligendamm nebeneinander sieht, der versteht sogleich: Diese beiden kleinen Machos an der Spitze zu kurz gekommener Großnationen würden sich auch für eine böse Novelle gut eignen. Zudem gewinnt die Politik auf internationaler Ebene etwas zurück, was in den komplexen Entscheidungsprozessen der Hauptstädte oft vermisst wird. Dass zwei oder drei Mächtige zusammensetzen, mit einem Stift in der Hand, und eine Entscheidung treffen, die dann auch gilt – das ist Politik wie im Kino. Und doch wahr.

Auf der internationalen Bühne spielten sich in diesem Jahr auch die schönen Momente der Kanzlerin ab. Ihre Geschichte ist zurzeit eine des Gelingens, in ihr runder sich ein Leben in Deutschland. Gar nicht so sehr, weil eine Frau und Ostdeutsche Kanzlerin wurde.

Wirklich schön an ihrer Laufbahn scheint etwas anderes. Unter Helmut Kohl hat sie ihr politisches Handwerk gelernt. Dazu gehörte die Lehre, sich möglichst nicht festzulegen und sich stattdessen zum siegreichen Moderator zu erklären, egal, was in der Sache rausgekommen ist. Wer jedoch ganz nach oben will, dem kann eine politische Öffentlichkeit Vagheit nicht durchgehen lassen. So nahm der Druck auf sie, sich mit Inhalten zu verbrütern, immer mehr zu. Nolens volens wurde aus der ehemaligen Umweltministerin als Kanzlerin eine partielle grüne Überzeugungstäterin – und genau damit hatte sie international Erfolg. Eine politische Linie entstand, und sei es eine spiralförmige, etwas ging auf, das ebenso gut hätte verschütt gehen können. Und das alles nicht, weil sie es sich so vorgenommen hatte, sondern weil ihr Haltung abverlangt wurde.

Über Schönheit, über politische zumal, lässt sich streiten. Zweierlei kann man gleichwohl darüber sagen: Politische Schönheit entsteht in der Demokratie kaum je allein aus einer Person. Und sie hat immer einen Makel: Das Misstrauensvotum von 1972 wurde durch den An- und Verkauf von Abgeordneten abgewehrt. Die deutsche Einheit wurde vom Westen gar nicht so sehr gewollt und vom Osten – auch – aus Gier so sehr. Und mit den Grünen zogen 1983 viele Rote in den Bundestag, auch Antidemokraten und einige Stasi-Spitzel. Die Schönheit der Politik ist die des Bernsteins: Eine Mücke ist immer darin eingeschlossen.

Das hat mit der dunklen Seite zu tun. In einem unterscheidet sich die Politik von allen anderen Sphären: In der Wirtschaft braucht man Macht, um Geld zu verdienen, in den Medien, um bemerkt zu werden – nur in der Politik braucht man Macht um ihrer selbst willen. Doch ohne dieses archaische und gefährliche Moment könnte sie die Menschen nicht in ihren Bann ziehen.

Wer plump denkt, glaubt darum, immer nur nachweisen zu müssen, dass in der Politik unter allen Motiven der Akteure das niedrigste Motiv den Ausschlag gibt. Damit jedoch wird die Politik verhässlicht, und es wird – was schlimmer ist – allzu leicht der Moment verpasst, wo es wirklich gefährlich wird, dann nämlich, wenn die pure Macht sich aus der Verankerung zu lösen droht.

Eines noch, etwas spezifisch Deutsches, schwächt zurzeit das Interesse an Politik. Die Deutschen wurden nach dem Zweiten Weltkrieg ganz zu Recht als Freigänger der Weltgeschichte betrachtet. In der Reeducation wurde ihnen eingebläut, dass sie sich gefälligst als neue demokratische Bürger für Politik zu interessieren und mindestens eine Zeitung zu lesen sowie die *Tagesschau* anzuschauen hätten. Was nicht zuletzt zu einer weltweit beispiellosen Dichte an Qualitätszeitungen geführt hat. Mittlerweile fühlt sich indes kaum noch jemand verpflichtet, sich für Politik zu interessieren. Wir treten in die Phase der völligen Freiwilligkeit ein. Das führt erst mal zu einer Delle im Politikinteresse. Das kann aber auch bald dazu führen, dass der anspruchsvoller gewordene Bürger mit besserer Politik und noch besseren Zeitungen bedient wird. Die Schönheit der Politik liegt im Auge des Betrachters.



WARSAU 1970
Der Kniefall von
Kanzler Brandt
VERDUN 1984
Kanzler Kohl
und Präsident
Mitterrand



BERLIN 1989
Der Fall der Mauer
zwischen Ost und
West



GRIMMA 2002
Kanzler Schröder in
der Oder-Flut
JAD VASCHEM
2004
Außenminister
Fischer in Israel



BUNDESTAG 2005
Angela Merkel
wird als Kanzlerin
vereidigt

»Die da oben«

Über die Arbeit der Politiker wissen die Bürger kaum etwas – doch viele halten sich für politisch interessiert. Eine ZEIT-Umfrage

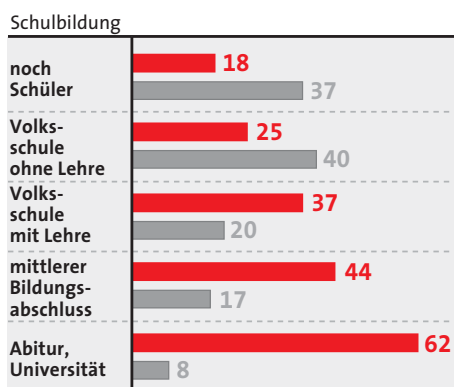
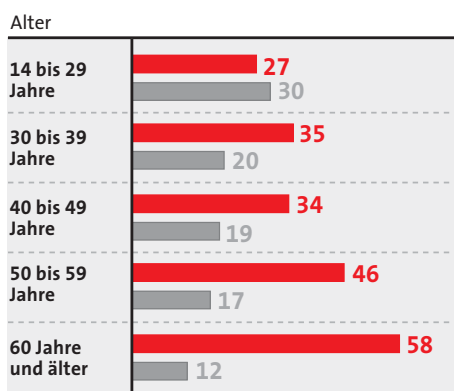
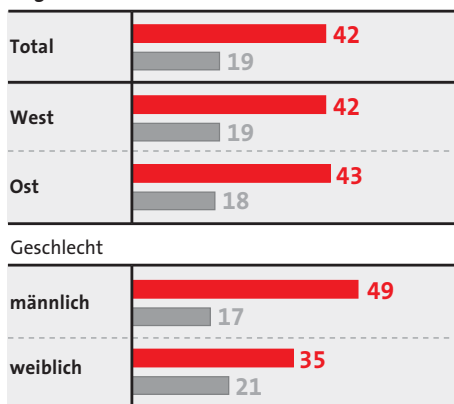
Wissen, was los ist? Immer!

?

Wie stark interessieren Sie sich persönlich für aktuelle Ereignisse aus der Politik?

stark bis sehr stark
schwach bis überhaupt nicht

Angaben in Prozent

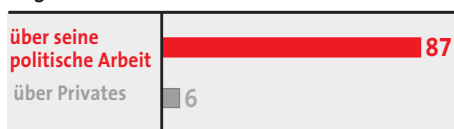


Privates? Will keiner wissen

?

Wenn Sie sich über Ihren Bundestagsabgeordneten informieren wollen: Informieren Sie sich dann vor allem über seine politische Arbeit oder über Privates?

Angaben in Prozent



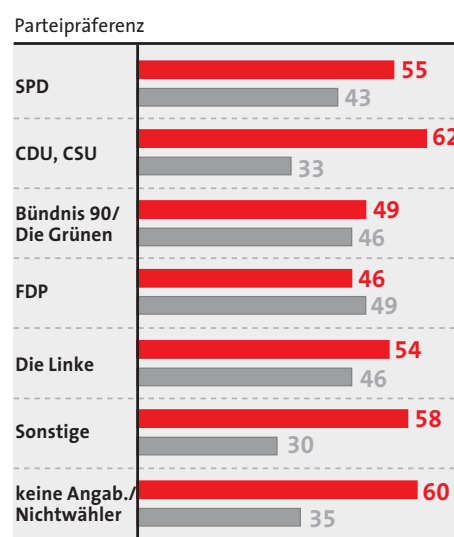
Zählt Ehrlichkeit sich aus? Ja!

?

Wenn ein Bundestagsabgeordneter ganz ehrlich seine Meinung sagen würde: Würden die Wähler ihn dann wohl eher wählen oder eher nicht wählen?

eher wählen
eher nicht wählen

Angaben in Prozent



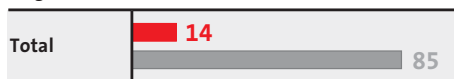
Kennen die sich aus? Ach was!

?

Wie genau kennen die Bundestagsabgeordneten wohl Leben, Alltag und Sorgen ihrer Wähler?

sehr genau, ziemlich genau
nicht so genau oder gar nicht

Angaben in Prozent



Im Auftrag der ZEIT befragte das Meinungsforschungsinstitut TNS Emnid am 29. und 30. August exakt tausend repräsentativ ausgewählte Jugendliche und Erwachsene. Alle Grafiken: DIE ZEIT

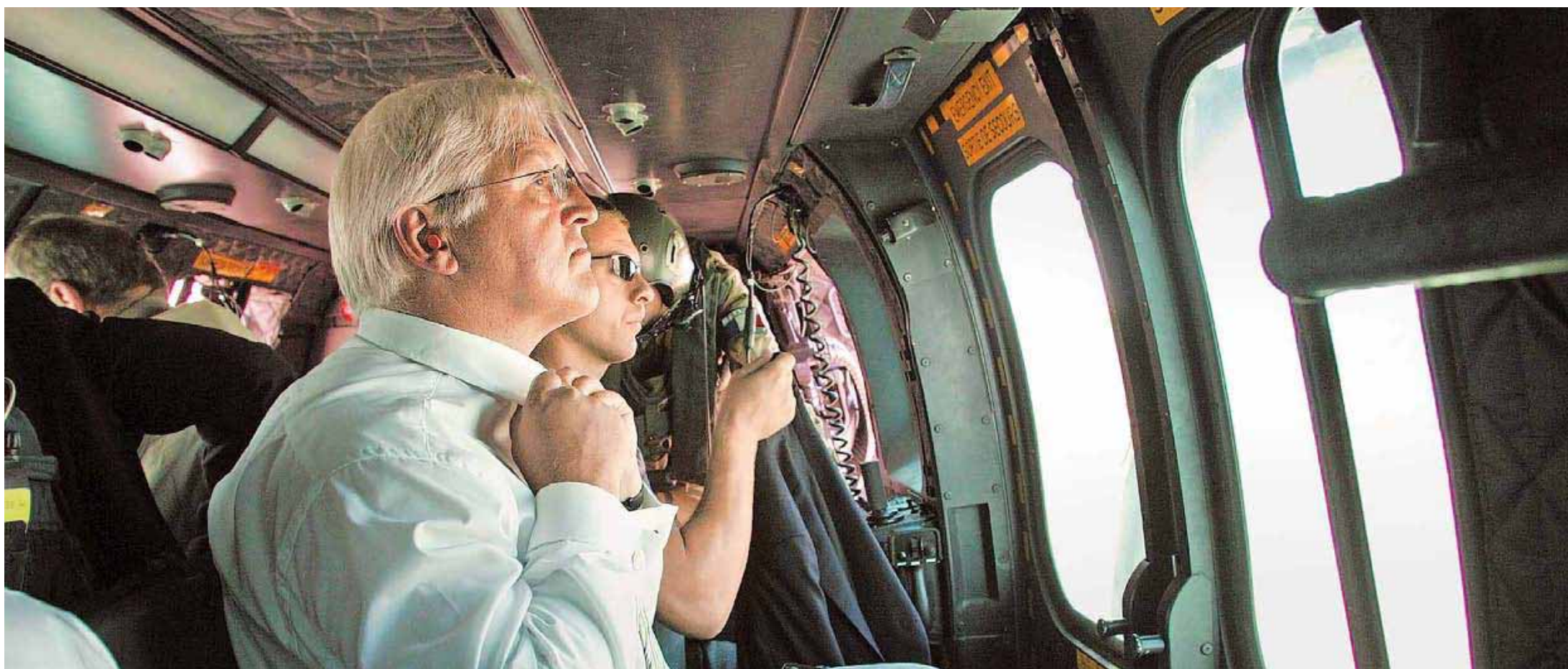


Foto (Ausschnitt): Thomas Kohler/phototek.net

Die Welt der Politiker

Niemand anderes ist der Bevölkerung so nah – und gleichzeitig so fern. Erkundung einer kaum bekannten Kaste **VON MARC BROST UND TINA HILDEBRANDT**

Kommt sie endlich? Wie groß ist sie eigentlich? Und wie sieht sie aus der Nähe aus? »Stell dir ens für, die fragt uns wat!«, zappelt ein Mann aus dem Rheinland. Das Volk wartet auf die Kanzlerin. Das Volk ist gespannt.

Dann ist sie da. Eine stämmige, eher kleine Dame in weißen Hosen und blauem Jackett, die aussieht, als habe sie sich zu einer Segelpartie zu recht gemacht. Sie begrüßt die Besucher zum Tag der offenen Tür der Regierung, die Menge zückt die Handys. Wichtiger noch, als Angela Merkel mit eigenen Augen zu sehen, ist es, ein Foto von ihr zu haben. »Es wird ja oft gesagt, dass zwischen der Politik und den Menschen ein Stück Distanz ist«, sagt sie. »Dass Sie hier sind, zeigt doch, dass wir ganz gute Beziehungen haben.«

Wirklich? Keine andere Berufsgruppe ist der Bevölkerung so nah wie die Politiker – und gleichzeitig so fern. Politiker reden auf Marktplätzen, besichtigen Betriebe, eröffnen Schulen und Autobahnabschnitte. Doch die meisten Menschen sehen nur, was die Medien ihnen ins Wohnzimmer liefern. Die letzten Minuten vor Beginn der Kabinettsitzung. Die schwarzen Limousinen auf dem Weg zum Kanzleramt. Die leeren Bänke im Bundestag. Es sind Bilder, die Politik zeigen sollen – dabei findet Politik erst statt, wenn die Kameras abgebaut und die Türen geschlossen sind.

Jetzt, Anfang September, kehrt die Politik aus der Sommerpause zurück. Die Abgeordneten tagen, und sie talken auch wieder, bei *Anne Will* oder *Maybritt Illner*. Wie aber geht es in der Welt der Politiker wirklich zu?

85 Prozent der Wähler glauben laut einer ZEIT-Umfrage, dass Politiker nicht so genau oder gar nicht wüssten, wie das Leben der Bürger aussähe. Umgekehrt sagen 94 Prozent der Wähler, sie wüssten nicht so genau oder gar nicht, was ein Politiker eigentlich mache.

Hyatt-Hotel Berlin, kurz nach sieben Uhr morgens. Der Gast in Zimmer 625 prüft ein letztes Mal den Klang seiner Stimme. Auf dem Boden liegt ein Stoß zerfledderter Tageszeitungen, über den Bildschirm des Fernsehers flimmern die Schlagzeilen des Videotexts. Dann klingelt das Telefon. Und der Abgeordnete Wolfgang Bosbach aus Bergisch-Gladbach, Vizechef der Unionsfraktion im Deutschen Bundestag, zuständig für die Bereiche Innen, Recht, Vertriebene, Flüchtlinge, Sport, Kunst, Kultur und Medien, gibt sein erstes Interview des Tages.

Wenn Bosbach kurz vor acht in sein Berliner Büro kommt, melden die Nachrichtenagenturen schon die ersten Aussagen des morgendlichen Radiointerviews. Und die Reaktionen anderer Politiker darauf. Und die Reaktionen auf die Reaktionen. Die Maschinerie läuft an. Sie läuft bis tief in die Nacht.

Abends mal ins Theater gehen? Oder ins Kino? »Ich bin seit sieben Jahren in Berlin, ich war genau zwei Mal in der Oper und ein Mal im Kino«, sagt Bosbach. »Ich habe einen Radius wie ein Bierdeckel, rund um den Reichstag.« Am Rande dieses Bierdeckels liegt das Hyatt, dort übernachtet der 55-Jährige, wenn in Berlin das Parlament tagt. Das ist bequemer, als eine Zweitwohnung zu mieten, er muss sich um nichts kümmern, nicht um den Abfall, auch nicht um frische Handtücher oder darum, dass im Winter geheizt ist. Wolfgang Bosbach bewohnt immer das gleiche Zimmer.

In der Welt der Politiker herrschen zwei Geschwindigkeiten. Sechs Jahre, bis 2013, wird es dauern, bis der soeben beschlossene Ausbau von Krippenplätzen bundesweit Realität ist. Etwas durchzusetzen braucht Zeit, viel mehr Zeit als in einem Großkonzern, wo oben entschieden wird und nach unten hin alle die Entscheidung umsetzen. Der politische Alltag aber verläuft extrem schnell. Alles ist durchgetaktet, festgelegt. Sitzung des geschäftsführenden Fraktionsvorstands. Sitzung des Fraktionsvorstands. Fraktionssitzung. Landes-

gruppensitzung. Dazwischen kurz ins Büro, telefonieren, neue Termine ausmachen.

In der ZEIT-Umfrage schätzen die Deutschen die durchschnittliche Arbeitsbelastung eines Bundestagsabgeordneten auf 44,5 Stunden. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Politiker zu sein ist ein 24-Stunden-Job, sieben Tage die Woche, 365 Tage im Jahr. Am Ende einer Parlamentswoche, deren Sitzungen oft bis nach Mitternacht dauern, geht es heim nach Gelsenkirchen, Buxtehude oder Oschatz – nach Hause geht es noch lange nicht. Am Freitagabend warten die ersten Termine im Wahlkreis. Wer Anfang September 2007 im Büro des Bundestagsabgeordneten Bosbach anruft, um sich mit ihm für abends zu verabreden, bekommt bereitwillig eine Zusage – für Mai 2008. Bis dahin ist jeder Abend verplant.

»Politik heißt: Man macht sein Hobby zum Beruf«, sagt einer, der lange dabei ist. »Daraus folgt aber auch eine völlige Entgrenzung: Was ist Hobby, was ist Beruf?« So frisst sich die Arbeit Stück für Stück ins Private hinein. »Ein Politiker kann und darf niemals abschalten«, sagt Gerd Langguth, Politikwissenschaftler und Merkel-Biograf, »das ist Teil des politischen Prinzips.« Und wenn man dann doch mal ganz privat unterwegs ist, wenn man alte Freunde trifft, zum Essen oder auf ein Bier, prallen Welten aufeinan-

OTTO FRICKE, FDP-ABGEORDNETER

»Ein Zahnarzt wird nicht nur als Zahnarzt wahrgenommen.

Aber ein Politiker? Das ist mehr als ein Beruf. Es ist ein Leben«

der. »Ich habe die Kultur der Langsamkeit verlernt«, sagt ein parlamentarischer Staatssekretär. »Die meisten meiner Freunde haben ein anderes Tempo drauf. Wenn einer anfangt zu erzählen, nehme ich die ersten Sätze wahr, und dann schalte ich ab und erst beim letzten Satz wieder ein.« Und keiner merkt's.

Spitzenpolitik ist eine Frage der Kondition. Es ist ganz einfach ein Wettbewerbsvorteil, mit weniger Schlaf auszukommen. Angela Merkel etwa kann binnen Sekunden im Flugzeug wegnicken. »Sie leidet nicht unter der Belastung, sie genießt sie«, sagt ein Vertrauter. Spitzenpolitiker zehren von der Substanz, geistig und körperlich, es ist die permanente Abschreibung des eigenen Humankapitals. Noch in den Neunzigern hat Merkel geraucht. Sie hörte auf, als sie Atemwegsprobleme bekam. Nicht aus Sorge um die Gesundheit. Sondern weil man sich Krankheit schwer leisten kann.

Wer nach oben kommen will, muss an seinen Schwächen arbeiten. Wer oben bleiben will, muss sie verbergen. So wie Helmut Kohl auf dem CDU-Parteitag 1989 in Bremen: Weil ihn seine parteiinternen Gegner stürzen wollten, verschob der Kanzler eine Prostata-Operation und saß die Revolte einfach aus. Drei Tage lang.

Vor dreieinhalb Jahren hat es Wolfgang Bosbach erwischt. Eine verschleppte Herzmuskelerkrankung, Krankenhaus, Schrittmacher. Damals hatte er Zeit zum Nachdenken. »Wenn man da so an den Schläuchen hängt, dann sagt man sich, dass war dir jetzt eine Lehre. Ab jetzt änderst du vieles. Dann kommt die zweite Phase, man fühlt sich besser und will ein bisschen mehr machen. Und dann kommt die dritte Phase. Und alles ist wieder wie zuvor.«

Sein Herz leistet nur noch 40 Prozent. Bosbach nimmt Medikamente, sicherheitshalber hat er einen Defibrillator implantiert, der ihn wieder »anspringen« lässt, wenn das Herz aussetzt.

Warum tut man sich all das bloß an?

Hildegard Müller war Staatsministerin im Kanzleramt. Im August vergangenen Jahres kam ihre Tochter zur Welt, Müller nahm eine kurze

Auszeit. Für sie war es auch eine Gelegenheit zu einer kritischen Selbstbefragung: Kannst du das, was du dir mal vorgenommen hast, wirklich noch umsetzen? Die Antwort lautete Ja. »Es klingt vielleicht simpel oder naiv«, sagt Müller, »aber Zukunft zu gestalten, meine Ideen davon, was richtig ist, zu verwirklichen, war für mich nach wie vor ein leidenschaftlicher Antrieb. Das geht den meisten von uns so.«

Natürlich gibt es Momente, in denen sich jeder Politiker fragt, warum das alles so lange dauern muss. Warum politische Prozesse oft so mühsam sein müssen. Ob sich Politik wirklich lohnt. »Am Ende«, sagt Hildegard Müller, »komme ich zum Schluss: Ich habe immer noch mehr bewegt, als wenn ich nie in die Politik gegangen wäre.«

Der Vizekanzler der Bundesrepublik Deutschland steht vor einem weiß-blau gestreiften Bierzelt, neben ihm steht der Oberbürgermeister von Herne, und gleich werden die beiden hinter einem Spielmannszug ins Zelt marschieren und das größte Volksfest von Nordrhein-Westfalen eröffnen. Franz Müntefering schüttelt unablässig Hände. Wer auf ihn zugeht und sich kurz vorstellt, dem entgegnet er: »Weiß ich doch.« Fester Blick. Aufmunterndes Lächeln. Weiß ich doch. Es sind die drei wichtigsten Worte eines Politikers, wenn er auf seine Wähler trifft. Das Volk soll sich erkannt fühlen – und nicht verkannt.

Drei Meter neben Müntefering steht Frank Schwabe. Der 36-Jährige hat 2005 für die SPD den Nachbarwahlkreis geholt, Castrop-Rauxel/Recklinghausen/Waltrop, da gehört es sich einfach, an diesem Nachmittag hier dabei zu sein. Es ist ein Freitag Anfang August. Schwabe ist gerade aus dem Urlaub gekommen, es ist sein erster Tag, er tastet sich wieder an die Politik heran. Das ist der Unterschied zu Müntefering: Der hat noch Urlaub, aber er ist dennoch hier. Die Grenze zwischen Urlaub und Arbeit ist bei ihm längst verwischt.

Als die Agenda 2010 anstand, da war es Franz Müntefering, der für die SPD und wohl auch den größten Teil der Bevölkerung die Anstrengungen der Reformen durchlitt. Man konnte sehen, welche Kraft ihm das abverlangte, aber am Ende hatte sich das Land wirklich verändert. Nun wächst die Wirtschaft wieder, die Arbeitslosenzahlen sinken.

Im Grunde führt jeder Bundestagsabgeordnete zwei Leben. Das eine Leben findet in Berlin statt, 22 Wochen im Jahr, wenn das Parlament tagt. Es ist das Leben, dessen Bilder die *tagesschau* sendet und das die Klischees nährt. Über das zweite Leben berichtet bestenfalls die Lokalzeitung. Es ist der Teil von Politik, der für viele Menschen weit wichtiger ist als die Debatte um den nächsten Kanzlerkandidaten der SPD. Es ist das Leben im Wahlkreis.

»Die meisten Leute in meinem Wahlkreis wissen gar nicht, was ich in Berlin genau tue oder wofür ich zuständig bin«, sagt Frank Schwabe. Für die Bürger ist er der Experte, der alles wissen muss. Warum die neue Umgehungsstraße nicht kommt. Oder weshalb die Mieten steigen. In Berlin sitzt Schwabe im Umweltausschuss, er war für seine Fraktion bei der Verhandlung der Klimaziele dabei, als Berichterstatter für den Emissionsrechtshandel. In Castrop-Rauxel interessiert sich kaum jemand für Emissionsrechte. Eher für die Rente ab 67.

Politiker brauchen dieses zweite Leben, den Kontakt zu den Wählern. Nicht nur, weil sie deren Stimmen wollen. Hier sammeln sie auch die Belege dafür, dass das, was »die da oben« machen, bei »den Menschen draußen im Lande« tatsächlich etwas bewirkt. Selbst Bundesminister bieten in ihrem Wahlkreis noch Bürgersprechstunden an.

Da kommt dann der Patient, dessen Arztrechnung die Kasse nicht übernehmen will. Da kommt die Mutter, deren Tochter im Kunstunterricht die Note Sechs bekommen hat.

Da kommen Sozialhilfeempfänger, gescheiterte Unternehmer und manchmal auch Leute, die einfach nur reden wollen.

»Seit Wochen beschäftige ich mich mit der drohenden Enteignung eines türkischstämmigen Mitbürgers aus Leverkusen, der in Turkmenistan eine Hühnerfarm gegründet hat«, erzählt Wolfgang Bosbach. Dabei ist Leverkusen nicht mal sein eigener Wahlkreis. Und neulich hatte ein Arzt einen teuren medizinischen Apparat aufgetrieben, den er nach Afghanistan bringen wollte. Bosbach kümmerte sich zusammen mit Entwicklungshilfeministerin Heidemarie Wiecezorek-Zeul darum, dass er heute in Kabul steht.

Im Wahlkreis ist der direkt gewählte Abgeordnete ein kleiner König. In der Hauptstadt aber kommen viele kleine Könige nie über die Rolle des Vasallen hinaus. Und wer das erste Mal im Parlament sitzt, muss sich sowieso hinten anstellen. Dann sitzt man nachts um zehn mit einem Dutzend anderer Abgeordneter im Plenarsaal und debattiert ein Thema, das niemanden interessiert. Dann erfährt man die Meinung der Fraktionspitze erst morgens aus der Zeitung, obwohl man zu Hause, in der Kommunalpolitik, selbst jahrelang Meinungsführer war.

»Die ersten vier Jahre sind nur Zugucken«, sagt ein hoher Regierungsbeamter. »Das ist wie beim Tennis: Kopf nach links, Kopf nach rechts.« Und immer schön die Klappe halten. Nach zwei Jahren denken die meisten, sie wüssten ungefähr, wie es läuft. Wirklich dabei sind sie bei den zentralen Entscheidungen noch lange nicht. Die wichtigen Dinge werden nicht in den zuständigen Gremien festgelegt, sondern in kleinen Runden. Informationsvorsprung ist das Kapital der Einflussreichen.

Gute Politiker schaffen es, sich bei alledem noch einen unverstellten Blick auf die Realität zu bewahren. Sie schalten nicht geistig auf Durchzug, während sie auf den Hinterbänken des Bundestags auf den Karrierestart warten. Sie legen sich zwar über die Jahre ein immer dickeres Fell zu, um von Stress und Kritik und Sport nicht zu sehr verletzt zu werden – sind aber gleichzeitig noch offen für die Sorgen und Wünsche der Menschen. »Das innere Pendel halten«, nennt das Wolfgang Tiefensee, der Verkehrsminister.

Was Politiker tun, hat Folgen für alle Bürger, deshalb lässt sich der Job des Politikers nicht einfach

WOLFGANG BOSBACH, FRAKTIONSVICE DER UNION, NACH EINER HERZERKRANKUNG

»Man sagt sich, das war dir jetzt eine Lehre. Dann macht man etwas mehr. Und am Schluss ist alles wie zuvor«

an der Garderobe abgeben wie ein Mantel. »Ein Zahnarzt wird ja nicht nur als Arzt wahrgenommen, mit ihm redet man privat auch über anderes und nicht bloß über Zahnpflege«, sagt FDP-Mann Otto Fricke, der Vorsitzende des Haushaltsausschusses. Aber ein Politiker? »Das ist mehr als ein Beruf«, sagt Fricke. Es ist ein Leben – wenn man Pech hat, das Leben eines anderen. Als Sigmar Gabriel 1999 zum Ministerpräsidenten von Niedersachsen gewählt wurde, fühlte sich der damals 40-Jährige in das Leben eines 55-Jährigen katapultiert. Während andere 40-Jährige ins Kino gingen, brütete Gabriel über Akten. Jetzt, mit 48, ist er langsam in seinem Alter angekommen.

Natürlich betont jeder Politiker, dass er Freunde habe, die ihn wieder auf den Boden holten, wenn er abzuheben drohe. Skatbrüder. Saunafreunde. Fußballkumpel. Ein Bundesminister erzählt von seinem »Klub der Nein-Sager«: alte Freunde, die ihn bremsen würden. Doch sagen sich gute Freunde wirklich immer die ungeschminkte Wahrheit? »Politiker müssen einen besonderen Filter entwickeln«, sagt Thomas Steg, der stellvertretende Regierungssprecher. »Sie



Foto (Ausschnitt) Oliver Lang/dap

müssen ganz viele Antennen ausfahren und daraus eine Analyse der gesellschaftlichen Realität machen.« Denn was die Menschen sagen, so Stegs Erfahrung, »ist oft nicht das, was sie eigentlich sagen wollen.«

In der Mitte des Podiums stehen zwei Schilder: »Dr. Schavan« und »Ehrlich«. Was wie eine Aufforderung an die Bildungsministerin aussieht, ist das Namensschild von Peter Ehrlich, Journalist und Moderator dieser Pressekonferenz. »Die blaue Wand kennen Sie sicher aus dem Fernsehen, jetzt sind Sie selbst da«, sagt er. »Wer möchte?« 30 Besucher sind am Tag der offenen Tür hierhergekommen, um eine leibhaftige Politikerin zu löffeln.

Annette Schavan spricht mit den Wählern, als habe sie kleine Kinder vor sich, milde, als müsse sie gaanz von vorne anfangen, damit sie verstanden wird. Ihre Botschaft ist klar: Wir arbeiten wahnsinnig viel, sind aber total normale Leute. Im Grunde beantwortet Schavan keine einzige der Fragen, nicht die nach den einheitlichen Schulbüchern, nicht die nach den Angriffen auf Inder in Mügeln.

Dann aber kommt der Moment der Wahrheit, aus Versehen eher, als eine Schülerin fragt, was denn gegen den Unterrichtsausfall getan werde. Zuerst entgegnet Schavan auf die Schilderung des Misstands in gütigem Märchentone: Ist das wahr? Und dann: »Das Problem wird es geben, solange es Schulen gibt.« Da wird es dem Publikum dann doch ein bisschen zu bunt mit Schavans Märchenstunde, und empörtes Murren wird laut. Und die Ministerin beeilt sich, ihre Antwort zu einem nicht ganz ernst gemeinten Witz zu erklären. Es gebe in der Politik lösbare Probleme, wie Planung oder Personalstellen, sagt sie, nun gar nicht mehr locker. Und dann gebe es unlösbare Probleme. Man könne nämlich auch mal fragen, ob all die Ausflüge, Studienreisen, Unterrichtsvor- und Nachbereitungen eigentlich während der Schulzeit stattfinden müssten, oder ob das nicht auch am Wochenende ginge. Solche Wahrheiten aber könne ein Minister nur aussprechen »drei Tage, bevor er aus dem Amt scheidet. Verstehen Sie?«

Offiziell ist ein Abgeordneter nur seinem Gewissen verpflichtet und ein Minister dem Wohl des Landes, das er in seinem Amtseid zu mehrern schwört. Aber darf ein Politiker wirklich immer tun, was er will, darf er sagen, was er denkt? Und wenn er das nicht tut, weil ihn die Angst um die Wiederwahl davon abhält oder der Zorn der Kollegen oder der Fraktionszwang, den es offiziell gar nicht gibt: Ist das dann prinzipienlos – oder selbstlos, weil Demokratie davon lebt, dass Mehrheiten zustande kommen?

Karl Lauterbach war schon Politiker, bevor er es wirklich war. Als Medizinprofessor und Berater von Gesundheitsministerin Ulla Schmidt machte er Vorschläge, die in Gesetze Eingang fanden, die er dann als Experte wieder bewerten sollte. »Im Grunde«, sagt Lauterbach, »lobte ich mich abends für Vorschläge, die ich morgens gemacht hatte.« Eine »Misch-Identität« sei das gewesen, die er als immer unglücklicher empfand. Lauterbach bewarb sich 2005 für die SPD um ein Bundestagsmandat. Er wollte nicht das Wahre, Schöne, Gute herausfinden, er wollte es umgesetzt sehen. »Jedes Gesetz, auch wenn es nicht perfekt war, war mir wichtiger als ein erstklassiger Aufsatz in einer Fachpublikation.«

Heute gilt Lauterbach unter vielen Abgeordneten als »begnadetste Ich-AG des Bundestags«. Zu präsent ist der Neuling in Funk und Fernsehen, zu offensichtlich stemmt er sich gegen die Spielregeln des Systems. Bei der Abstimmung über die Gesundheitsreform – ein Belastungstest für die Große Koalition – votierte Lauterbach mit Nein und entfachte eine tagelange Diskussion über Sinn und Unsinn des Fraktionszwangs. Fraktionschef Peter Struck tobte. Und die Parteikollegen redeten auf Lauterbach ein und erzählten, für welche schlechten Gesetze sie schon gestimmt hatten – als Beleg ihrer Eignung als verantwortungsvolle Politiker.

Offen gedroht wird selten. Eher nimmt einen irgendwann der Fraktionschef zur Seite und erinnert einen an seine »Verantwortung«. Und daran, dass bald die Landeslisten für die Wahlen aufgestellt werden. Und dass es dann ganz schwierig wird zu begründen, warum einer, der immer quertreibt, einen der vorderen Plätze bekommen soll.

Unabhängigkeit lautet das Mantra vieler Politiker. Innere Unabhängigkeit: zu sagen und zu tun, was man für richtig hält; äußere Unabhängigkeit von den Diäten, von der Führung. Verkehrsminister Tiefensee trägt seine Unabhängigkeit in der Hosentasche herum. Im Geldbeutel hat er eine Halbdollarmünze, darauf eingeprägt ist das Wort »Independence«. Als Oberbürgermeister von Leipzig galt Tiefensee als eines der raren ostdeutschen Politiktalente. In Berlin verwaltet er einen der größten Etats, sitzt auf dem Großthema Bahn und zählt doch zu den am wenigsten bekanntesten Ministern. Tiefensee hat keine Seilschaften. *Independence?* Zwischen Unabhängigkeit und Einflusslosigkeit verläuft in der Politik ein schmaler Grat.

Netzwerke sind Sicherungs- und Beutegemeinschaften. Sie verdonnern zu Loyalität, aber sie schützen auch. Als Roland Koch in der hessischen Spendenaffäre um jüdische Vermächnisse um sein Amt fürchten musste, stellte sich niemand aus der Füh-

FRANK SCHWABE, SPD-ABGEORDNETER

»Die meisten Leute in meinem Wahlkreis wissen gar nicht, was ich in Berlin genau mache oder wofür ich zuständig bin«

rungsriege der CDU gegen ihn – man kannte sich aus dem Andenpakt, jenem Kreis junger CDU-Politiker, der sich einst geschworen hatte, gemeinsam nach oben zu kommen. Auch Andrea Nahles' Karriere hätte zu Ende sein können, nachdem sie im Streit um die Position der SPD-Generalsekretärin versehentlich ihren damaligen Parteivorsitzenden Franz Müntefering zur Strecke gebracht hatte. Was sie schützte, war ihre Verankerung in der Partei. Als Vertreterin der einflussreichen Linken kann sie bei Parteitagten Mehrheiten bewegen.

Wer das nicht kann, muss über Bande spielen. Über die Medien und die Öffentlichkeit, wie Gerhard Schröder, der gegen seine Partei Kanzler wurde. Oder wie Sigmar Gabriel, der vielen in der SPD als Inbegriff des Unsoliden, Wankelmütigen, Unberechenbaren gilt. Komisch eigentlich. Denn man kann nicht gerade behaupten, dass der Umweltminister öfter als andere gelogen oder seine Meinung geändert hätte, im Gegenteil. Eher hat er mit schöner Regelmäßigkeit offen erkennen lassen, dass er nach oben will.

Der Wähler lasse Ehrlichkeit nicht zu, heißt es oft. Doch wie viel Ehrlichkeit lässt die Politik selbst zu? Im vergangenen Sommer sagte Finanzminister Peer Steinbrück, was eigentlich alle wissen: dass man, um später im Alter den Lebensstandard halten zu können, kurzfristig auch mal auf einiges verzichten müsse – zum Beispiel auf einen Urlaub. Prompt regnete es Empörung: Steinbrück wolle den Deutschen den Urlaub wegnehmen. Nicht »die Medien« waren es oder »das Volk«, die Steinbrück attackierten, sondern die eigenen Kollegen, Gregor Gysi, Guido Westerwelle und selbst Steinbrücks Parteifreund Ludwig Stiegler ergriffen die Gelegenheit, den Finanzminister absichtlich falsch zu verstehen, um sich selbst in ein vermeintlich besseres Licht zu rücken. Es sind solche Rituale, mehr als direkte Lügen, die Politik unerhlich machen. Wenn Renate Künast jede Umweltinitiative eines anderen Politiklers schlecht finden muss, weil es nicht ihre ist. Wenn es nach jeder Wahl nur Gewinner gibt, obwohl alle Stimmen verloren haben. So arbeitet die Politik mit Macht an ihrer Verzweigung.

Übrigens verflüchtigt sich auch die Ehrlichkeit der Wähler sehr schnell, wenn sie »den Politikern« leibhaftig gegenüberstehen. Manch einer, der zum Tag der offenen Tür geht, um der Gesundheitsministerin oder dem Finanzminister mal so richtig die Meinung zu geigen, kommt anschließend mit einem Autogramm für den Enkel wieder.

Die Telefonnummer steht in keinem Bundestagshandbuch. Es muss ja nicht jeder wissen, dass es eine Hilfskasse gibt, die sich um ehemalige Abgeordnete kümmert. Politiker, die in Not geraten sind, weil sie keinen Anschluss mehr gefunden haben an ihr altes Leben und ihren alten

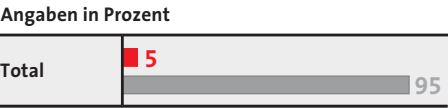
Fortsetzung auf Seite 6

Was die tun? Keine Ahnung!

?

Wenn Sie sich vorstellen sollten, wie der Tagesablauf ihres Bundestagsabgeordneten aussieht: Würden Sie dann sagen ...

- ☒ ich weiß sehr genau, was er tut, ich weiß das ziemlich genau
- ☐ ich weiß das nicht so genau, ich weiß das eigentlich nicht

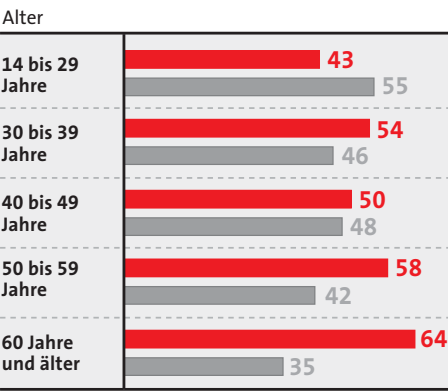
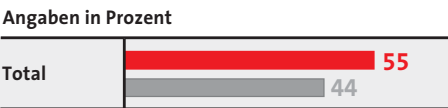


Bessere Menschen? Schön wär's

?

Was erwarten Sie von Politikern: Sollten Sie Vorbild für uns alle sein oder eher ganz normale Bürger?

- ☒ sollten Vorbilder sein
- ☐ sollten ganz normale Bürger sein



Politiker werden? Vielleicht ...

?

Können Sie sich vorstellen, selbst aktiv in die Politik zu gehen?

■ könnte ich mir vorstellen

■ könnte ich mir nicht vorstellen

Angaben in Prozent

Total	22	76
-------	----	----

Geschlecht

männlich	29	67
weiblich	15	84

Alter

14 bis 29 Jahre	29	69
30 bis 39 Jahre	24	73
40 bis 49 Jahre	23	75
50 bis 59 Jahre	19	79
60 Jahre und älter	16	80

Parteipräferenz

SPD	19	77
CDU, CSU	16	80
Bündnis 90/ Die Grünen	38	60
FDP	30	69
Die Linke	34	65
Sonstige	46	52
keine Angab./ Nichtwähler	17	82



AUGE IN AUGE
Der SPD-Vorsitzende Kurt BECK vor einer Präsidiumssitzung im Willy-Brandt-Haus

Die Welt der Politiker

Fortsetzung von Seite 5

Beruf. Wer nach vier Jahren wieder aus dem Parlament fliegt, hat keine Pensionsansprüche.

Rund 17 000 Politiker gibt es in Deutschland, und wer eines der 613 Bundestagsmandate errungen hat, gehört zur Spitze, auch wenn man viele Namen niemals öffentlich hört. Das Leben als Politiker beginnt als Doppelkarriere: Man ist Bankkaufmann, Volkswirt oder Student und engagiert sich in der Freizeit im Ortsverein oder im Kommunalparlament. Und irgendwann steht

man vor der Entscheidung: Wagt man den Sprung und macht die Politik zum Beruf?

Politik ist ein Job ohne Kündigungsschutz. Alle vier Jahre bangt man um die Wiederwahl, und weil Bundestagsabgeordnete meist mehrere Ämter haben, müssen sie fast jedes Jahr eine Abstimmung gewinnen. Kreisparteitag, Landesparteitag, Bundesparteitag. Nominierungsparteitag für die Bundestagswahl. Häufig haben sie keinen Gegenkandidaten – und doch viel zu verlieren. Ansehen zum Beispiel. »Wenn ich nicht mindestens 80 Prozent hole, ist das eine Niederlage«, erzählt ein Parlamentarier. Und womöglich das erste Anzeichen für den schleichenden Abstieg.

»Die Existenzangst unter den Abgeordneten ist viel größer, als man glaubt«, sagt Ralf Stegner, Innenminister von Schleswig-Holstein und SPD-Bundesvorstand.

Andererseits haben Fehler meist keine persönlichen Folgen. Kein Politiker muss sich einer Schadenersatzklage stellen, wenn er falsche Entscheidungen getroffen hat. 1999, auf dem Höhepunkt der CDU-Spendenaffäre, gab es Bürger, die Helmut Kohl verklagen wollten. Doch die Gerichte wiesen die Klagen zurück: Der Amtseid des Kanzlers habe rein symbolische Bedeutung, verbindlich sei er nicht.

Mit rund 180 000 Euro verdienen deutsche Regierungschefs wenig im Vergleich zu Firmenchefs. »Gegenüber den Bossen fühlen sich Politiker oft wie die armen Verwandten«, sagt einer, der viel mit Unternehmern zu tun hat. Dafür haben die Politiker etwas, das nicht käuflich ist und unbezahlbar: die Möglichkeit, Meinung zu machen und Mehrheiten zu schaffen.

7009 Euro bekommt ein Abgeordneter monatlich. Nicht so viel, wie manch einer in der Wirtschaft bekommt, aber auch nicht wenig, wenn man vorher Grundschullehrer, Betriebsrat oder Verwaltungsangestellter war. Gratis fliegen. Gratis Bahn fahren, erster Klasse. Nie selbst buchen müssen, weil sich Mitarbeiter darum kümmern, deren Bezahlung über die Mitarbeiterpauschale (bis zu 13 660 Euro) läuft und nicht geschäftsabhängig ist wie in der Wirtschaft. Immer einen Wagen von der Fahrbereitschaft vor der Tür haben. Für sehr viele Abgeordnete bedeutet das Politikerleben einen gewaltigen sozialen Aufstieg.

Nach acht Jahren hat man als Bundestagsabgeordneter einen Rentenanspruch von 1683 Euro, vom 9. bis zum 23. Jahr sind es 4837 Euro. Zusätzlich erhalten die Parlamentarier für jedes Jahr im Bundestag einen Monat lang ein Übergangsgeld von 7009 Euro, maximal 18 Monate lang. Auch deshalb war manch ein Parlamentarier 2005 auf Schröder so sauer: Die Neuwahl gefährdete die eigenen Versorgungsansprüche.

Es ist Anfang August, die Republik empört sich über die steigenden Milchpreise, »Butter bereits 50 Prozent teurer!«, wettet Bild, da klingelt bei Ulrich Kelber das Telefon. Kelber ist SPD-Fraktionsvize und zuständig für Verbraucherschutz. Am anderen Ende der Leitung ist der Fotograf Frank Ossenbrink. »Uli«, sagt Ossenbrink, »ich komm gleich vorbei, lass uns mal ein paar Brötchen schmieren.«

Politik braucht Bilder, und Politiker brauchen Öffentlichkeit. Frank Ossenbrink ist Experte dafür, Politik in Bilder umzusetzen. Familienvater Kelber beim Schmieren von Butterbroten, das ist ein schönes Motiv für die Milchpreiserhöhung, konkret, der Politiker ganz nah beim Bürger.

Ein einziges Bild entscheidet mehr als eine halbstündige Politikerrede. Binnen 1,2 Sekunden gleicht das menschliche Hirn Millionen Farben ab, unzählige Formen, und entscheidet so über Sympathie oder Ablehnung. Bilder prägen das Image von Politikern.

Gerhard Schröder, Joschka Fischer und Oskar Lafontaine, die sich nach der Wahl biegen vor Lachen, Zigarre in der einen, Sektkelch in der anderen Hand.

Angela Merkel, die den Koalitionsvertrag unterzeichnet und mit Matthias Platzeck mit Selters anstößt.

Der Berliner CDU-Spitzenkandidat Frank Steffel, der hinter Edmund Stoiber Schutz vor Eiern sucht, die wütende Demonstranten werfen.

Aber wie echt sind die Fotos, die wir sehen? Frank Ossenbrink hat das Foto des Jahres 2004 gemacht: Sigmar Gabriel am Steuer einer Segeljacht, im Hintergrund seine blonde Freundin, die ihn anstrahlt. In Wirklichkeit, sagt Ossenbrink, war 90 Prozent der Zeit die Freundin am Steuer und Gabriel schaute ihr bewundernd zu. Ossenbrink bot beide Motive an, doch die meisten Zeitungen druckten den steuernden Politiker. Gegen manche Klischees kommt die Realität nicht an.

Es ist die permanente mediale Begleitung, die die Welt der Politiker von allen anderen Arbeits-

welten unterscheidet. Wenn sich der Vorstandsvorsitzende eines Großkonzerns mit Fondsmanagern trifft oder mit Investoren verhandelt, sind keine Fernsehkameras dabei und auch keine Fotografen. Wenn Angela Merkel und Franz Müntefering nach einer anstrengenden Sitzung in die Nacht hinaustreten, lauern Hunderte Objektive. Jede Geste, jeder Gesichtsausdruck erhält symbolische Bedeutung. Und wenn beim Parteitag der Beifall für den Parteivorsitzenden zwei Minuten kürzer ist als beim letzten Mal, dann gilt das als Niederlage.

So entstehen Rituale und Bilder, die nur noch Simulationen sind. Kein Parteitag, bei dem sich die Delegierten nicht zu Standing Ovations erheben, kein Politiker, der nicht wüsste, dass man sich nicht von unten fotografieren lassen sollte (macht dick) und nicht auf einer Rolltreppe abwärts fahrend (symbolisiert Abstieg).

Es ist eine Scheinwelt, in der Politiker bei ihren Sommerreisen Volksnähe simulieren, während sich, keine Armlänge entfernt, die Fotografen um die besten Plätze kloppen. Alles muss symbolisch sein: der Kanzler, der Currywürste isst und damit gleichzeitig Virilität und Volkstümlichkeit zeigt; Kurt Beck, der nur Wein von der Mosel trinkt; Schröder, der so ein guter Vater ist, dass er eine Puppe für seine Tochter kauft, die, so ein Zufall, nicht eingepackt ist, als er den Laden verlässt.

Es ist ein Leben im Suchscheinwerfer, unter ständiger Beobachtung. Die permanente Öffentlichkeit ist Lohn und Preis zugleich. »Man wird fast nur beschimpft, ist aber gleichzeitig wichtig für das Funktionieren des demokratischen Gemeinwesens. Nur sagt einem das keiner«, meint ein Regierungsmitglied. Lob gibt es selten. Das ist der Preis.

Der Lohn ist nicht nur das Gefühl, ungeheuer wichtig zu sein. Alles, was ein Politiker sagt, wird von anderen erörtert, bewertet, diskutiert.

RALF STEGNER, SPD-INNENMINISTER VON SCHLESWIG-HOLSTEIN

»Die Existenzangst unter den Abgeordneten ist viel größer, als man glaubt«

»Als Politiker lebt man davon, dass immer jemand kommt, der etwas von einem will«, sagt der Politikwissenschaftler Gerd Langguth.

Am Ende führen all die Anstrengungen, der Stress, der körperliche Einsatz und der enorme zeitliche Aufwand dann eben auch dazu, dass vieles doch gelingt. Es sind Erfolge im Großen: dass Deutschland die Wiedervereinigung alles in allem gut bewältigt hat. Oder dass das Land im Vergleich zu vielen anderen Orten der Welt auch in Zeiten der Globalisierung seine Chancen nutzt. Und es sind Erfolge im Kleinen, die große Auswirkungen haben können: Noch heute feiert Frank Schwabe, dass es den Parlamentariern gelingen konnte, die Klimaschutzziele der Regierung höher zu schrauben, als es im Koalitionsvertrag vereinbart war. Auch in der Großen Koalition siegt nicht immer der kleinste gemeinsame Nenner.

Achteinhalbtausend Besucher haben am Tag der offenen Tür einen Blick in die Welt der Politiker geworfen. Sie haben die Fußbälle im Büro von Franz Müntefering gesehen, die er gegen die Tür donnert, um Dampf abzulassen, wenn ihn keiner sieht. Sie haben das Rhinoceros auf dem Schreibtisch von Peer Steinbrück bestaunt. Aber hat ihnen das die Politik ein bisschen näher gebracht?

Volk trifft Politik, diese Inszenierung durchschauen die meisten. Gucken wollen sie trotzdem mal. Die Welt der Politiker sei schon eine Welt für sich, eine »Parallelwelt«, sagt einer der Besucher. Schlimm findet er das nicht. »Was sollen die Politiker denn auch machen? Die können ja nicht den ganzen Tag im Bierzelt stehen.«

Das Komplott der Koscher Nostra

Die Israel-Lobby in Amerika habe das Land in den Irak-Krieg gestürzt, behaupten zwei bisher angesehene US-Professoren **VON JOSEF JOFFE**

Eine Gesellschaft in der Krise sucht nach einem Sündenbock, genauer: nach einer (all)mächtigen Kraft, die im Verborgenen wühlt, die Politik manipuliert und die Interessen der Nation verrät. Früher hieß diese Kraft »Weltjudentum«, auf Russisch »Kosmopoliten«. Heute ist es *The Israel Lobby* – so der Titel eines heiß umstrittenen Buches, das gerade zeitgleich in Deutschland und Amerika erschienen ist.

Die Krise des amerikanischen Selbstvertrauens ist offenkundig. Sie reicht zurück in die Neunziger, als al-Qaida 1993 erstmalig das World Trade Center zu vernichten suchte. Den Terrorangriffen auf US-Ziele rund um die Welt folgte das nationale Trauma 9/11. Und nun ein Krieg im Irak, der mit falschen Begründungen (Atomwaffen, Terrormeister Saddam) entfesselt wurde und ein übles Ende zu nehmen scheint. Wieso hat das Land der Freiheitsstatue seine besten Werte und Interessen verraten? Und wer ist schuld an diesem Unglück?

Die Verfasser, John Mearsheimer (Chicago) und Stephen Walt (Kennedy School/Harvard), glauben, die Hand zu kennen, die den Dolch geführt oder das Gift geträufelt hat; deshalb der Titel *The Israel Lobby and U. S. Foreign Policy*, dem der Campus-Verlag im deutschen Untertitel noch einen kleinen Spin verliehen hat: *Wie die amerikanische Außenpolitik beeinflusst wird*. Doch vorweg ein Wort zu den beiden Autoren. Der Rezensent kennt sie seit 20 Jahren aus gemeinsamen akademischen Projekten, in denen sie nicht als Nahostexperten und schon gar nicht als Israel-Hasser aufgetreten sind. Ihre Disziplin ist die Theorie der internationalen Politik, wo sie zur Schule der Realisten zählen; Aufmerksamkeit hat Mearsheimer zuletzt vor 17 Jahren erregt, als er in einer Fachzeitschrift dozierte, die Deutschen würden/sollten nach dem Kalten Krieg zur Atombombe greifen.

Und doch erfüllt die *Israel Lobby* strukturell den Tatbestand dessen, was hier nüchtern mit der Wortschöpfung »Anti-Ismus« umschrieben werden soll. Seine Kernelemente – ob es sich um Juden oder Freimaurer, »Ultramontane« oder Scientologen, Kapitalisten oder Kommunisten handelt – sind immer die gleichen. Anlass ist die Krise – sei sie erfunden, gefühlt oder echt. Die Instrumente der Verschwörer sind Unterwanderung und Manipulation, Verführung und Verrat, die ins Verderben führen. Die Prämisse des »Anti-Ismus« ist die Allmacht der Drahtzieher, sein Impuls ist die Obsession. Die fixe Idee besagt: So und *nur so* kann das Übel erklärt werden; die Zielgruppe ist die allein verantwortliche. Deshalb werden konträre Deutungen und Fakten zwanghaft geblockt. Schließlich die Heilslehre: Erlösung kommt von der Entmachtung jener, die das Übel über uns gebracht haben.

Nicht dass die *Israel Lobby* eine rohe Kampfschrift wäre. Das Buch umfasst im Englischen 355 Seiten (im Deutschen 20 Prozent mehr), der Anmerkungsapparat 106 klein gedruckte Seiten. Die Autoren haben auch mit allerlei Kautelen versucht, die ätzende faktisch-analytische Kritik zu entkräften, die ihrem ursprünglichen Arbeitspapier entgegenschlug, als sie dieses auf der Webseite der Kennedy School veröffentlichten.

Aller Gelehrtheit zum Trotz bleibt aber ein simples Gerüst. Ein Tragbalken ist die Anklage.

Erstens: Israel hat keinen strategischen Wert für Amerika; es ist vielmehr ein strategischer Minusposten, der Amerikas Kreise in Arabien und Iran stört und den Terror gegen die USA lenkt. Amerika heißt es, hätte »zum großen Teil ein Terrorismusproblem, weil es so lange Israel unterstützt hat«.

Der Anklage folgt die Verschwörungstheorie

Zweitens: Israel hat kein Anrecht auf moralischen Rückhalt durch Amerika; es ist in Wahrheit (wenn man die vielen rückversichernden Floskeln abzieht, die akademische Distanz suggerieren sollen) ein undemokratisches, rassistisches, ja kriminelles Gebilde, das die eigenen arabischen Mitbürger diskriminiert, die Palästinenser knechtet und allen zusammen die Selbstbestimmung versagt. Terrorismus sei zwar zu »verdammen«, aber schließlich nicht »überraschend, weil den Palästinensern so lange politische Grundrechte verweigert worden sind und sie glauben, dass sie andernfalls keine Konzessionen erzwingen können«.

Der Anklage folgt im zweiten Teil die Verschwörungstheorie. Wenn Israel eine strategische und moralische Belastung für Amerika ist, warum wird der jüdische Staat so bedenkenlos unterstützt? Warum hat sich Washington zuletzt sogar in den Irakkrieg treiben lassen – mit den bekannten schrecklichen Konsequenzen?

Die Antwort besteht aus einem Wort: »Israel-Lobbys«. Vornehmerweise sagen die beiden Autoren nicht »Juden«. Meistens sagen sie »Neocons«, unter denen sich zwar auch brave Christen tummeln, die aber sofort als jüdische Kabale verstanden werden. Hinzu kommt die »christliche Rechte«, die Evangelikalen. Der Hauptverschwörer aber ist Aipac, das American Israel Public Affairs Committee, das in der Tat eine glänzend organisierte und finanzierte Lobby ist, die viel Einfluss auf dem Kapitol und im Weißen Haus besitzt.

»*I rest my case*«, ich habe dem nichts mehr hinzuzufügen, würde an dieser Stelle der Staatsanwalt im US-Serienkrimi sagen. Der Chefredakteur des *New Yorker* hat die Beweisführung so satirisiert: »Abraham Foxman (Chef der Anti Defamation League, die Antisemitismus bekämpft) gibt das Signal, Pat Robertson (ein Evangelikaler) verfällt in apokalyptische Verzückung, Charles Krauthammer (ein pro-israelischer Kommentator) hämmert eine Kolumne in die Tasten, Bernard Lewis (der berühmte Orientalist) hält einen Vortrag – und dann marschiert der Präsident in ein anderes Land ein.«

Die Israel-Lobby – das ist ein klassisches Element des »Anti-Ismus« – ist also eine allmächtige. Daran stören nur ein paar Kleinigkeiten. Die jüdische Wählerschaft in Amerika ist und bleibt den Demokraten treu; sie ist weder »neo« noch »con«. Wie alle Liberalen standen die meisten amerikanischen Juden dem Irakkrieg höchst skeptisch gegenüber. Die Israelis? Sie haben immer auf Iran als ihre größte Bedrohung verwiesen – korrekterweise, wie die genozidalen Sprüche aus Teheran nunmehr beweisen. Aber das zählt nicht, denn die wirkliche Kabale hatte sich im Pentagon eingenistet: Paul Wolfowitz, Richard Perle und Douglas Feith, alle Juden, alle pro Israel.

Die Autoren lassen nur die Fakten zu, die ins Weltbild passen

Hat diese »Koscher Nostra« Amerika in den Krieg getrieben, um Saddam zu stürzen und Israel zu stützen? Dies hieße, spottet der frühere Verteidigungschef Don Rumsfeld im *New Yorker*, »dass der Präsident und sein Vize, ich und (Außenminister) Colin Powell gehirnlose Gewächse waren (*»fell off a turnip truck«*) als wir unsere Jobs antraten«. Es lässt sich auch so ausdrücken: Drei Neocon-Juden plus ihre publizistischen Büchsenspanner wie Norman Podhoretz (Alt-Neocon) und William Kristol (Jung-Neocon) haben 300 Millionen Amerikaner in den falschen Krieg gelockt – und dies in landesverräterischer Manier als Handlanger eines fremden Staates. Fazit: Bush, Cheney, Rumsfeld, Rice, die Vereinigten Stabschefs haben sich dumpfen Hirns und blinden Auges von den Juden manipulieren lassen. Die These stimmt, aber nur, wie hier zum ersten Mal enthüllt wird, weil all diese Protestanten in Wahrheit neuzzeitliche Maranen sind (das waren die spanischen Juden, die sich zum Schein taufen ließen, um der Inquisition zu entgehen).

»Anti-Ismus« ist die Obsession, die ausufernde Herrschaft bestimmter Gedanken und Gefühle, ein monokausales System, das keine konträren Erklärungen und Fakten zulässt und eine widersprüchliche Wirklichkeit auf den einen Schuldigen (Juden, Bolschewisten, Kapitalisten) reduziert. Wissenschaft, die Mearsheimer und Walt für sich reklamieren, ist das genaue Gegenteil. Wenn ein Wissenschaftler eine Obsession hat, dann die Suche nach Fakten, die seine Theorie konterkarieren. Das hat das Duo peinlichst vermieden oder, wenn's nicht anders ging, mit leichter Hand beiseitegeschoben, um eine flam-mende Anklageschrift zu fabrizieren.

Es braucht schon ein kühnes (oder übel gelauntes) Gemüt, um die Geschichte der Israel-USA-Beziehung als ein Reiter-Ross-Verhältnis zu karikieren. Truman hat Israel 1948 als einer der Ersten anerkannt, aber Stalin war noch schneller. Gekämpft haben die Israelis mit Ostblockwaffen (zu einer Zeit, als dort die Führung von Juden »gesäubert« wurde). Die USA weigerten sich bis in die sechziger Jahre, Waffen zu liefern; das taten bis 1967 die Franzosen. Eisenhower hat die Israelis nach dem Suezkrieg aus dem Sinai vertrieben, um die Araber bei der Stange zu halten.

Israel-Lobby hin oder her, Johnson weigerte sich, am Vorabend des Sechstagekrieges die ägyptische Blockade des israelischen Hafens Elat (Zugang zum Indischen Ozean) zu brechen; das sollten die Israelis bitte selber tun. Henry Kissinger, der Jude aus Fürth, wartete ab, bevor er den hart bedrängten Israelis im Jom-Kippur-Krieg (1973) endlich Nachschub gewährte, um sie so empfänglich zu machen für spätere Konzessionen. Dann zwang Kissinger die Israelis, die schon auf dem Weg nach Kairo waren, hinter den Suezkanal zurückzukehren. Warum hat ein glühender Freund Israels, Ronald Reagan, dem Verteidigungsminister Sharon 1982 verboten, Beirut einzunehmen? Warum verlegen die USA ihre Botschaft nicht, wie von der Lobby ständig gefordert, von Tel Aviv nach Jerusalem? So viel Lobby und so wenig Macht, das reimt sich nur, wenn man sich eine hübsche Theorie nicht von hässlichen Fakten kaputt machen lassen will.

»Hässliche Fakten« aber sind das Schwarzbrot der Wissenschaft. Das Buch hat knapp 1300 Fußnoten, aber nur »drei, die sich auf eine Korrespondenz mit einer Primärquelle beziehen, und nur zwei, die auf Interviews verweisen,« schreibt Geoffrey Kemp (kein Neocon) vom Nixon-Center. Dazu die beiden Autoren: »Wir meinten, dass wir bereits genug Informationen hatten« und dass weitere Forschung »unsere Konklusionen nicht verändert hätte«.



Das ist richtig, wenn man nur die Fakten zulässt, die passen. Wenn sie aber mit Entscheidern geredet hätten, wäre ihre gewagte Konstruktion in sich zusammengefallen. Sie hätten zum Beispiel David Gergen interviewen können, einen Mann, der vier Präsidenten gedient hat. Der konstatiert lapidar: »Ich kenne keine Pro-Israel-Entscheidung im Oval Office, die auf Kosten amerikanischer Interessen gefallen wäre.«

Oder den Befehlshaber des USEUCOM, Bantz Craddock, der für Europa, Afrika und Nahost zuständig ist und dem Repräsentantenhaus im März mitteilte: »In Nahost ist Israel unser bester Verbündeter, der durchgehend unsere Interessen stützt.« Und: »Israel ist ein kritischer militärischer Partner in dieser schwierigen Region.« Dann gäbe es noch die Aussage von John F. Kennedy (1962): »Die Vereinigten Staaten haben eine *special relationship* mit Israel in Nahost, die nur mit der britischen insgesamt zu vergleichen

ist.« Ronald Reagan sagte 1981 ganz knapp: »Israel ist ein strategisches Plus (*asset*).« Waren die auch Marionetten der Lobby?

Saubere wissenschaftliche Arbeit geht auch komparativ vor. Die saudische Lobby ist den Autoren gerade mal einen Absatz wert, obwohl die Abermillionen für teure PR-Firmen und andere Einflüsterer wie ehemalige Diplomaten ausgibt. Und das, obwohl Saudi-finanzierte Koranschulen quer durch die islamische Welt den Glaubenskrieg predigen, die Hälfte der rund 80 Dschihadis, die monatlich in den Irak eindringen, aus Saudi-Arabien kommt (so das State Department). Das dient nicht den amerikanischen Interessen, dennoch hat Washington den Saudis gerade ein Waffenpaket im Wert von 20 Milliarden Dollar zugesagt.

Apropos Riad: Starjournalist Bob Woodward zeichnet in seinem Buch *Plan of Attack* ein Gespräch zwischen Prinz Bandar und George W. Bush nach, wo der damalige Botschafter den Präsidenten be-

drängt, die Arbeit seines Vaters zu vollenden und Saddam zu beseitigen. Bush-Mitarbeiter Richard Clarke, der zum Kritiker wurde, berichtet, dass nicht Israel der Grund für den zweiten Irakkrieg gewesen sei, sondern die »Sorge um das langfristige Überleben des saudischen Königshauses«.

Ein Blick auf die Kuba-Lobby hätte sich ebenfalls gelohnt; die verhindert seit 40 Jahren die Normalisierung mit Havanna. Oder gegen die »schwarze Lobby«, die für die Invasion Haitis und den Boykott gegen Südafrika stritt. Oder Big Business, Big Labor und Big Farming, die ständig den Freihandel unterminieren und so die Interessen aller Konsumenten schädigen. Lobbyismus, das übersehen die Autoren, ist so alt wie die amerikanische Demokratie: Jeder darf mitreden, auch in der Außenpolitik.

Mearsheimer und Walt haben sich wortreich darüber beklagt, dass sie kein Gehör fänden, weil die Israel-Lobby so potent sei. Wieso haben sie dann einen Vorschuss von 750 000 Dollar von einem Verlag, Farrar Strauss, bekommen, dessen legendärer Mitgründer Roger Strauss Jude war? Stephen Walts Professur in Harvard wurde von Robert und Renée Belfer gestiftet, zwei jüdischen Philanthropen und Israel-Freunden.

Entweder die Israel-Lobby muss noch üben – oder sie geht besonders infam vor. Demnach, schreibt Max Boot in der *Los Angeles Times*, hätten die Hebräer mit Walt einen schlappen Einflussagenten alimentiert, damit er mit seiner löchrigen Streitschrift die Anti-Israel-Kräfte ein für alle Mal als garstige Amateure diskreditiere. Diese Verschwörungstheorie ist zumindest witzig.

Siehe auch LITERATUR, SEITE 62

»Islamisten sehen sich als Sieger«

Der UN-Sonderbeauftragte für Afghanistan, Tom Koenigs, verlangt von den Deutschen einen langen Atem und mehr Ernsthaftigkeit.
Ein Gespräch in Berlin



DER VERWALTUNGSEXPERTE hat klare Vorstellungen über Afghanistan

DIE ZEIT: Herr Koenigs, lebt man in Kabul in ständiger Angst?
Tom Koenigs: Was mich selbst betrifft, nein. Mein Albtraum ist, dass meine Leute entführt oder umgebracht werden. Meine UN-Mission hat 1200 afghanische Mitarbeiter im Lande und dazu noch 300 internationale. Es wäre schrecklich, wenn ich in eine Situation käme, wie sie jetzt die deutsche Botschaft schon mehrmals hat meistern müssen.
ZEIT: Wie bewegen Sie sich in Kabul?
Koenigs: Ohne das Personenschutzteam aus zwölf sehr professionellen Rumänen geht für mich und meine Stellvertreter nichts. Sämtliche Bewegungen von UN-Leuten, das haben wir jetzt anordnen müssen, erfordern eine Polizeieskorte. Das schränkt die Bewegungsfreiheit gewaltig ein. Sie müssen wissen: Wir haben 17 Außenbüros im Land.
ZEIT: Was können Ihre Leute in den Provinzen bewirken?
Koenigs: Im Süden, wo die meisten Kämpfe stattfinden, hat es in diesem Jahr zahlreiche zivile Opfer gegeben. Wir haben das dokumentiert und festgestellt, dass die getöteten Zivilisten zu etwa gleichen Teilen aufs Konto der Taliban und der internationalen Kräfte gehen. Das hat im Sicherheitsrat, bei der Nato und in der afghanischen Öffentlichkeit eine heftige Debatte ausgelöst. Sie hat zu neuen Einsatzregeln des Militärs geführt.
ZEIT: Sprechen Sie auch mit dem Widerstand?
Koenigs: Wenn man auch mit oppositionellen Kräften redet, sind das oft Älteste von Stämmen, die uns

empfohlen wurden. Wie fern oder nah die den Taliban sind, weiß man zwar. Aber das wird man nicht in den Vordergrund stellen, denn viele der Schwierigkeiten im Lande sind gerade dadurch entstanden, dass Leute in eine Gegnerschaft gedrängt worden sind, in der sie nicht unbedingt bleiben wollen und müssen. Der Aufstand ist zur Hälfte mangelnder Regierungskunst geschuldet. Man hat Stämme entfremdet, die genauso gut auf der Seite der Regierung sein könnten.
ZEIT: Das heißt: Es ist ein richtiger Aufstand und nicht nur ein Taliban-Problem?
Koenigs: Ja. Natürlich ist es ein Aufstand. Aber die Aufstandsbewegung ist eigentlich schwach.
ZEIT: Sie wirkt derzeit alles andere als schwach.
Koenigs: Zu einer erfolgreichen Aufstandsbewegung gehören drei Dinge: ein charismatischer Führer, eine attraktive Ideologie und ein Hinterland. Der Taliban-Führer Mullah Omar aber ist ein Obskurant. Er stellt sich nicht an die Spitze der Bewegung. Die Aufstandsideologie ist schwammig. Ist es eine lokale oder weltweite Bewegung? Will sie die Regierung stürzen oder nur destabilisieren? Sie sind radikale Islamisten, darüber hinaus haben sie kein Programm.
ZEIT: Das ist ja schon mal was.
Koenigs: Der Islamismus verbindet sie mit einer Bewegung, die sich im ganzen Orient verbreitet. Vor allem aber haben sie ein Hinterland in Pakistan. Dort breitet sich eine Dschihadisten-Kultur aus, deren Ziel Afghanistan ist. Dort ruft man

zum Heiligen Krieg auf, dort wähnt man sich auf der Seite der Sieger der Geschichte. Dieses Gefühl ist eine gefährliche Droge. Schon wer sich an diesem Kampf beteiligt, fühlt sich als Sieger.
ZEIT: Wer die Menschen derart mobilisieren kann, ist doch nicht schwach!
Koenigs: Taliban-Propaganda sagt, Afghanistan sei besetzt von einer Armee der Ungläubigen. Die Zustimmung zu diesem Satz liegt bei 10 Prozent im ganzen Land, im Süden vielleicht bei 20. Wir wissen das aus Meinungsumfragen. Die Menschen wollen die Taliban nicht zurück.
ZEIT: Warum macht dann der Aufstand den internationalen Truppen solche Schwierigkeiten?
Koenigs: Als Taliban kämpfen sehr verschiedene Gruppen. Das sind die Veteranen der Bewegung, wie Mullah Omar und seine Umgebung. Hinzu kommen die fanatisierten Schüler der Medressen. Sie bilden den ideologischen Kern. Dann gibt es den großen Kreis von entfremdeten Stämmen. Nicht zu unterschätzen ist die Zahl der Söldner, die dabei sind, weil die Taliban besser zahlen als die Polizei. Dann sind da noch bewaffnete Banden, die den Opiumhandel sichern. Manche Aufständische sind Opportunisten. Sie schauen nach Gaza und Irak und sagen sich: Die Islamisten sind die Sieger der Geschichte, da machen wir besser mit. Und dann gibt es schlichte Kriminelle, die von der Unsicherheit profitieren.
ZEIT: Was heißt das für die Strategie des Westens?
Koenigs: Erstens ist dieser Konflikt mit militä-

rischen Mitteln allein nicht zu lösen, allein mit Entwicklungshilfe auch nicht. Von außen kann man einen Aufstand mit so vielen internen Triebkräften nicht besiegen. Wir müssen die Afghanen in den Stand setzen, ihre Sicherheit selbst zu garantieren. Und das wird eine lange Geschichte.
ZEIT: Wie lang?
Koenigs: Es wird nicht in einem oder auch nicht in zwei Jahren vorbei sein. Man braucht einen langen Atem. Es hängt nicht nur an uns. Der Afghanistankonflikt ist ein regionales Problem. Pakistan ist vom Schicksal seines Nachbarn fast so sehr betroffen wie die Afghanen selbst.
ZEIT: Trotzdem scheint Pakistan weiter darauf zu setzen, über die Taliban Einfluss im Nachbarland zu nehmen. Nach dem Motto: Wer weiß, wie lange die Westler noch bleiben.
Koenigs: Je schwächer wir in unserer Unterstützung für das neue Afghanistan werden, umso mehr werden wir solchen Gedanken Vorschub leisten. Unser Zaudern stärkt auch das Monopol der Amerikaner. Die Amerikaner sind bereits durch ihr starkes Engagement Mehrheitsaktionär. Sie würden gerne einen Teil ihres Aktienpakets an die Europäer abgeben. Aber immer wenn es eng wird, vertrauen die Europäer auf die USA. Ein Beispiel: Wir brauchen 2000 Polizeimentoren, die EU will 200 schicken. Am Ende werden die Amerikaner die fehlenden 1800 schicken müssen.
ZEIT: Entführungen von Helfern und Ingenieuren und zunehmend Anschläge auf deutsche

Steile Karriere

Tom Koenigs wird 1944 als Sohn einer Kölner Bankiersfamilie geboren. Er absolviert eine Bankkaufmannslehre. 1973 schenkt er sein Millionenerbe dem Vietcong, der vietnamesischen Befreiungsbewegung. 1989 wird er für die Grünen Stadtkämmerer in Frankfurt. 1999 übernimmt er die zivile Leitung der UN-Übergangsverwaltung im Kosovo. Die UN bestellt ihn 2005 zum Beauftragten für Afghanistan.

Truppen: Ist das ein Krieg gegen die Deutschen?
Koenigs: Das sehe ich überhaupt nicht so. Die meisten Gekidnappten sind Afghanen.
ZEIT: Aber es sind doch auffallend viele Deutsche in der letzten Zeit?
Koenigs: Es gibt eine Entführungsindustrie. Die einzelnen Aktionen werden nicht zentral gesteuert. Sie werden allerdings sehr wohl zentral verwertet. Manchmal führt eine kriminelle Gangsterbande die Sache durch, und die Taliban reklamieren das für sich. Den Erfolg teilt man sich.
ZEIT: Wissen die Taliban, wie in Deutschland über die Verlängerung der Mandate debattiert wird?
Koenigs: Einige kennen den internationalen Kontext und suchen dann unter den Aktionen jene aus, die politisch ausbeutbar sind. Deutschland ist nicht so attraktiv, weil die parlamentarische Mehrheit für den Einsatz nicht gefährdet ist.
ZEIT: In Deutschland ist in den Umfragen eine stabile Zweidrittelmehrheit gegen den Einsatz.
Koenigs: Die deutsche Debatte ist zu oberflächlich. Wir müssen uns grundsätzlich verständigen, was wir heute und künftig eigentlich unter Verteidigung verstehen. Wofür brauchen wir die 250 000 Bundeswehrsoldaten? Was ist deren Auftrag? Ich sage, das ist heute der Friedeneinsatz in der Welt. Wir haben uns in einer Nische der Nichtbeteiligung eingerichtet.
ZEIT: Bis in die Neunziger mag es so gewesen sein. Dann sind die Deutschen von den Regierungen in die Konflikte hineingezogen worden. Jetzt wollen sie wissen, was es gebracht hat.



AFGHANISCHE POLIZISTEN bewachen das Hauptquartier der UN in Kabul



DEMONSTRANTEN protestieren gegen die UN



DIE TALIBAN wollen mit Gewalt das Auslandsmilitär zum Rückzug bewegen

Fotos oben [M]: Sha Marai/AFP/Gettyimages (l.); Tomas Munita/AP (m.); Karim Ben Khelifa/Oeil Public/Agentur Focus (r.); Dominik Butzmann für DIE ZEIT (u.)

Koenigs: Die Erfahrung aus unseren Einsätzen ist positiv: Der Balkan ist kein Krisenherd mehr und kein Hort schlimmster Menschenrechtsverletzungen. Dieser Teil Europas hat eine Perspektive.
ZEIT: Der Zweidrittelmehrheit in der Bevölkerung gegen den Einsatz steht eine Zweidrittelmehrheit im Parlament entgegen, die für den Einsatz ist. Die Regierung versucht das Problem zu umgehen, indem sie die Einsätze filetiert und getrennt abstimmen lässt. Indem man OEF von Isaf trennt, gibt man den Leuten das Gefühl, man könne den Einsatz entmilitarisieren, man könne Aufbau leisten, ohne zu töten und ohne die Gefahr, getötet zu werden. Wie schaut man aus Kabul darauf?
Koenigs: Ich finde es falsch, mit den filetierten Mandaten zu operieren. Man muss sich der Frage stellen, ob man diesen Einsatz will oder nicht. Wir können uns als Deutsche nicht sagen, wir sind die Guten mit unseren Mädchenschulen, und die Amerikaner mit dem Antiterrorkampf unter OEF sind die Bösen. Ich freue mich, wenn Politiker nach Afghanistan kommen und den Afghanen zuhören, weil die dann plötzlich nicht mehr so daherreden. Auch meine Parteifreunde Jürgen Trittin und Renate Künast haben vor allem zugehört.
ZEIT: Aber Jürgen Trittin ist gegen den Tornado-Einsatz.
Koenigs: Der Tornado-Einsatz ist wohl eher ein symbolisches Opfer. In Afghanistan versteht das keiner. Die Tornados haben keine schlechten

Nachrichten produziert. Natürlich sind sie zur Feindaufklärung da und nicht, um den Platz zu finden, wo man den Brunnen bohrt.
ZEIT: Der Afghanistaneinsatz begann als Kampf gegen den Terrorismus. Heute sieht man ihn neben dem Irakkrieg als Teil eines gewagten Experiments, eine ganze Region umzukrempeln. Ist das nicht der Kern des Vertrauensverlustes?
Koenigs: Es hat der Glaubwürdigkeit und der Stärke unseres Einsatzes enorm geschadet, dass die

»Der Abzug aus dem Irak wird die islamistische Internationale antreiben. Sie wird daraus Kraft schöpfen für das große Ziel: Die Vertreibung der Ungläubigen«

Amerikaner viele Kräfte in den Irak abgezogen haben. Umso mehr, als sie dort nicht erfolgreich waren. Ich sehe dennoch mit Sorge dem Tag des amerikanischen Abzugs aus dem Irak entgegen.
ZEIT: Also sollen die Amerikaner im Irak bleiben?
Koenigs: Nein, am Abzug führt kein Weg vorbei. Für die radikalen Islamisten heißt das aber: Die Opposition gegen die Amerikaner hat gesiegt. Wahrscheinlich wird das noch vor den amerika-

nischen Wahlen passieren. Das wird die islamistische Internationale antreiben. Sie wird daraus Kraft und neuen Zulauf schöpfen für das große Ziel – die Vertreibung der Ungläubigen und des mit ihnen befreundeten, demokratischen Regimes aus Afghanistan. Gerade in dem Moment brauchte es starke, entschlossene Verbündete.
ZEIT: Dreimal in Ihrem Leben haben Sie sich für einen bewaffneten Einsatz zur Verbesserung einer Gesellschaft eingesetzt – Vietnam, Balkan, Afghanistan. Was sind die Unterschiede?
Koenigs: Da fällt es schwer, Gemeinsamkeiten zu sehen. Vietnam ist nach unglaublichen Schwierigkeiten jetzt eine Erfolgsgeschichte geworden. Auf dem Balkan sehe ich Erfolge, weil diese Länder eine europäische Perspektive haben. In Afghanistan aber leben wir noch im Stress der Unsicherheit. Wir wissen nicht, ob wir erfolgreich sein werden. Zu Anfang haben wir das im Kosovo allerdings auch nicht gewusst.
ZEIT: Was ist die langfristige Perspektive für all das, worüber wir hier reden? Ein überstaatliches Gewaltmonopol, eine multilaterale Weltordnung?
Koenigs: Ich wünsche mir ein Bewusstsein dafür, dass Menschenrechte manchmal auch gegen Nationalstaaten verteidigt werden müssen. Der wichtigste Teil der Mission in Afghanistan ist nicht die Selbstverteidigung des Westens gegen einen terroristischen Angriff, sondern er besteht darin, die Afghanen gegen die Taliban zu schützen.

ZEIT: Die beiden Interventionen in Irak und Afghanistan haben gezeigt: Wenn ein unterdrücktes Volk befreit wird, verwandelt es sich in ein Volk, das sich gegen seine Befreier wehrt.
Koenigs: Nein, da sehe ich keine Zwangsläufigkeit. Dass der Irakkrieg schiefgeht, wie wir vorausgesehen haben, beweist nicht, dass Afghanistan nicht gutgehen kann. Dass ein Fortschritt, wie wir ihn bringen, reaktionäre Kräfte freisetzt, ist nicht überraschend. Und schließlich: Ohne ein stabiles Pakistan kein stabiles Afghanistan. Es war nicht hilfreich, das Militärregime in Pakistan unkritisiert zu lassen im Namen des Terrorkampfes.
ZEIT: Was wäre die Alternative gewesen?
Koenigs: Man hätte sich von Anfang an für eine demokratische Regierung einsetzen müssen.
ZEIT: Mehr Demokratie in Pakistan wäre gut für Afghanistan? Und wenn die Islamisten gewinnen?
Koenigs: Kurzfristig ist die Demokratie immer schwierig, langfristig führt sie zum Frieden.
ZEIT: Der Grünen-Sonderparteitag eröffnet die Afghanistandebatte der Parteien. Warum haben Sie es als bester Afghanistankenner der Grünen abgelehnt, dort zu reden?
Koenigs: Ich bin als Beamter der UN gehalten, mich aus politischen Konflikten der Mitgliedsstaaten herauszuhalten. Wenn meine Zeit in Kabul vorbei ist, bin ich auch wieder mit Begeisterung auf Parteitag.

DAS INTERVIEW FÜHRTEN BERND ULRICH UND JÖRG LAU

SHOW UND POLITIK

»We met in Kabul!«

Samstagnachmittag in einem Berliner Lokal: Gerade hebt Tom Koenigs, der Sonderbeauftragte des Generalsekretärs für Afghanistan, an zu erklären, was die humanitären Interventionen der letzten Jahre vereint – da steht plötzlich ein auffallend gut aussehender junger Mann am Tisch: »Hi, I think we met in Kabul. You remember? I'm Jude.« Und schon verwickelt Jude Law, der britische Schauspieler, Star aus Filmen von Steven Spielberg und Martin Scorsese, den Leiter der UN-Mission in Afghanistan in ein Gespräch.

Die Welt der afghanischen Hauptstadt, in der Tom Koenigs seit Februar 2006 lebt und arbeitet, und die Celebrity-Sphäre zwischen London und Beverly Hills, in der Jude Law unterwegs ist, könnten kaum weiter voneinander entfernt sein. In der einen sind Selbstmordattentäter und Autobomben die größte Gefahr, in der anderen lästige Fans und Paparazzi. Doch Jude Law ist offenbar von dem linken Veteranen Koenigs, einem Wegbegleiter Joschka Fischers aus Frankfurter Tagen, angetan: In Kabul haben sie gemeinsam bei einer Pressekonferenz für den internationalen Peace Day am 21. September geworben. Der eher scheue und ernste Tom Koenigs, dem bis heute nachhängt, dass er einst dem Vietcong sein Erbe als Bankierssohn überließ, nimmt es mit Ironie, dass etwas von Jude Laws Glamour auch auf ihn abfärbt. Morgen wird er wieder mit schusssicherer Weste und Personenschutz leben. Law erkundigt sich höflich interessiert nach Kabuler Projekten, dann geht er zurück zu seinem Tisch: »I don't mean to interrupt you.«

JL



Kopflos gegen das Kopftuch

Im Kampf gegen den Islam vereinen sich antimuslimische Gruppen mit Rechtsextremen. Am 11. September wollen sie in Köln demonstrieren **VON JÖRG LAU**

In Brüssel ist eine Demonstration verboten worden. Das wäre eigentlich keine Nachricht, denn so etwas kommt in den besten Hauptstädten vor. Allerdings hat es diesmal eine Demo »gegen die Islamisierung Europas« getroffen. Am symbolträchtigen 11. September wollte ein Bündnis von deutschen, belgischen, britischen und dänischen Gruppen in der EU-Hauptstadt auf die Straße gehen, um »die größte Bedrohung unserer Lebensweise in Europa« anzuprangern.

Doch der Brüsseler Bürgermeister Freddy Thielemans, der seit sechs Jahren die Stadt regiert, hat den Aufmarsch untersagt. Seither wird der lebenslustige, korpulente Sozialist im Internet als »Fat Freddy« mit Spott und Hass übergossen. Dabei hatte er mit dem Demoverbot doch verhindern wollen, dass »Brüssel zur Hauptstadt des Hasses« (Thielemans) werden sollte.

Wo immer in Europa ein Streit um Minarette, Karikaturen oder die Scharia aufflammt, liegt alsbald ein Hauch von Hysterie in der Luft. Vor zwei Wochen forderte der niederländische Rechtspopulist Geert Wilders, den Koran zu verbieten »wie Adolf Hitlers *Mein Kampf*«. Kurz darauf brachte sich sein österreichischer Kollege Jörg Haider, um den es recht still geworden war, mit der Forderung eines »Bauverbots für Moscheen und Minarette« in die Schlagzeilen. Die Schweizer Rechtsaußenpartei SVP will ein Minarettverbot gar in die eidgenössische Bundesverfassung aufnehmen lassen. In Schweden versuchte sich dieser Tage eine Provinzzeitung namens *Nerikes Allehanda* an einer Wiederauflage des Karikaturenstreits, indem sie Zeichnungen veröffentlichte, die einen Hund namens Mohammed zeigen. Iran, Pakistan und Ägypten haben erwartungsgemäß protestiert, die ersten Flaggen wurden verbrannt. Die schwedische Regierung versucht, die Wogen zu glätten.

Unter Europas Rechtspopulisten tobt indes ein regelrechter Überbietungswettbewerb um die kreativste Idee, ein verbreitetes Unbehagen am Islam anzuzapfen. Schwer ist dieses Geschäft nicht: Täglich liefern Islamisten neues Futter für berechtigte Ängste. In Dänemark wurden soeben acht Verdächtige mit Al-Qaida-Kontakten festgenommen, die offenbar einen Anschlag planten. Neben dem islamistischen Terrorismus verstört die Einheimi-



ABENDLAND IN GEFAHR?
Demonstration der rechten Organisation Pro Köln im Juni gegen den Bau einer Moschee

schen auch das neue Selbstbewusstsein der eingewanderten Muslime. Mit sichtbaren Bauten markieren sie ihren Anspruch auf Anerkennung – wie etwa mit der Moschee in Köln-Ehrenfeld, über die ganz Deutschland debattiert.

Und nun soll man in Brüssel nicht mehr gegen die »Islamisierung« Europas demonstrieren dürfen? Dem Bürgermeister scheint bewusst geworden zu sein, dass sein Verbot sich ausnimmt wie die unfreiwillige Bestätigung der Weltsicht der verhinderten Demonstranten: Wenn man gegen »Islamisierung« nicht mehr demonstrieren darf, sagen sie, weil das die Gefühle der Muslime verletzen könnte, dann ist Europa offenbar schon islamisiert.

So schob Thielemans in der Brüsseler Zeitung *de standaard* eine Erklärung nach, warum er die Demo nicht dulden wollte. Das Demonstrationsrecht finde seine Grenze dort, wo Ruhe und Ordnung gestört werden. Die Anmelder hätten den 11. September gewählt, um »die terroristischen Aktivitäten von Islamisten zu vermengen mit dem Islam als Ganzem und mit allen Muslimen«. Thielemans gefällt nicht, wenn die Verantwortlichen behaupten, dass »Islam und Demokratie nicht zusammengehen« und dass sie »nicht an einen gemäßigten Islam glauben«.

Dass Islam und Demokratie ein problematisches Paar sind, ist aber keine abenteuerliche Behauptung von Islamhassern, sondern eine Tatsache in vielen Ländern der islamischen Welt. Und nur wer an einen gemäßigten Islam »glaubt«, soll in Brüssel demonstrieren dürfen? Das hieße, die Ausübung eines Grundrechts an eine fromme Meinung zu koppeln. Es sind am Ende andere Gründe, die Thielemans zu seinem Verbot bewegt haben. Er erwähnt Polizeiberichte, nach denen mit gewalttätigen Störaktionen zu rechnen wäre: »Mitglieder und Sympathisanten dieser Organisationen sind im Allgemeinen für ihr wenig friedliebendes Verhalten während solcher Veranstaltungen bekannt.«

»Diese Organisationen« – das sind die britische Initiative No Sharia here, die dänische Anti-Islam-Gruppe SIAD und aus Deutschland die Gruppe Pax Europa e. V. des ehemaligen *FAZ*-Journalisten Udo Ulfkotte. Und in Belgien macht die rechtsradikale Bewegung Vlaams Belang Werbung für die Demo. Ulfkotte, der an dem Projekt einer islamkritischen Rechtspartei für Deutschland arbeitet, beteuert, mit

Rechtsextremisten nichts zu tun haben. Doch bei seinem Berufungsverfahren gegen das Demoverbot nahm er sich den Politiker Hugo Coveliers zum Anwalt, der in Antwerpen mit dem Vlaams Belang zusammengearbeitet hat. Und der Expolizist Bart Debie, eine schillernde Figur der rechten Szene Belgiens und stolzes Mitglied des Vlaams Belang, brüstet sich, Ulfkottes Dolmetscher bei der Anhörung in Brüssel gewesen zu sein.

Das Brüsseler Oberverwaltungsgericht erklärte sich für nicht zuständig, die Demo bleibt also verboten. Der Möchtegern-Parteigründer Ulfkotte hat aber einen Ersatzort gefunden, der die Angelegenheit zu einer deutschen Affäre macht: Köln wird nun am 11. September die Anti-Islamisierungs-Demo bekommen, gleich neben dem Dom auf dem Roncalli-Platz. Der schon im Moscheenstreit kampferprobte Ralph Giordano hat sich als Hauptredner zur Verfügung gestellt.

Ob der NS-Überlebende weiß, mit wem er es zu tun hat? Die Anti-Moschee-Aktivistin von Pro Köln haben sich sofort an die Demo herangehängt. Ulfkotte beeilt sich auch hier, in empörten Presseerklärungen Distanz zu markieren. Es sei an »Niederträchtigkeit nicht zu überbieten«, wie diese Gruppe als »Trittbrettfahrer« auftrete. Pro Köln, von NPD-Mitgliedern und Republikanern gegründet, unterhält ganz offen herzliche Beziehungen zum Vlaams Belang sowie zu Bart Debie. Am 3. September teilt die Organisation mit, sie unterstütze Ulfkottes Demo – und fügt maliziös hinzu: »Der Vlaams Belang steht zu Udo Ulfkotte in einem guten herzlichen Kontakt.« Zwar distanziert dieser sich abermals »energisch«. Dennoch fragt sich, wer hier eigentlich bei wem auf dem Trittbrett fährt. Wenn sich der Rechtsradikalismus islamkritisch maskiert, schadet das am Ende auch denen, die ganz legitime Zweifel an der Kompatibilität der Scharia mit unserer Grundordnung hegen.

Es war gleichwohl ein Fehler, die Brüsseler Demonstration zu verbieten. Eine rechtspopulistische Szene, die sich wechselseitig zerlegt bei dem Versuch, antimuslimische Ängste auszubeuten, muss und darf nicht durch die Einengung des Demonstrationsrechts bekämpft werden.

Audio www.zeit.de/audio



Samalia wurde mit ZWÖLF SCHÜSSEN getötet. Sie ist eines von vielen weiblichen Opfern in Guatemala-Stadt

Mord an Frauen. Guatemala erschüttert die Welt mit einem Wort, das erst nur Menschenrechtler benutzten, das nun aber auch Politikern täglich über die Lippen geht: *feminicidio*. Schon hat das Parlament Guatemalas eine »Kommission zur Untersuchung des Feminizids« eingerichtet. Im vergangenen Jahr wurden in dem kleinen mittelamerikanischen Land 582 Frauen ermordet, sagt die Polizei, dieses Jahr schon 380. In den allermeisten Fällen handelt es sich um junge Frauen, oft noch Mädchen, die aus armen Vierteln stammen. Warum Frauen? Darauf gibt es keine klare Antwort, nur Spuren, die viel über die brutale Realität erzählen, in der die Menschen in Guatemala leben.

Ein Bürger des Zwölf-Millionen-Landes kann aus vielen Gründen getötet werden: Weil er das Schutzgeld nicht bezahlt, weil er zufällig Augenzeuge eines Verbrechens wurde. Die Gewalt ist längst endemisch geworden. Seit Jahresbeginn wurden im Durchschnitt täglich 16 Menschen ermordet, die meisten nach bestialischer Folter. Guatemala-Stadt ist Regierungssitz und Hauptstadt der Gewalt. Touristen kommen schon gar nicht mehr auf den Parque Central, den großen Platz vor der Kathedrale im Zentrum, wo indische Marktfrauen Tücher in leuchtenden Farben feilbieten. Wenn es dunkel wird, bleiben auch die Einheimischen weg. Die ganze Innenstadt gilt als »rote Zone«. Hier treiben die Maras, die berüchtigten Jugendbanden, ihr Unwesen, die nach der Maxime »plata o plomo« handeln – »Geld oder Blei«.

Gewalt ist die größte Sorge aller Bürger. Die Morde sind auch das alles beherrschende Thema im Wahlkampf von Guatemala, das kommenden Sonntag neue Gemeinderäte, ein neues Parlament und einen neuen Präsidenten bestimmt. Bereits 43 Politiker sind in den vergangenen sechs Monaten erschossen worden. Es ist die blutigste Wahlkampagne der letzten zwanzig Jahre.

Wer kann die Gewalt eindämmen? Wer kann den konservativen Staatschef Oscar Berger beerben? Nur zwei Kandidaten haben diesen Sonntag eine Chance, die Stichwahl am 4. November zu erreichen. Ein Favorit ist Álvaro Colom von der Nationalen Einheit der Hoffnung, einer Mitte-links-Partei. Für einen Teil seiner Stimmen wird er seinem Onkel zu danken haben. Der war populärer Bürgermeister der Hauptstadt, bis ihn ein Todesschwadron 1979 ermordete. Coloms Gegner heißt Otto Pérez Molina und kandidiert für die rechte Patriotische Partei. Zu Beginn der achtziger Jahre, es war die schlimmste Zeit des 36-jährigen Bürgerkriegs, diente Pérez Molina als Leutnant im Hochland von Quiché, just da, wo die Militärs die meisten verbrecherischen Massaker an der Zivilbevölkerung verübten. Wer sich daran noch lebhaft erinnert, hasst ihn, doch in der Hauptstadt dürfte er die Oberhand gewinnen. Pérez Molinas verspricht landauf, landab »mano dura«, eine »harte Hand« gegenüber den Verbrechern, denen von heute natürlich.

Ob am Ende Colom oder Pérez Molina siegt – für Norma Cruz ist das einerlei. Die Leiterin der Stiftung Sobrevivientes (»Überlebende«), die sich um gewaltgeschädigte Frauen kümmert, erwartet nach der Wahl noch mehr Gewalt.



Und noch mehr Morde an Frauen. »Der Staat hat an einer Lösung kein Interesse«, glaubt sie, »und deshalb werden gerade zwei Prozent der Mordfälle aufgeklärt.« Warum ist die Rate so gering, warum gehen gerade die Frauenmörder straflos aus?

Norma Cruz' Büro ist eine Art Museum der Gewalt. Über ihrem Schreibtisch hängt das Foto einer Frau in indianischer Tracht mit silberner Krone: Sandra Culajay, die 19-jährige Schönheitskönigin der Stadt San Juan Sacatepéquez. Sie wurde von einem Arbeitskollegen, der in sie verliebt war, vergewaltigt und brutal ermordet. Daneben das Foto von Bernarda López, Mutter von vier Kindern. Sie wurde von einer Jugendbande umgebracht, obwohl sie unter Polizeischutz stand. Sie starb, nachdem sie als Zeugin im Prozess gegen die Mörder ihrer Schwester ausgesagt hatte. Diese wiederum hatte vor Gericht die Mörder eines gelähmten Jungen namentlich genannt.

Hier lassen die Mörder Motive erkennen. Sandra fiel dem Besitzanspruch eines Machos zum Opfer, der wusste, dass Sexualverbrecher kaum strafrechtlich zur Verantwortung gezogen werden. Bernardas Henker wollten eine Botschaft aussenden: Wer auspackt, der stirbt. Aber was ist mit all den Morden an Frauen, die irgendwo als verstümmelte Leichen gefunden werden? Nora Cruz kann angesichts fehlender Ermittlungen nur spekulieren. Vielleicht werden Töchter oder Frauen von Mitgliedern rivalisierender Drogenringe umgebracht? Vielleicht ermorden die Täter systematisch Frauen aus den unteren Schichten der Gesellschaft? Schon gibt es neben dem Feminizid einen weiteren Begriff für diese Art der Hinrichtungen: die »soziale Säuberung«.

Iduvina Hernández will dieses Wort nicht benutzen. Die Leiterin des Instituts Sicherheit in der Demokratie spricht lieber von »außergerichtlichen Hinrichtungen stigmatisierter Personen«. Um zu verstehen, was sie meint, erzählt Iduvina Hernández die Geschichte der Maras, der berüchtigten Jugendbanden. An sie zahlt jeder Busfahrer täglich seine 50 Quetzales (5 Euro), weil schon über 80 Chauffeure erschossen wurden. Die ersten Maras tauchten in Guatemala Mitte der achtziger Jahre auf. Zur Plage wurden sie, als die USA in den neunziger Jahren Tausende von Mittelamerikanern in ihre Heimatländer zurückschickten. Die beiden größten Banden, die Mara 18 und die Mara 13, sind in der 18. und der 13. Straße von Los Angeles entstanden. In Mittelamerika sollen sie heute zwischen 70 000 und 100 000 Mitglieder haben. Ihre Mitglieder, die Mareros, verunsichern ganze Städte und Landstriche, sagt Iduvina Hernández. »Da die Polizei nichts unternimmt, sondern im Gegenteil ihrerseits den Mareros einen Teil der erbeuteten Schutzgelder abpresst, üben die Menschen vielerorts Selbstjustiz.« Die terrorisierten Bürger bezahlen Killer, um sich das Problem vom Hals zu schaffen. Die nennen sich manchmal auch »Polizisten«.

In Guatemala gibt es knapp 20 000 staatliche Polizisten und über 100 000 Privatpolizisten. Letztere sind oft entlassene Soldaten oder Polizisten, die wegen der geringen Bezahlung den Staatsdienst quittiert haben, aber auch viele Arbeitslose. Sie arbeiten in einer der 83 Sicherheitsfirmen, die in der Regel pensionierten Offizieren gehören. Die privaten Polizisten bieten Personenschutz und sichern die Häuser der Reichen. Ihre Mittel sind brutal. In den Armenvierteln bringen sie Mareros um, aber führen zugleich einen Feldzug gegen Homosexuelle, Prostituierte und Straßenkinder – unter allen Gruppen viele Frauen und Mädchen. Weil viele dahinter ein System vermuten, sprechen sie von »sozialer Säuberung«.

»Mein Sohn wurde stranguliert und mit aufgeschlitzter Kehle auf der Straße nach Antigua gefunden«, berichtet Julio Vásquez, der Autoersatzteile verkauft und seinen wahren Namen nicht in der Zeitung sehen will. Er wohnt in Villa Nueva, einem Vorort außerhalb von Guatemala-Stadt. Kein Polizist, kein Ermittlungsbeamter, niemand sei bei ihm aufgekreuzt, um Fragen zu stellen. Er selbst habe nicht Anzeige erstattet. »Mir bleiben nur noch zwei Söhne«,

Die mordenden Machos

In Guatemala werden gezielt und massenhaft Frauen ermordet. Ihre Henker bleiben straflos VON THOMAS SCHMID

kohlt im Auto. Drei Tage danach nahmen die Ermittler den Leiter der Abteilung für Organisiertes Verbrechen der nationalen Polizei und drei seiner Mitarbeiter fest. Weitere drei Tage später drang ein bewaffnetes Kommando ins Hochsicherheitsgefängnis ein und schnitt den vier inhaftierten Polizisten die Kehlen durch. Sie sollten über das große Drogengeschäft nichts mehr erzählen können. So der Verdacht. Der Innenminister und der Polizeichef traten zurück.

Drogenhandel, Mord an Frauen, Schutzgelderpressung und »soziale Säuberung« sind in Guatemala eng miteinander verquickt. Der Sauerstoff für die mörderische Krake, die sich der staatlichen Institutionen bemächtigt, ist die Straflosigkeit. Und die

hat in Guatemala Tradition. Im 36-jährigen Bürgerkrieg, in dem bis 1996 rund 200 000 Menschen starben, hat die Armee Zehntausende von Maya-Indianern umgebracht und Hunderttausende vertrieben. Niemand wurde dafür je zur Rechenschaft gezogen. Ob der künftige Präsident – ob er nun Colom oder Pérez Molina heißt – den Staat von seinen kriminellen Parasiten befreien kann, glauben weder Norma Cruz noch Iduvina Hernández.

Aber eine erste Hilfe könnte nun von außen kommen. Das Parlament hat einer Internationalen Kommission gegen die Straflosigkeit in Guatemala (CICIG) mit UN-Mandat zugestimmt. Ihre Aufgabe wird es sein, kriminelle Strukturen in den Sicherheitsapparaten aufzudecken. Man wird die Kommission gut schützen müssen.

Kampf den Heulsusen!

Drei Vertreter der Regierungs-SPD haben ein Buch geschrieben – und reizen damit die Parteilinke **VON WERNER A. PERGER**

Ein Buch erregt die Gemüter, ohne Enthüllungen, Denunziationen oder andere Schweinereien. Was will man mehr? Die Herausgeber des jüngsten Beitrags zur sozialdemokratischen Programmdebatte, Matthias Platzeck, Peer Steinbrück und Frank-Walter Steinmeier, sind froh darüber. Sie wundern sich aber auch. Als sie das Buch am vergangenen Montag im Berliner Willy-Brandt-Haus vorstellten, freundschaftlich-kritisch assistiert vom weisen alten Mann der Partei, Hans-Jochen Vogel, da taten sie jedenfalls so, als verstünden sie das Aufsehen um ihr gemeinsames Buch nicht. Der Band trägt den schlichten Namen *Auf der Höhe der Zeit* und vertritt den weniger schlichten Anspruch, das zu definieren, was zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine regierungsfähige Sozialdemokratie ausmacht. Ein anspruchsvolles Vorhaben. Aber das ist nicht die ganze Geschichte.

Denn natürlich fühlt die SPD-Linke sich von den dreien nicht so sehr intellektuell herausgefordert als vielmehr politisch, wenngleich weniger vom Buch selbst als von der Vorgeschichte. Peer Steinbrücks Verbalrundschatz gegen die »Heulsusen« in der SPD, die nicht stolz auf die Leistung der Partei in der Koalition sein wollen oder können, empört die Koalitionsnörgler in der Partei ungemein, um nicht zu sagen: nachhaltig. Aber stolz sein auf den Politikwechsel zur Agenda 2010, ist das nicht auch etwas viel verlangt von der Linken? Sie war von Anfang an gegen die Agenda-2010-Philosophie und den damit verbundenen Politikwechsel, nun, da beides geistige Grundlage der Großen Koalition ist, geht der Streit halt weiter. Deshalb hat ja auch die Linke im vorwärts Buch-Verlag ein Buch veröffentlicht (*Linke Programmbausteine*, herausgegeben von Andrea Nahles und Detlev Albers), worin zwar gelegentlich gejammert, aber nicht wirklich geheult wird. Dass es auch ein *Lesebuch zur Programmdebatte* gibt, herausgegeben vom Parteivorsitzenden und dessen Generalsekretär, wurde am Montag im Willy-Brandt-Haus gelegentlich erwähnt (Kurt Beck, Hubertus Heil: *Soziale Demokratie im 21. Jahrhundert*).

Natürlich ist das Buch von Platzeck, Steinbrück und Steinmeier nicht nur eine unschuldige Aufsatzsammlung zur Belebung der Programmdebatte, wie die drei am Montag glauben machen wollten. Politisch ist es eben auch, gelinde gesagt, eine Abgrenzung der Regierungs-SPD gegenüber den »Heulsusen«. Da nützt kein Abwiegeln: *Auf der Höhe der Zeit* wirkt wie ein Manifest gegen das Jammern und Klammern in Sachen Sozialstaat. Warum auch nicht? Regieren und Gestalten, so ihre Philosophie, bringt mehr als Opponieren und Besserwissen. Und hat meistens auch mehr Wirkung. Das Willy-Brandt-Haus platzte bei der Buchpräsentation aus allen Nähten. Streit belebt das Geschäft, sogar das mit Büchern.

Das Buch versammelt Aufsätze aus verschiedenen politischen Themenfeldern, von unterschiedlichen Autoren und ebensolcher Qualität. Einige verdienen besondere Aufmerksamkeit und ein seriöseres Echo, als es das Buch als Ganzes bisher bekam. Jürgen Zöllner beispielsweise, der Bildungspolitiker, seit 2006 Wissenschaftssenator in Berlin. Sein Beitrag über die Vereinbarkeit von progres-

siver Bildungsförderung und solider Haushaltspolitik ist ein gedanklicher Eckpfeiler. Er geht ins Detail, ohne zu langweilen. Seine Auseinandersetzung mit der Absurdität der geltenden Regelung von Neuverschuldung und öffentlichen Investitionen illustriert, wie auch prinzipiell seriöse Haushaltspolitik auf Grund von Orthodoxie und Unflexibilität zu qualitativem Reformstau führt. Besonders dann, wenn Investitionen in Beton mehr zählen als Ausgaben für Menschen, wenn der Bau einer Friedhofsmauer zulässig ist, die Sprachförderung für Kinder aus Migrantenhaushalten aber nicht. »Maßnahmen, die die gesellschaftliche Wohlfahrt erhöhen, sind unter bestimmten Bedingungen verfassungswidrig.« Sollte doch zu ändern sein, möchte man nach der Lektüre meinen. Und fragt sich: Wieso spielt der gelernte Mediziner Zöllner in der sozialdemokratischen Bundespolitik keine größere Rolle?

Eine tragende Funktion im gedanklichen Gesamtkontext des Buches hat auch der Beitrag des IG-Metallers Wolfgang Schroeder über den »vorsorgenden Sozialstaat«, ein argumentativer Leitfaden für den Paradigmenwechsel in der europäischen Sozialstaatsdebatte. Vom aktuellen Streit für und gegen Vorsorge oder Nachsorge und den darin jeweils geäußerten Ideologie-Verdächtigungen lässt Schroeder sich nicht beirren. »Weiter wie bisher« geht nicht, schreibt er, »wer den Sozialstaat bloß verteidigt, wird ihn verlieren.« Er diskutiert als Gewerkschafter für die Interessen der Arbeitnehmer, als politischer Analytiker aber auch im Sinne des Zusammenhalts der Gesellschaft und der Funktionsfähigkeit des Systems. Dass er damit im Umfeld des bisherigen IG-Metall-Chefs Jürgen Peters keinen Platz hatte, versteht man. Innerhalb der Reform-Linken ist Schroeder hingegen inzwischen einer der intellektuellen Wortführer.

Interessant sind nicht zuletzt einige kleine Beiträge aus der politischen Praxis, etwa, wenn über Defizite der Basisarbeit geschrieben wird, über das Versagen der alten Volkspartei SPD dort, wo die Schwächen der Volksparteien insgesamt besonders eklatant sind. »Ausgerechnet Sozialdemokraten scheinen oftmals Berührungsängste zu plagen«, schreibt die Bundestagsabgeordnete Dagmar Freitag in ihrem erfrischenden Text über Vertrauensarbeit bei den Bürgern.

Sie müsste was davon verstehen. Seit 1998 vertritt sie, direkt gewählt, einen lange von der CDU dominierten Wahlkreis des Sauerlands im Bundestag, mit wachsendem Vorsprung ihrer Erststimmen vor dem Zweitstimmenergebnis der SPD. *Wie sich tiefschwarze Wahlkreise gewinnen lassen:* Die Partei und ihre Vertreter sollen sich wieder mehr um die Nöte der Einzelnen kümmern, empfiehlt die ehemalige Leichtathletin. Zuhören, ansprechbar sein, helfen. Frau Freitags Devise: Den Populismus nicht den Populisten überlassen. Der »Kümmerer-Partei« gehört die Zukunft. Wie in der Vergangenheit. Im Frühkapitalismus war das »Kümmern« um die kleinen Leute die Grundlage für den Aufstieg der Linken.

Matthias Platzeck, Franz-Walter Steinmeier, Peer Steinbrück (Hgl.): »Auf der Höhe der Zeit. Soziale Demokratie und Fortschritt im 21. Jahrhundert«; vorwärts Buch, Berlin 2007; 340 Seiten (14,80 Euro)

Ein bisschen Basta

SPD-Chef Kurt Beck versucht ein Machtwort – und zeigt Schwäche

Der SPD-Vorsitzende Kurt Beck hat es in den vergangenen Wochen und Monaten in seiner Partei nicht leicht gehabt. Feinde gab und gibt es zuhauf. Da sind die Linken, die gegen alles meckern, was sozialdemokratische Agenda-Befürworter – und Beck ist ein solcher – verteidigen. Dann gibt es die Neider oder Selbstsüchtigen. Sie wollen einen anderen als Beck als Spitzenkandidaten für die kommende Bundestagswahl und argumentieren dabei gerne mit dem Wohl der Partei. Und dann sind da noch die selbst ernannten Großstädter, die gegen den Pfälzer, den vermeintlichen Provinzler lästern.

Bei dieser Gemengelage kann man schon die Übersicht verlieren – und auch die Nerven. Ganz ohne sichtbaren Anlass beschimpfte Beck jetzt unsichtbare Feinde »aus der dritten und vierten Reihe der Partei«. Kurt Beck, der Don Quijote der SPD. Mit der derben Variante von Schröders Basta (»So einen Scheiß lass ich mir nicht länger bieten«) versuchte er die Debatte über seine Person zu beenden.

Parteien haben ein kompliziertes Innenleben, das ein Außenstehender schwer durchschaut. Doch die SPD ist inzwischen in ein höheres Stadium eingetreten und versteht sich selbst nicht mehr. Gründlicher als mit diesem Ausmaß von Selbstbeschäftigung kann man das Feld für den politischen Gegner nicht räumen. Und gründlicher kann man sein Gegenüber, den Wähler, nicht verstören.

Was ist nur los mit der SPD? Eingeklemmt zwischen eine linkskonservative Lafontaine-Partei und eine modernkonservative Union

hat sie die Orientierung verloren. Sie sieht vor lauter Feinden kein Land mehr. Doch das ist nicht das Schlimmste. Denn in dieser Hinsicht geht es den anderen Parteien nicht viel besser. Die Linkspartei ist zerrissen zwischen Pragmatismus und Dogmatismus. Die Union ängstigt sich vor dem Verlust des Konservativen. Doch beide Parteien haben Leute an der Spitze, die die Schwächen überdecken. Lafontaine polarisiert und lässt keinen Platz für andere. Der Union ist der Glücksfall einer Vorsitzenden und Kanzlerin zuteil geworden, die fröhlich optimistisch Weltpolitik zum Anfassenden betreibt.

Die SPD hat Kurt Beck. Und Peer Steinbrück. Und Frank-Walter Steinmeier. Und Nahles und Gabriel und und und. Nun könnte man sagen, solange die Partei ihre Richtungsfrage nicht geklärt hat, kann sie die Personalfrage nicht klären. Doch es ist genau umgekehrt.

Solange die SPD die Führungsfrage nicht klärt, wird sie ihre Richtung nicht finden können. Es ist also nötig zu fragen: Wer kann Wahlkampf? Wer hat Durchhaltevermögen? Wer erscheint vertrauenswürdig? Wer ist vor den Wählern glaubwürdig? Bislang hatte Kurt Beck bei der Beantwortung dieser Fragen stets einen aussichtsreichen Platz belegt. Sonst hätte über seine Eignung als Kanzlerkandidat ja gar nicht diskutiert werden müssen.

Doch sein starker Auftritt dieser Tage hat seine Schwäche offenbart. Jetzt wird er gestützt. Von allen Seiten. Das ist gefährlicher als alle Kritik. Denn wer keine Feinde mehr hat, der hat den Kampf verloren.

BRIGITTE FEHRL

BERLINER BÜHNE

Bavaria con carne

»Diß alles stinckt mich an«, schrieb der weltverdrossene Barockdichter Andreas Gryphius, der damals noch nicht wissen konnte, dass sich eines Tages eine Moräne aus 180 Tonnen gammelige[n] Fleisches von Bayern aus in die Republik hineinwälzen würde. Auch nach Berlin, wo sie übrigens als 90-Cent-Döner an die Blüte der bayerischen Jugend verfüttert wird, die zum Abtanzen in der Hauptstadt urlaubt und nächtens Hunger verspürt.

Genugtuung verschafft auch das nicht. Fleisch, Fleisch, überall Fleisch, lila schimmernd unter der Sonne und im Abendrot grünlich leuchtend. Leider kehrt das im freien Verfall befindliche Bayern nicht im Schwunge äußerster kultureller Verfeinerung – worunter auch neue, raffinierte Rezepte für die Fleischküche zählen würden –, sondern vielmehr unter Heulen und Zähneklappen wieder ins Zeitalter des Barocks zurück. Doch ist dieser Barock nicht prächtig und bunt wie derjenige der Malerbrüder Asam, sondern finster und verzagt. In diesen Wochen entspricht er eher dem Martin-Opitzschen »Ich alter Madersack!«-Lebensgefühl.

Und ausgerechnet Horst Seehofer fordert auf dem Gillamooser Volksfest in Abensberg, Niederbayern, dazu auf, die widerlichen Fleischwäsher aus Schwaben zu stäupen und zu vierteilen, der neckische Kandidat, der fleischverfallene, der. Da kann man ihm nur zurufen: »Diß Leben fleucht davon wie das Geschwätz und Schertzen ...« Das Plädoyer für einen »natürlichen Patriotismus« wurde folglich in seiner Rede überhört. Einige hatten »kreatürlicher Patriotismus« verstanden und mit den Köpfen geschüttelt, weil sie dachten, er rede wieder nur von sich.

All die Jahre duldeten wir Nichtbayern die »Unterm Dirndl wird gejodelt«-Erotik des Landes durch taktvolles Wegsehen. Aber wir verstanden dann nichts mehr, als sich eine Vertreterin der bayerischen Staatspartei vor uns allen als Latex-Domina präsentierte. Ein ermunterndes Zeichen können wir darin bis heute nicht erblicken. Sind denn inzwischen in allen Kellern, wo früher gelassen das Fleisch vergammelte, SM-Studios eingerichtet worden? Ähnlich wie in Berlin? Oder – beunruhigender noch – ist es umgekehrt? »Es wird der bleiche Tod mit seiner kalten Hand / Dir endlich mit der Zeit um deine Brüste streichen.« Regt sich noch was in der Lederhose?

Nicht lange wird es dauern, dann trauern die Bayern ihrem unschuldigen, tadellosen Edi nach. Er nennt seine Frau einfach nur Muschi. Stoiber hat niemals Fleisch gewaschen. Nicht ohne Triumphgefühl singt er heute: »Ich tantze nur voran / Ihr werdet folgen müssen.«

THOMAS E. SCHMIDT



Der FRÜHERE SPD-MANN Jürgen Trenz tritt in Friedrichsthal als Bürgermeisterkandidat an

Der Guru schlägt zu

Im Saarland formiert Oskar Lafontaine seine lokale Streitmacht. Nirgendwo sonst im Westen wird die Linkspartei der SPD so gefährlich VON MATTHIAS KRUPA

SAARBRÜCKEN Die Linke in Friedrichsthal wohnt in einem schmucken Eigenheim, serviert selbst gebackenen Pflaumenkuchen und war früher in der SPD. Sie träumt vom Ruhestand in Südfrankreich und hat 1983 mit Oskar Lafontaine gegen den Nato-Doppelbeschluss demonstriert. Auch mit dem Präsidenten des Landesrechnungshofes, einem Christdemokraten aus dem Ort, ist sie befreundet. »Das ist hier im Saarland nicht so dogmatisch.« Die Linke in Friedrichsthal sagt, sie lehne eine Regierungsbeteiligung nicht ab. Im Gegenteil, sie will jetzt selbst regieren. Jürgen Trenz kandidiert in Friedrichsthal als Bürgermeister.

Jürgen Trenz ist 55, ein freundlicher Mann mit Schnauzbart, der sich in seiner Heimatgemeinde schon für vieles engagiert hat. Trenz war Präsident des Fußballvereins, Stadtrat und Mit-

glied im Kreistag. Seit zehn Jahren leitet er ehrenamtlich das Marketing der Stadt. Vor ein paar Monaten hat er einen Ortsverein der Linkspartei gegründet. Anfangs waren sie nur 8, mittlerweile zählt die Linke in Friedrichsthal schon 70 Mitglieder. Auf der Straße grüßt Jürgen Trenz nach links und rechts. »Bei einem guten Essen und einem guten Glas Wein«, erzählt er, habe Lafontaine mit ihm seine Kandidatur verabredet.

Friedrichsthal, 15 Kilometer nördlich von Saarbrücken gelegen, zählt 11 000 Einwohner. Ein längst geschlossenes Bergwerk hat die Stadt geprägt. Noch heute karren Lastwagen den frischen Abraum eines nahe gelegenen Stollens an und schütten Halden auf. Der Stadtteil Bildstock beherbergt den Rechtsschutzsaal von 1892, das älteste Gewerkschaftsgebäude Deutschlands. Vorhersagen sind schwierig, aber ein Erfolg bei der Bürgermeisterwahl in zehn Tagen wäre für die Linke im Saarland ein

Triumph: der Beweis, dass die neue Partei auch in den Kommunen Gestalt annimmt – und ein weiterer Sieg im Stellungskampf gegen die SPD.

In keinem anderen westdeutschen Bundesland sind die Voraussetzungen für die Linke so günstig wie an der Saar, wo Oskar Lafontaine als Oberbürgermeister und Ministerpräsident mehr als zwanzig Jahre lang die Politik geprägt hat. Bei der Bundestagswahl vor zwei Jahren schaffte er als Spitzenkandidat der WASG aus dem Stand 18 Prozent. Und kaum irgendwo sonst kann man so gut beobachten, was es heißt, in der Politik das Momentum auf seiner Seite zu haben. Im Internet aktualisiert der Landesverband fortlaufend seine Mitgliederzahl. Am vergangenen Dienstag waren es 1715; im Mai, als PDS und WASG noch getrennt firmierten, zählten sie zusammen erst 1400 Mitglieder. »Die Linke gewinnt im Gewerkschaftslager an Terrain, alles andere wäre gelogen«, sagt Eugen Roth, der im Saarland DGB-Chef ist und stellvertretender SPD-Vorsitzender. Ungefragt fügt er hinzu: Er selbst habe keine Neigung, die Partei zu wechseln.

Versicherungen wie diese sind notwendig geworden, seit der Linken im Saarland vor vier Wochen ihr bislang größter Coup gelang. Feixend präsentierte Lafontaine zwei wichtige Neuzugänge: Barbara Spaniol vertrat drei Jahre lang die Grünen im Landtag, nun gibt sie der Linken im Parlament eine Stimme. Und Rolf Linsler, einer der bekanntesten Gewerkschafter an der Saar, war bis März Landesvorsitzender von ver.di. An diesem Samstag soll er nach dem Willen Lafontaines zum Chef der Linken gewählt werden. Obwohl ein zweiter Kandidat antritt, gilt Linslers Wahl als sicher. Denn auch das kann man hier beobachten: Nirgendwo sonst ist die Linke so sehr Geschöpf und Werkzeug Lafontaines.

Dabei ist es nicht ohne Pikanterie, dass ausgerechnet Linsler dem Werben Lafontaines gefolgt ist. Viele Saarländer erinnern sich daran, dass Linsler an der Spitze der Proteste stand, als die Gewerkschaften Mitte der neunziger Jahre gegen die Landesregierung mobil machten. Der Ministerpräsident hieß damals Lafontaine und hatte dem hoch verschuldeten Land einen harten – er selbst würde heute schimpfen: einen neoliberalen – Sparkurs verordnet. Vor allem die Beamten sollten länger arbeiten und weniger verdienen. »Für Oskar gab es immer zwei Gewerkschaftszweige«, sagt DGB-Chef Roth, »die ›guten‹ Industrie- und Dienstleistungen und die ›schlechten‹ des öffentlichen Dienstes.« Dass sein Freund Linsler nun gemeinsame Sache mit Lafontaine macht, das sei »schon merkwürdig«, sagt Roth. »Aber es ändert nichts daran, dass ich mit ihm befreundet bleibe.«

Viele Sozis haben Verständnis, wenn einer die Partei verlässt

Die Abgrenzung zur Linken ist für die SPD im Saarland schwierig, persönlich so sehr wie politisch. Das Land ist überschaubar, viele der handelnden Personen kennen sich seit Langem. Als DGB-Chef hält Eugen Roth Kontakt zu allen Seiten. Vor einem Jahr hat er als Gastredner auf einem Treffen der Linkspartei viel Beifall bekommen. Und neulich hat ihn Lafontaines Ehefrau Christa Müller angerufen, die selbst im Vorstand der saarländischen Linken sitzt: Ob Roth ihr einen Kontakt zu den DGB-Frauen vermitteln könne – das war, bevor sie sich als Vorkämpferin für ein Erziehungsgehalt exponierte. Nicht alle Sozialdemokraten haben Verständnis für Roths entspannten Umgang. Schließlich muss der Gewerkschafter die Linke als SPD-Politiker gleichzeitig bekämpfen. »Aber wie«, fragt er, »soll man gegen jemanden kämpfen, der jahrelang der Guru war?«

Man kann die Frage auch anders formulieren: Wie soll man gegen jemanden kämpfen, der Positionen vertritt, die auch in den eigenen Reihen mehrheitsfähig sind? Die Saar-SPD, gewerkschaftlich geprägt, zählt von jeher zum linken Flügel der Partei. Als der frühere Vorsitzende des

SPD-Gemeindeverbandes Bous seinen Wechsel zur Linkspartei verkündete, erklärten die Sozialdemokraten, sie bedauerten den Schritt zwar. Aber falls »die Unzufriedenheit mit der Politik der letzten Jahre der Grund für den Austritt« gewesen sei, so teile der Genosse »diese Unzufriedenheit mit der breiten Basis der Partei«.

Der SPD-Landesvorsitzende Heiko Maas kennt diese Befindlichkeiten und hat in den vergangenen Jahren stets darauf geachtet, einen Sicherheitsabstand zur Berliner Reformpolitik zu halten. Er hat Schröders Agenda kritisiert und Münsterer Rente mit 67. Genutzt hat es ihm bislang nicht. Vor allem die Heraussetzung des Renteneintrittsalters wird immer wieder genannt, wenn Mitglieder die Partei verlassen.

Lafontaine als Chef einer rot-roten Koalition? »Träum weiter, Alter!«

Auch Maas' Geschichte mit Lafontaine reicht weit zurück und ist nicht frei von pathologischen Zügen. Der heute 41-Jährige war Vorsitzender der Jusos im Saarland, als er 1995 zum ersten Mal die Hoffnung formulierte: »Es gibt eine Zeit nach Lafontaine.« Zwölf Jahre später ist Lafontaine noch immer da, ein Stück Vergangenheit, das nicht vergeht, und Maas muss fürchten, dass die Zeit eher über ihn als über den Älteren hinwegfegt. Erst hatte Lafontaine Maas in jungen Jahren zum Minister gemacht; später übernahm dieser den Parteivorsitz, als Lafontaine in Bonn hingeschmissen und damit der SPD im Saarland eine überraschende Wahlniederlage beschert hatte. Vor drei Jahren im Landtagswahlkampf – Lafontaine war damals noch SPD-Mitglied – versuchte Maas ihn einzubinden. Der dankte es ihm, indem er vier Wochen vor der Wahl erstmals öffentlich Sympathien für die WASG bekundete.

Mehr als ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit Lafontaine sich das erste Mal um das Amt des Ministerpräsidenten bewarb. Nun fordert er noch einmal den Amtsinhaber heraus: Die Wähler sollten 2009 entscheiden, wer das Saarland besser regiert habe – er oder sein CDU-Nachfolger Peter Müller. Es ist ein virtuoses Spiel mit der politischen Fantasie, das Lafontaine vor heimischer Kulisse aufführt, selbstverliebt und anmaßend. Doch es funktioniert nur, solange das politische Moment aufseiten der Linken bleibt. Wenn die Welle erst einmal bricht und die Linke aus den Schlagzeilen rutscht, könnte der 63-Jährige schnell als Hochstapler dastehen. Denn die Dynamik der vergangenen Wochen hat die Linke viel größer erscheinen lassen, als sie in Wahrheit ist. Noch stehen den 1715 Mitgliedern der Linken im Saarland mehr als 23 000 Sozialdemokraten gegenüber. Noch taxieren die Umfragen die neue Partei bei 13 Prozent, mit großem Abstand hinter CDU und SPD.

Auch SPD-Chef Maas kennt diese Zahlen. Lafontaine als Chef einer rot-roten Koalition, mit der SPD als Juniorpartner? »Träum weiter, Alter«, hat er ihm kürzlich zugerufen. Das war für seine Verhältnisse ein ziemlich grober Keil. Im Duell der Egos kann der jugenhafte SPD-Chef nicht ernsthaft mitspielen – aber wenn die Linke erst einmal im Parlament sitzt, hat er eine Option. Schließlich, so das Kalkül, würde die Linke im Saarland Wähler zurückgewinnen, die für die SPD längst verloren sind – und damit die Mehrheiten im Parlament verändern. »Nichtwähler werden zu Wählern, das muss nicht unser Problem sein«, lautet Maas' Analyse. Denn dass die Sozialdemokraten im Saarland mit der Linken koalieren würden, darf als sicher gelten.

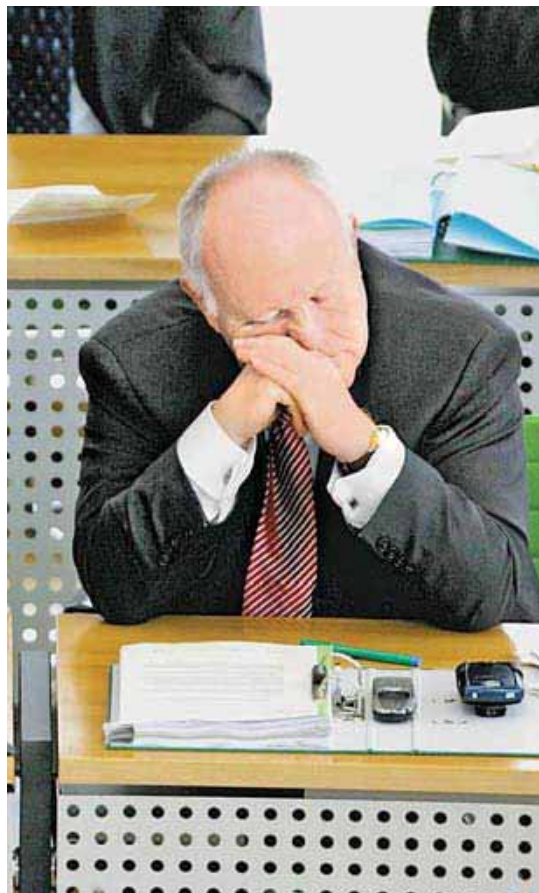
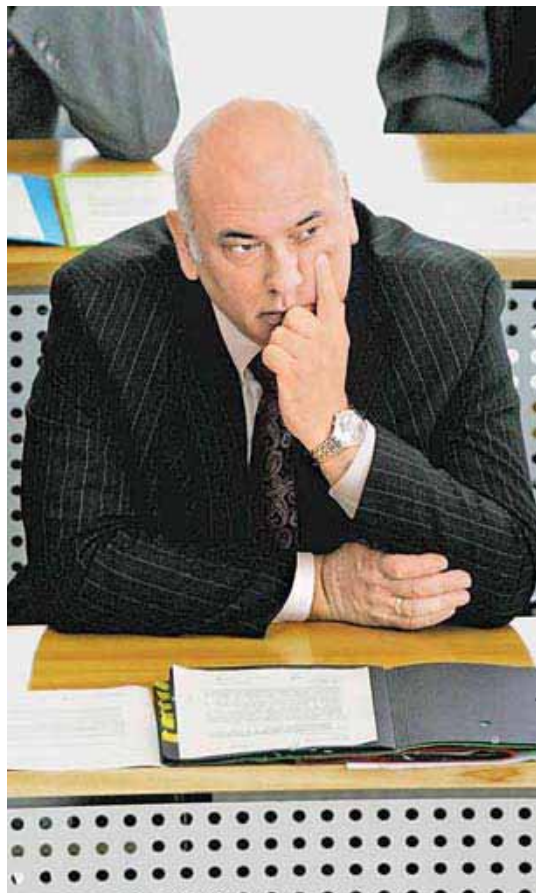
Das wäre dann eine überraschende Pointe am Ende einer dramatischen Geschichte: Ausgerechnet der Beelzebub Lafontaine würde die SPD im Saarland zurück an die Macht führen. Schon heute sagen manche in Saarbrücken, Oskars wahres Motiv sei Wiedergutmachung – nicht Rache.

Foto: Thomas Weick/dp für DIE ZEIT



»Ihr habt keinen anderen!«

In **SACHSEN** kämpft Ministerpräsident Georg Milbradt um sein politisches Überleben
VON CHRISTOPH SEILS



SACHSENS Innenminister Albrecht Butollo, Wirtschaftsminister Thomas Jurk, Ministerpräsident Georg Milbradt

Es gibt Schmähungen, die werden Politiker ihr ganzes Leben lang nicht los. Oft stammen sie von prominenten Parteifreunden. Den sächsischen Ministerpräsidenten Georg Milbradt verfolgt ein Satz seines Parteifreunds Kurt Biedenkopf, der ihn vor sechs Jahren einen »miserablen Politiker« nannte, um ihn als seinen Nachfolger zu verhindern.

Zurzeit kämpft Milbradt um sein politisches Überleben. Seit er vor knapp zwei Wochen die sächsische Landesbank unter enormem Zeitdruck nach Baden-Württemberg verkaufen musste, ist von »Fehlern« und »Kommunikationspannen« die Rede. Von der »schwersten Krise der sächsischen CDU seit 17 Jahren« spricht der Vorsitzende der CDU-Landtagsfraktion, Fritz Hähle. Doch diejenigen, die dem Ministerpräsidenten weniger wohl wollen – und das sind nicht wenige – erinnern genüsslich an den bösen Satz seines Vorgängers.

Es hat gedauert, bis die Krise um die Fehlspekulationen der Sachsen LB auf den internationalen Finanzmärkten die Landespolitik erreichte. Auf das Krisenmanagement folgte der Schock angesichts des Verlusts und die Wut über die Bankmanager, die das Ausmaß des Schadens verschleiern wollten. Doch nun streitet das Land umso heftiger um politische Verantwortung und finanzielle Konsequenzen. Denn der Verlust könnte Milliarden betragen und in ein paar Monaten, vielleicht auch erst in ein paar Jahren, den Haushalt ruinieren.

Plötzlich steht das einstige Musterland mit den ausgeglichenen Finanzen und dem höchsten Wirtschaftswachstum als Hallodri da. Der Fi-

nanzminister Horst Metz ist schon zurückgetreten. Die Opposition fordert nun auch Milbrads Kopf – und der kleine Koalitionspartner SPD will die Krise nutzen, um sich mehr Einfluss in der Landesregierung zu sichern.

Und Georg Milbradt? Vergeblich versuchte dieser in der Krise Handlungsfähigkeit zu demonstrieren. Mit bleichem Gesicht erklärte er, das Land sei »mit einem blauen Auge« davongekommen, und verwies in bestem Technokratendeutsch auf die »außergewöhnliche Marktsituation«, der die Landesbank zum Opfer gefallen sei. Nur ein paar einfühlsame Worte, in denen sich die wütenden, entsetzten und verunsicherten Wähler wiedergefunden hätten, ließ der Professor der Finanzwissenschaften bislang vermissen. Als der Landtag am vergangenen Freitag auf einer Sondersitzung über den Notverkauf informiert wurde, schickte Milbradt seinen Finanzminister vor.

Die Bank, die Brücke, die Mafia – Milbradt hätte es richten sollen

Hatte Kurt Biedenkopf also doch recht, als er einst verkündete, Georg Milbradt sei ein »hochbegabter Fachmann«, nur mache er eben »einen Fehler nach dem anderen«, sobald er sein Terrain verlasse? Für seine Gegner steht dies fest. Genüsslich listen sie die negativen Schlagzeilen auf, die das Land zuletzt gemacht hat. Irgendetwas bleibt schon hängen. Angesichts des ausländergefeindlichen Exzesses in Mügeln zum Beispiel hätten sie von dem Ministerpräsidenten hartes Durchgreifen gewünscht. Im völlig festgefah-

renen Streit um den Bau jener Brücke, die das Weltkulturerbe Dresdener Elbtal bedroht, fordern sie von Milbradt jenen kongenialen Beitrag zur Lösung, den alle anderen seit Jahren vergeblich suchen. Dann ist da der vermeintliche sächsische Korruptionssumpf, der sich mehr und mehr als Verfassungsschutzskandal entpuppt. Das korrupte Netzwerk aus Politikern, Richtern und Zuhältern gibt es offenbar nur in der Fantasie übereifriger und illegal agierender Geheimdienstler, die Milbrads Innenminister Albrecht Butollo, der sie führen sollte, ihrerseits an der Nase herumführen. Hätte Butollo nicht Anfang Juni in einer Panikrede vor einem gefährlichen »Mafia-Netzwerk« gewarnt, wäre es wohl bei einer Posse um Bordellbesuche von Provinzpolitikern und fragwürdige kommunale Grundstücksgeschäfte geblieben. Zu spät. Inzwischen nutzt die Opposition den Untersuchungsausschuss, um die CDU ausgerechnet bei ihrem Kernthema Innere Sicherheit vorzuführen.

Jetzt ist die Aufregung groß. Bislang galt Georg Milbradt wenn schon nicht als charismatischer Landesvater, dann doch als zuverlässiger Kassenwart und vertrauenswürdiger Verwalter. Nun sind die Wähler verunsichert, und an der CDU-Basis greift die Angst vor dem Machtverlust um sich. Der Verlust der absoluten Mehrheit vor drei Jahren galt noch als Ausreischer. Doch einer aktuellen Umfrage zufolge würden derzeit nur 38 Prozent der Sachsen CDU wählen. In der Union provozieren solche Zahlen eine Identitätskrise. Schließlich träumte diese viele Jahre lang davon, eine ähnliche Vormachtstellung begründen zu können wie die CSU in Bayern.

Doch von einem sächsischen Sonderweg ist inzwischen nichts mehr zu sehen. Nur wollen dies

viele Christdemokraten nicht wahrhaben. Sie sehen sich nach der glorreichen, aber historisch einmaligen Biedenkopf-Ära. Die Stimmung ist angespannt. Die tiefen innerparteilichen Gräben aus der Zeit des Machtkampfs zwischen Georg Milbradt und Kurt Biedenkopf vor sechs Jahren sind immer noch da. Und hätte Sachsens CDU starke Politikerpersönlichkeiten, dann fände sich nun mit Sicherheit jemand, der den Ministerpräsidenten herausfordern würde. Doch Thomas de Maizière, der ehemalige sächsische Innenminister, der inzwischen als Staatsminister für Angela Merkel das Berliner Kanzleramt managt, wäre der einzige Herausforderer mit dem erforderlichen Format gewesen. Der aber winkte ab und unterstützt den Amtsinhaber Milbradt.

Er sei unersetzlich, sagte Biedenkopf damals. »14 Tage später war er weg«

Und der Ministerpräsident weiß um die Schwäche seiner parteiinternen Gegner. »Ihr habt doch keinen anderen«, schleuderte deshalb Georg Milbradt vor Kurzem trotzigen Kritikern in einer internen Beratung entgegen. Nun versucht er seine Macht zu sichern, indem er sich auf einem Parteitag Mitte September als Landesvorsitzenden wiederwählen lässt. Dass sich dort der Frust entladen und ihm ein wenig glänzendes Wahlergebnis beschern könnte, hat er einkalkuliert. Anschließend wird er sein Kabinett umbilden.

Allzu sicher solle er sich nicht geben, rät ihm ein CDU-Landtagsabgeordneter, denn das habe Biedenkopf voller Überzeugung vor ein paar Jahren auch verkündet. »14 Tage später war er weg.«

ZUM BEISPIEL



Ph. von Boeselager

Der letzte überlebende Hitler-Attentäter wird 90

AHRWEILER
Wer in seiner Jugend dem Tod ins Auge gesehen hat, der spürt das Glück eines aktiv gestaltbaren Alters womöglich noch intensiver. Kann das sein? Ja, doch, sagt Baron Philipp Freiherr von Boeselager. Dass er überhaupt noch unter den Lebenden weilt, liegt daran, »dass ich verdammt viel Glück gehabt habe«, wie er sagt. »Meine Schutzensel haben Schwerstarbeit geleistet.«

Das gilt ganz speziell für die Zeit nach dem 20. Juli 1944, dem Tag, als das Bombenattentat auf Hitler fehlschlug. Der damals 27-jährige von Boeselager hatte als Wehrmachtsoffizier eine heeresrechtliche Versuchseinheit aufgebaut und kam an verschiedene Sprengstoffe heran, auch an englische, die mit den zugehörigen leisen Zündern als besonders geeignet für Sprengsätze galten. Daraus entstand die Bombe, die Claus Schenk Graf von Stauffenberg im Führerhauptquartier Wolfsschanze deponierte. Schon im März 1943 hatte von Boeselager Sprengstoff für zwei Bomben geliefert, die in einem Flugzeug deponiert wurden, das Hitler an die Ostfront brachte. Doch die Zünder froren in der Höhe über Russland ein.

Der Jesuitenschüler von Boeselager ist der einzige Überlebende der damaligen Widerstandsgruppe. Die Nazis nahmen Rache an den meisten der gescheiterten Attentäter, doch sein Name wurde nie genannt. Alle Mitverschwörer hatten dichtgehalten. Auch von Boeselagers Bruder Georg, der dem geheimen Kreis opponierender Offiziere angehört hatte, blieb unentdeckt. Doch sein Glück war im August 1944 aufgebraucht, als er bei einem Gefecht starb.

Vor Schulklassen hält der letzte der Hitler-Attentäter bis heute Geschichtsstunden, wobei er sich jeden Applaus verbittet und auf einer »mindestens einstündigen Diskussion« besteht. Die nutzt er, um einer einfachen Botschaft Nachdruck zu verleihen, die nicht neu ist, aber immer wieder neu und eindringlich klingt, wenn dieser besondere Zeitzeuge sie verkündet: »Politisches Engagement, das ist meine Hauptbitte. Wenn die Schüler mich fragen, was sollen wir machen, dann sage ich: Geht wählen.« **RÜDIGER BÄSSLER**

Voll krass – Döner aus Bayern

Sechs Gammelfleischskandale binnen eines Jahres – in **BAYERN** steht Verbraucherschutzminister Schnappauf am Pranger VON DIETMAR BRUCKNER

WERTINGEN
In der Fleischbranche ist die Bezeichnung K3 Schlachtabfällen vorbehalten, die offiziell zwar als »genusstauglich« gelten, die aber von eher fragwürdigem Nährwert sind. Kategorie 3, das sind Häute, Hufe, Hörner, Schweineborsten und Federn. Erstaunlich, was Berliner Imbissbuden daraus noch zaubern können! Bis zu 180 Tonnen K3-Material, aus Schleswig-Holstein stammend, aber zwischengelagert und umetikettiert in Bayern, sollen sie zu Döner verarbeitet haben, eine Leistung, die den Fraktionschef der CSU im Münchner Maximilianeum zu einem Ablenkungsmanöver der besonderen Art veranlasste. »Ja, werden denn die Imbissstände dort überhaupt nicht kontrolliert?«, wunderte sich Joachim Herrmann.

Für die nicht gerade erfolgsverwöhnte bayerische SPD war es ein Glücksfall: Der sechste Gammelfleischskandal innerhalb eines Jahres im Freistaat, und wieder hatten die Kontrolleure des Verbraucherschutzministers Werner Schnappauf (CSU), die »Kotelett-Jäger«, wie sie intern spöttisch genannt werden, nichts gefunden; und das, obwohl der Betrieb im schwäbischen Wertingen für seine krummen Geschäfte einschlägig bekannt war. Nur der Aufmerksamkeit eines Lkw-Fahrers war es ja zu verdanken, dass die unappetitliche Fracht überhaupt entdeckt und sichergestellt wurde. »Schnappauf ist politisches Gammelfleisch, das auch aus dem Verkehr gezogen werden muss«, ließ sich in ungalanter Kraftmeierei Florian Pronold vernehmen, der bayerische SPD-Vize.

Klar, dass auch der Bundesminister Horst Seehofer (CSU) sein Fett abbekam. Renate Künast, vormals selbst für den Verbraucherschutz zuständig, warf ihrem Nachfolger »Tatenlosigkeit« und »Desinteresse am Thema« vor. Sogar aus seiner eigenen Partei heraus musste sich Seehofer den Ruf nach schärferen Gesetzen anhören. Markus Ferber, Europaabgeordneter und Vorsitzender des CSU-Betriebs, in dem sich der Skandal ereignete, forderte Seehofer auf, sich für härtere Strafen einzusetzen. Dabei ist es Brüssel, das eine solche Reform blockiert und den Vertrieb von Gammelfleisch nach wie vor nur als Ordnungswidrigkeit ahnden will. Wie geschmiert also funktioniert das politische Spiel

der öffentlichen Suche nach einem Verantwortlichen, und beim Thema Gammelfleisch läuft es immer besonders hochtourig.

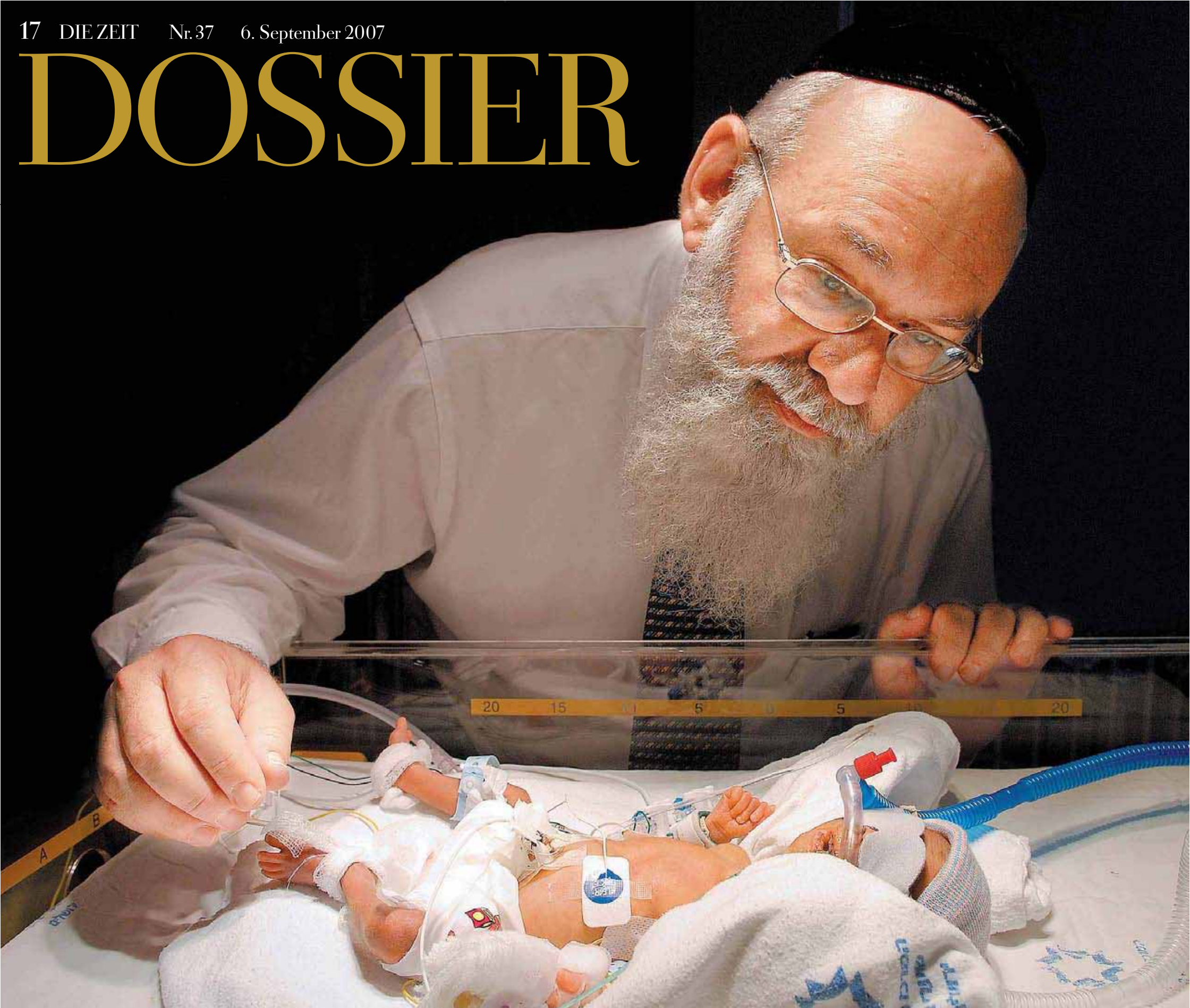
Nun steht Werner Schnappauf wieder am Pranger, wie bei den vorausgegangenen Skandalen, dem Volkszorn ausgeliefert. Ausgerechnet Schnappauf, der immer alles richtig machen will und lange als der Musterknabe in Stoibers Kabinett galt. Zuletzt musste er sich von seinem baden-württembergischen Amtskollegen Peter Hauk (CDU) sagen lassen, was gegen die Verwendung von K3-Abfällen zu tun wäre – einfach einfärben! Schnappauf wird den Rat wohl nicht befolgen; er wird als neuer Hauptgeschäftsführer des BDI gehandelt. Fraglich ist, ob er sich der Verbraucherschutzminister in Sachen Gammelfleisch größere Versäumnisse vorzuwerfen hat. So ziemlich alle Fachleute sagen, dass der Fleischmarkt von beträchtlicher krimineller Energie kontaminiert ist, was eher für eine Zuständigkeit des designierten Ministerpräsidenten Günther Beckstein im Innenministerium spricht.

Und immerhin war es Schnappauf, der, alarmiert von einem ganz ähnlichen Fall im vergangenen Jahr, eine »Spezialeinheit Lebensmittelsicherheit« mit 70 Mann auf die Beine stellte, die unangemeldet in die Betriebe geht und nach dem Rechten sieht. Allein in den ersten drei Monaten ihrer Existenz zogen sie 25 Tonnen verdorbene Lebensmittel aus dem Verkehr. Ihre größte Schwäche: Die Taskforce muss vom jeweils zuständigen Landratsamt angefordert werden, und das reagiert oft sehr zögerlich. Schließlich könnten bei den Inspektionen auch eigene Versäumnisse sichtbar werden.

Bleibt die Frage, warum ausgerechnet im Freistaat so häufig Gammelfleisch auftaucht. Volker Hingst, der Leiter des Bayerischen Landesamts für Gesundheit und Lebensmittelsicherheit, räumt freimütig ein, die Frage nicht sicher beantworten zu können. Zwei mögliche Erklärungen fallen ihm ein. »Vielleicht funktionieren unsere Kontrollen einfach effizienter als anderswo«, sagt er – eine Vermutung, für die angesichts der Umstände des jüngsten Gammelfleischfundes wenig spricht. Plausibler ist da schon die Theorie Nummer zwei: »Vielleicht haben wir in Bayern einfach mehr kriminelle Fleischhändler.«



SÄUGLINGE im Bikur Holim Hospital, Jerusalem



AUF DER INTENSIVSTATION des Shaare Zedek Medical Center: Der Arzt und Rabbiner Avraham Steinberg untersucht ein Frühgeborenes

Alles, was geht?

Von der pränatalen Diagnostik über Stammzellforschung bis hin zum Klonen von Menschen – Israel geht in der Biomedizin weiter als jedes andere Land. Die hohe Zahl der Geburten soll das Überleben einer Nation garantieren **VON MARTINA KELLER**

Die 40-jährige Yentel ist in Mea Shearim aufgewachsen, dem ältesten Stadtteil von Jerusalem nach der Altstadt. Jüdisch-orthodoxe Familien leben dort abgeschottet von der säkularen Welt, ohne Fernsehen, Kino und Internet. Männer in den schwarzen Anzügen des osteuropäischen Shtetls bestimmen das Straßenbild und Frauen, die den Kopf mit Mützen oder Perücken bedecken. Yentel, die ihren Nachnamen nicht in der Zeitung lesen möchte, ist das zehnte von 16 Geschwistern. Ihre Familie lebte in zwei Räumen, berichtet sie, einem für die Kinder, einem für die Eltern. Manchmal schlief Yentel bei einer älteren Frau in der Nachbarschaft, weil im Haus zu wenig Platz für sie war. Sie besuchte eine religiöse Schule und lernte dort, was alle orthodoxen Mädchen lernen: Hausfrau und Mutter sein. Doch Yentel war schon als Teenager anders als andere Mädchen. Sie schminkte sich und trug ihr Haar offen statt als »Flechtzopp«, wie sie auf Jiddisch sagt, das viele in Mea Shearim noch sprechen. Mit 20 verliebte sie sich in ihren späteren Mann und setzte durch, dass sie ihn heiraten durfte. Üblicherweise suchen in orthodoxen Familien die Eltern den Ehepartner aus. Nach ihrem dritten Kind beschloss sie, einen Beruf zu erlernen. Sie hätte den Rabbi um Erlaubnis bitten müssen, doch sie befand, das gehe ihn nichts an: »Ich lasse mir vom Rabbi auch nicht vorschreiben, welche Möbel ich in mein Wohnzimmer stelle.« Sie ließ sich zur Dullah ausbilden, zur Hebamme.

Als ihr viertes Kind geboren war, entschieden sie und ihr Mann, keine weiteren Kinder zu bekommen. Wenn Freundinnen sie wegen ihrer wenigen Kinder bemitleiden, antwortet sie: »Das war meine Entscheidung. Haben wir hier einen Wettbewerb, wer die meisten Kinder in die Welt setzt?«

Orthodoxe Familien bekommen im Schnitt acht bis neun Kinder, nicht selten auch mehr. Miriam zum Beispiel. Sie war ein Vierteljahrhundert lang entweder schwanger oder stillte gerade eines

ihrer 16 Kinder. Die Namen der Töchter und Söhne zählt die Endfünfzigerin ohne Zögern hintereinander auf. »Es ist das Wesen einer Frau zu nähren«, sagt sie in der Dokumentation *Be fruitful and multiply* der israelischen Filmemacherin Shosh Shlam. »Seid fruchtbar und mehret euch« – dieser Satz steht in der Genesis und gehört ebenso zur christlichen Bibel wie zur Thora, dem wichtigsten Teil der hebräischen Bibel. Für orthodoxe Gläubige ist er die erste Mitzwa: das höchste Gebot.

Für Miriam kommt noch etwas hinzu: Ihre gesamte Familie litt im Holocaust, mehrere Onkel und Tanten hat sie verloren. Durch ihre Kinder will sie dazu beitragen, den Menschenverlust auszugleichen. Auch im säkularen Israel ist dieses Motiv häufig zu hören. Das Gefühl existenzieller Bedrohung befeuert die Entstehung des Staates und wird durch seine geografische Lage wach gehalten. Israel ist umgeben von arabischen Staaten mit einer schnell wachsenden Bevölkerung. »Der Uterus der arabischen Frau ist meine stärkste Waffe«, soll Jassir Arafat, erster Präsident der autonomen Palästinensergebiete, einmal gesagt haben. Der israelische Kolumnist und Westjordanland-Siedler Yisrael Harel nennt das »samtener Holocaust«.

Die Untersuchung im Reagenzglas auf Genschäden ist Routine

Die israelische Regierung begegnet der Bedrohung unter anderem durch eine aktive Bevölkerungspolitik. Bereits 1949 führte die Regierung einen Anerkennungspreis für Mütter von zehn oder mehr Kindern ein – und schaffte ihn zehn Jahre später wieder ab, als sich zeigte, dass überwiegend arabische Frauen Preisträgerinnen wurden. Mit fast drei Kindern pro Frau, bei einem arabischen Bevölkerungsanteil von 20 Prozent, ist die Geburtenrate in Israel dennoch höher als in den anderen Ländern der westlichen Welt.

Der starke Wunsch nach Nachwuchs verbindet sich mit nahezu unbegrenztem Vertrauen in die

moderne Medizin. Israel hat die meisten Unfruchtbarkeitskliniken pro Einwohner und mit Abstand die höchste Rate an künstlichen Befruchtungen pro Million Einwohner im Jahr.

Diese Aufgeschlossenheit gegenüber der Wissenschaft sei Teil des zionistischen Erbes, sagt die österreichische Politologin Barbara Prainsack, die über Biomedizin in Israel promoviert hat. Ständig verbesserte Technologien sollten Wüsten in fruchtbares Ackerland verwandeln und die furchtsamen Juden der Diaspora zu glücklichen Bewohnern des versprochenen Landes machen. »Ich komme aus einer zionistischen Familie«, zitiert sie eine Gesprächspartnerin aus Tel Aviv, »wir verehrten Wissenschaft und Technik wie andere Gott.«

Tatsächlich ist Israel in vieler Hinsicht extrem, wenn es um die Fortpflanzungsmedizin geht. Was anderswo heiß diskutiert oder sogar verboten ist, wird hier akzeptiert. So erlaubt Israel die Leihmutterchaft, sofern ein gesetzlich vorgeschriebenes Komitee der Vereinbarung zugestimmt hat. Seine Samenbanken stehen Singlefrauen wie Lesben offen. Stirbt ein Mann, etwa bei einem Unfall, so darf ihm nach dem Tod Spermien entnommen werden, damit seine Frau sich befruchten lassen kann. Die Präimplantationsdiagnostik (PID), bei der Embryonen vor der Einpflanzung im Reagenzglas auf Genschäden untersucht und aussortiert werden, ist hier eine Routineprozedur.

Israel hält den Weltrekord an Gentests vor oder während der Schwangerschaft – 14 sind bei nicht-orthodoxen Frauen üblich. Selbst kleinere Abweichungen von der Norm führen häufig zur Abtreibung, mitunter genügt eine Lippen-Kiefer-Gaumenspalte, die im Ultraschall auffällt.

Wollte man in der Biomedizin, insbesondere in den Bereichen Fortpflanzung und Verwertung von Embryonen, zwei globale Gegenpole bezeichnen, so wären dies Israel und Deutschland – der eine Staat extrem liberal und wenig reguliert, der andere eher restriktiv. Nach einer vergleichenden Untersuchung aus den neunziger Jahren fanden es zwei Drittel der israelischen Humangenetiker un-

verantwortlich, wissentlich ein Kind mit schweren Erbschäden zur Welt zu bringen. Nur acht Prozent der deutschen Kollegen teilten diese Ansicht. Die Publizistin Tamara Traubman fragt in Anbetracht solcher Ergebnisse: »Sind also die Deutschen heute die Moralisten, und wir sind die Nazis?«

Die deutsche Bioethik ist geprägt von den Nürnberger Prozessen, als nationalsozialistische Ärzte sich vor Gericht für ihre Verbrechen an Juden und anderen Gruppen verantworten mussten. In der Bundesrepublik ist der Begriff »Eugenik« hoch belastet. In Israel ist es er nicht. Auch in Israel bestimmt der Holocaust die Haltung zu vielen Fragen. Allerdings haben Juden ihn als Opfer erlitten, während Deutsche die Täter waren.

Die ersten im Labor gezeugten Babys wurden in den Zeitungen jubelt

Als der israelische Finanzminister 2003 vorschlug, die staatliche Finanzierung für künstliche Befruchtung drastisch zu beschränken, reagierte die Öffentlichkeit empört. Vor einem Komitee zur Lage der Frauen berichtete eine junge Frau mit Fruchtbarkeitsproblemen, sie sei die einzige Enkelin einer Holocaust-Überlebenden, und es müsse der Großmutter ermöglicht werden, »Kontinuität zu sehen und eigene Großkel zu haben«. Der Finanzminister zog seinen Vorschlag nach fünf Monaten zurück.

Jehoshua Dor ist einer der berühmtesten Fortpflanzungsmediziner in Israel. Er praktiziert am staatlichen Sheba Medical Center in Tel Hashomer – vormittags. Nachmittags arbeitet er in einer Privatklinik, die von verzweifelten Frauen aus dem ganzen Land aufgesucht wird. Dor ist ihre letzte Hoffnung auf ein eigenes Kind. Mit seiner Hilfe kam 1982 das erste im Reagenzglas gezeugte israelische Baby zur Welt. An der Wand in seinem Büro hängt ein Foto von Drillingen. Sie zählen zu den weltweit ersten Kindern eines Mannes mit

Fortsetzung auf Seite 18

ANZEIGE

Klinkencomic (17)

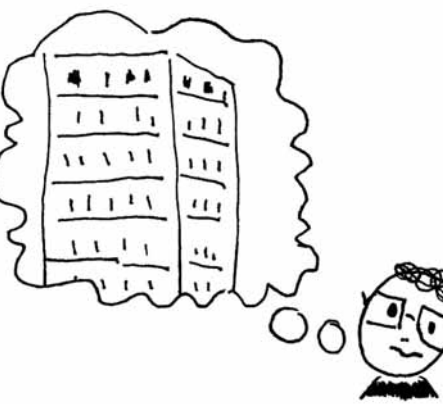
Die Bonn-Brakel*-Berlin-Connection

*Brakel ist das B in FSB

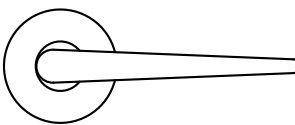
Regieren ist schwer, hört man immer. Zum Beispiel in Berliner Bars.



Ein weher Moment der Erinnerung ..., der Lange Eugen, damals in Bonn.



Jetzt fest in den Händen der UN: FSB 1005, der Klassiker im Langen Eugen. Dank seiner schlanken Proportionen gleichermaßen beliebt in Privathaushalten.



www.fsb.de

FSB



PROFESSOR JEHOOSHUA DOR in der Klinik für künstliche Befruchtung am Sheba Medical Center in Tel Hashomer

Alles, was geht?

Fortsetzung von Seite 17

dem Klinefelter Syndrom – einer Fehlverteilung von Chromosomen, bei der die betroffenen Männer keine oder nur wenige Spermien produzieren. Dor war es auch, der erstmals einer Krebspatientin zu einem Kind verhalf, indem er ihr vor der Chemotherapie Eierstockgewebe entnahm und es nach ihrer Genesung zurücktransplantierte. Am liebsten würde er die Methode künftig verwenden, um bei gesunden Frauen die Zeit der Fruchtbarkeit zu verlängern.

Die PID, in anderen Ländern verboten oder nur bei schweren Erbkrankheiten erlaubt, setzt Dor auch ein, um taube oder blinde Embryonen zu erkennen. Demnächst will er die vorgeburtliche Diagnostik auf das BRCA-Gen ausdehnen – die

Trägerinnen werden vielleicht als Erwachsene an Brustkrebs erkranken. Und die Geschlechtswahl mit Hilfe der PID sähe er gern als Routineverfahren. Bislang darf das Verfahren in Israel in besonderen Fällen angewandt werden, wenn ein Komitee zugestimmt hat. Der 60-jährige Dor kennt die Diskussion in Deutschland um derlei Fragen, und er hat eine Meinung dazu: »Die Deutschen fürchten nach diesem Trauma, dass man sie anklagt. Aber es ist eine Überreaktion, wenn sie Verfahren beschränken, die von der medizinischen Gemeinschaft weltweit akzeptiert sind.«

In Israel wäre es untertrieben, nur von Akzeptanz zu sprechen. Die ersten im Labor gezeugten Babys wurden von der Presse bejubelt, die Ärzte als Wunderheiler gefeiert – unterdessen diskutierte man in Deutschland ausgiebig über Chancen und Risiken für die Retortenkinder, und der Augsburger Bischof Josef Stimpfle verstieg sich zu der Be-

hauptung, die Manipulation an Ei- und Samenzelle sei »schlimmer als die Atombombe«.

Der Hype um die Fortpflanzung kennt in Israel kaum Grenzen. Die Option einer In-vitro-Fertilisation (IVF) ist schnell zur Hand – der Staat finanziert solche Reagenzglasbefruchtungen fast vollständig bis zum zweiten Kind aus einer Beziehung. Bindet ein Partner sich neu, hat er nochmals das Recht auf bezahlte Zeugung im Labor – eine weltweit einzigartige Regelung. Für die Patientinnen ist es unter diesen Umständen nicht leicht, ein Therapieende zu finden, wenn der Kinderwunsch sich nicht erfüllt. Meira hat acht Jahre durchgehalten. Volle 22 vergebliche Befruchtungszyklen absolvierte sie, nahezu ohne Pause. »Ich wollte Ergebnisse sehen«, sagt sie. Dafür nahm sie alles in Kauf: die jahrelange hormonelle Stimulation, die Eizellentnahmen, den Sex nach der Uhr, die Auszeiten vom Job, den Streit mit ihrem Mann.



NEUGEBORENE im Entbindungssaal des Bikur Holim Hospital in Jerusalem

An Aufhören dachte sie nie. »Ich wollte eine Mutter sein, eine normale Frau, wie alle anderen.«

Von vier Ärzten ließ sie sich behandeln. Bei Jehoshua Dor klappte es schließlich. Nach einer schwierigen Schwangerschaft brachte sie Zwillinge zur Welt, vier Jahre ist das jetzt her. Doch Meira ist immer noch Kundin in der Klinik, fünf weitere Therapiezyklen hat sie seit der Geburt hinter sich gebracht. »Ich will viele Kinder, oder wenigstens noch eins.« Sie lässt sich nun mehr Zeit zwischen den künstlichen Befruchtungen, weil sie und ihr Mann, nachdem zwei Kinder da sind, die Therapie selbst bezahlen müssen. Und sie sorgt sich um ihre Gesundheit, jetzt, da sie Zwillinge hat, die sie aufwachsen sehen will. »Ich weiß, es ist nicht gut für den Körper.«

Professor Dor habe aber viele ihrer Bedenken zerstreut, es gebe keine Schwierigkeiten mit Krebs oder Ähnlichem. Tatsächlich ermutigt der Gynäkologe selbst langjährige Patientinnen weiterzumachen. Je mehr Zyklen, desto größer die Chance auf eine Schwangerschaft, hat er in einer Publikation zu kumulativen Schwangerschaftsraten dargelegt. Ist der Preis für die Patientinnen zu hoch? Dor findet das nicht. »In Deutschland mögen Familien glücklich sein mit dem Hund. Hier sind sie es nicht.«

Ein Computer in New York speichert die Daten orthodoxer Juden

Freiwillige Kinderlosigkeit existiert in Israel so gut wie nicht. »Single zu sein ist schon schwierig in Israel«, sagt die Feministin und Juristin Carmel Shalev, »aber keine Kinder zu haben, das ist, als wäre man ein spinnerter Sonderling.« Jedes Jahr zum Internationalen Frauentag berichten israelische Medien wieder über dieselben Ausnahmefrauen, die sich für die Kinderlosigkeit entschieden haben.

Frauen wie Ronit Libermensh. Die 50-Jährige lebt mit einem Mann zusammen, der eine erwachsene Tochter aus einer anderen Beziehung hat. Eigene Kinder hat sie sich nicht gewünscht, wenngleich sie willkommen gewesen wären. Doch sie wurde nicht schwanger und genießt ihr Leben auch so. Künstliche Befruchtung war nie ein Thema für sie. Ihr Gynäkologe sah das anders. Nachdem er ihr in einem komplizierten Eingriff gutartige Geschwülste aus der Gebärmutter entfernt hatte, ohne das Organ zu beschädigen, schlug er der damals 44-Jährigen vor: »Jetzt fangen wir mit der IVF-Behandlung an.«

Es sollen nicht nur viele Kinder in Israel geboren werden, sondern auch gesunde. Als die Tel Aviver Soziologin Yael Hashiloni-Dolev mit 28 Jahren zum ersten Mal schwanger war, bemerkte sie mit gewissem Unbehagen, dass die Schwangeren um sie herum zahlreiche genetische Tests absolvierten. Ihr fiel ein, dass auch ihre Eltern vor ihrer Geburt die humangenetische Beratung aufgesucht hatten. Yael's ältere Schwester war mit zehn Jahren an Diabetes erkrankt, und die Eltern wollten wissen, wie hoch die Wahrscheinlichkeit sei, dass auch ihr zweites Kind erkrank-

ten würde. Da die Auskunft lautete, das Risiko sei gering, entschieden sie sich, Yael zu bekommen. Und hier war sie nun, 28 Jahre später.

»Was würde ich tun, wenn es einen Test gäbe, der vorhersagte, dass mein Fötus eine Veranlagung zu Diabetes hat? Würde ich eine Abtreibung in Betracht ziehen? Würde ich – theoretisch, rückwirkend – meine geliebte Schwester abtreiben, die so viel mehr ist außer Diabetikerin?« Hashiloni-Dolev fiel die oben erwähnte Studie in die Hände, die Einstellungen von Humangenetikern aus 37 Ländern verglich. Die beiden Pole bildeten wieder einmal Israel und Deutschland, die eine Seite aufgeschlossen, die andere zwiespalten, was den Nutzen vorgeburtlicher Diagnostik betrifft. Mittlerweile hat Hashiloni-Dolev die Praxis in beiden Ländern näher untersucht und das Buch *A Life (Un)Worthy of Living. Reproductive Genetics in Israel and Germany* vorgelegt. Ergebnis: Die Unterschiede sind teilweise erheblich.

Beispielsweise praktiziert Israel ein Bevölkerungsscreening, das so ausgefeilt ist wie nirgendwo auf der Welt: Eine Frau im fortpflanzungsfähigen Alter wird auf versteckte Erbkrankheiten untersucht, bei positivem Befund auch ihr Mann, und falls beide Träger eines bestimmten Gens sind, wird später auch der Embryo oder Fötus gescreent, weil er ein Risiko hätte zu erkranken. Die israelische Vereinigung der Humangenetiker empfiehlt für bestimmte Gruppen der Bevölkerung 14 verschiedene Tests. Gefahndet wird etwa nach dem Tay-Sachs-Syndrom, einer unter osteuropäischen Juden vermehrt auftretenden genetischen Störung, die im Kleinkindalter zum Tod führt; aber auch nach der Stoffwechselerkrankung Mukoviszidose, bei der Neugeborene heute eine Lebenserwartung von bis zu 50 Jahren haben. Rund ein Dutzend weiterer Tests werden zwar nicht empfohlen, aber praktiziert. In Deutschland gibt es noch kein Bevölkerungsscreening auf genetisch bedingte Erkrankungen.

Nicht weniger drastisch sind die Unterschiede in der humangenetischen Beratung. Israelische Experten tendieren bei Abweichungen des Fötus von der Norm deutlich häufiger zum Schwangerschaftsabbruch als ihre deutschen Kollegen. Der Unterschied zeigte sich bei 20 von 26 möglichen Diagnosen, darunter geschlechtsspezifische Chromosomenstörungen, deren wesentliche Folge Unfruchtbarkeit ist, und auch harmlosere Fehlbildungen wie die Lippen-Kiefer-Gaumenspalte.

Eine Schwangerschaft abzubrechen ist in Israel leicht möglich und gesellschaftlich akzeptiert. Das gilt auch für sogenannte Spätabtreibungen, bei denen der Fötus schon lebensfähig wäre. Sie sind in Deutschland stark umstritten und viel seltener als in Israel. In der orthodoxen jüdischen Welt allerdings sind Abtreibungen verboten. Hier hat man einen Weg gefunden, der einzigartig ist. Wer die Nummer 001-718-384-6060 wählt, erreicht einen Anrufbeantworter in New York – den der Brooklynser Einrichtung Dor Yeshorim. Das heißt wörtlich »Generation der Gerechten«, frei übersetzt »Generation derer, die eine gute Entscheidung treffen«.

Gottes Wille im Genom

In der islamischen Welt wird sehr unterschiedlich mit der Gentechnologie umgegangen. Das Niveau der medizinischen Forschung differiert von Land zu Land, jeweilige soziale Entwicklungen spielen eine Rolle, ebenso der verschieden starke Einfluss der Religionsgelehrten, außerdem unterscheiden sich die Haltungen der Schiiten und Sunniten.

So ist etwa die Anwendung teuer, auf Gentechnologie basierender Therapien nur in wenigen Staaten wie Saudi-Arabien möglich, weil nur dort das nötige Geld vorhanden ist, wie der Berliner Molekularbiologe Burghard Wittig zu berichten weiß. Andererseits ist in Saudi-Arabien der Einfluss konservativer Rechtsgelehrter sehr groß; sie schrieben Wittig vor, bei seiner Therapie alle Komponenten, die von Schweinen stammten, durch andere zu ersetzen. »Das war gar nicht so einfach«, sagt Wittig. »aber schließlich haben wir es geschafft.« Das Beispiel ist typisch für die islamische Welt. Man steht medizinischen

Neuerungen zunächst offen gegenüber, ganz gemäß einem Ausspruch des Propheten Mohammed: »Gott hat keine Krankheit ohne deren Medizin geschaffen.« Technische Erfindungen werden daher lediglich als eine weitere Entdeckung von Gottes Willen angesehen. Reproduktives Klonen wurde zum Beispiel von den islamischen Rechtsgelehrten nicht als »Gott spielen« verurteilt – es handele sich nur um das Aufspüren einer Regel, die der Schöpfung innewohne. Dennoch sei es zu verbieten, denn durch Klonen könne das Konzept der Abstammung durcheinander geraten.

Was wäre denn der Klon – der Bruder seines Zellspenders? So wurde gefragt. Die Linien der Abstammung klar und eindeutig zu halten ist aber ein Grundprinzip des islamischen Rechts. Medizinische Neuerungen geraten also für islamische Rechtsgelehrte immer da an die Grenze des Erlaubten, wo sie gegen einen Rechtsgrundsatz oder eine Regel verstoßen. Bei Schiiten spielt zudem das Rechtsprinzip des *wuf*, der



ULTRASCHALLBILD in der Klinik für künstliche Befruchtung in Tel Hashomer

Im Zentralcomputer von Dor Yeshorim sind genetische Daten von mehr als 200 000 orthodoxen Juden aus Israel, den USA und Europa gespeichert. Die Organisation wurde in den achtziger Jahren von dem New Yorker Rabbiner Joseph Ekstein gegründet, der vier seiner zehn Kinder durch das Tay-Sachs-Syndrom verloren hatte. Bereits mit 17 Jahren liefern junge Orthodoxe der Einrichtung ihre Blutproben und lassen sie auf versteckte genetische Krankheiten testen; sie zahlen dafür einen durch private Spenden subventionierten Preis von bis zu 200 Dollar. Zehn Tests sind derzeit üblich, etwa auf Tay-Sachs oder das Gaucher-Syndrom.

Jeder Teilnehmer bekommt eine mehrstellige Codenummer mitgeteilt. Wenn zwei Kandidaten von den Eltern für die arrangierte Hochzeit ausgesucht wurden, wählen sie die Brooklyn Nummer, geben ihre Codes durch und erfahren, ob sie vom Erbgut her zueinanderpassen. Lautet die Antwort »genetisch kompatibel«, können sie sich näher kennenlernen und sehen, ob sie sich auch sympathisch sind. Falls aber ihrem Nachwuchs genetische Probleme drohen, verzichten die Aspiranten auf weitere Kontakte.

»Niemand würde auf die Idee kommen, keine Kinder haben zu wollen oder schwerstkranke Kinder in Kauf zu nehmen«, sagt die Politikwissenschaftlerin Barbara Prainsack, die am Londoner King's College lehrt. Dabei erfahren weder die Betroffenen noch ihre Angehörigen zu irgendeinem Zeitpunkt das individuelle Genprofil. »Durch wird Stigmatisierung verhindert, wie es die jüdische Religion gebietet«, so Prainsack.

Kritiker bemängeln die fehlende ethische Debatte im Land

Dor Yeshorim erfasst nach eigenen Angaben 90 Prozent der streng orthodoxen Juden. Rabbi Avraham Steinberg vom Shaare Zedek Medical Center in Jerusalem ist Arzt und Spezialist für jüdisches Recht in der Medizin. Er hält Dor Yeshorim für eine ideale Lösung: »Sie können es vor der Heirat herausfinden, das ist sicher erlaubt, diese Art der Prävention ist universell akzeptabel.« Ob Gencheck vor dem ersten Rendezvous oder Gentests bei Schwangeren – eine kritische ethische Diskussion zu diesen Fragen gebe es in der israelischen Öffentlichkeit nicht, so die Soziologin Hashiloni-Dolev. Das mag mit der Gründungsgeschichte des Landes zusammenhängen. »Zionismus und Eugenik waren Kinder derselben Zeitperiode«, sagt Raphael Falk, emeritierter Genetikprofessor aus Jerusalem. Die Zionisten propagierten den gesunden und starken *muscle jew*, als Gegenbild zum unterdrückten Diasporajuden. »In der Praxis der Gentests lebt dieser Wunsch nach dem »besseren Menschen« weiter«, sagt die Politologin Prainsack.

Anders als in Deutschland ging Eugenik in Israel allerdings nie mit staatlichem Zwang einher, und der Zionismus als egalitäre sozialistische

Bewegung entwickelte keine Rassenhierarchie. Selbst israelische Behindertenorganisationen sehen deshalb keine Verbindung zwischen vorgeburtlicher Auswahl und den Verbrechen, die im Namen der Eugenik verübt wurden. Laut einer Studie des Soziologen Aviad Raz begrüßen viele Initiativen Gentests sogar als Mittel der Prävention. Raz, der an der Universität des Negev in Beer-Sheva, forscht, spricht von einem zweigeteilten Blick der israelischen Gesellschaft auf Behinderung: Vor der Geburt würden Abweichungen von der genetischen Norm bekämpft, nach der Geburt habe ein behinderter Mensch jedes Recht auf Anerkennung und Unterstützung.

Deutsche Behindertenorganisationen bezweifeln, dass eine solche Trennung gelingen könne. Sie kritisieren die Praxis der vorgeburtlichen Diagnostik unter anderem, weil ihr das Gedankengut von Selektion und Aussonderung zugrunde liege. Viele Behinderte fühlen sich stigmatisiert und, vor dem Hintergrund der deutschen Vergangenheit, auch bedroht. »Die nationalsozialistische Euthanasie muss als eine Vorphase des Holocaust betrachtet werden«, fasst die Kölner Soziologin Anne Waldschmidt neuere Forschung zusammen, »damit ist auch die Eugenik kritisch zu hinterfragen.« Ein Vergleich der gegenwärtigen Praxis mit den damaligen Verbrechen sei zwar problematisch. Doch sei es eine offene Frage, wie sich die neue, nun nicht mehr staatlich verordnete Eugenik auf das Leben von Behinderten auswirke. Die Erfahrungen von Betroffenen sprächen dafür, dass vorgeburtliche Werturteile über Leben keineswegs folgenlos blieben.

Diese Erfahrung machen auch Behinderte in Israel, trotz eines fortschrittlichen Antidiskriminierungsgesetzes. Mehrfach vertrat beispielsweise die Organisation Bizchut, die sich für Rechte von Behinderten einsetzt, behinderte Frauen, denen die Bezahlung der Reagenzglasbefruchtung verweigert wurde. Tirza Leibowitz, Juristin bei Bizchut, sieht durchaus eine Verbindung zwischen vorgeburtlicher Diagnostik und Diskriminierung, aber: »Es ist kein Thema bei Bizchut, wir beschäftigen uns nicht damit.«

Hashiloni-Dolev, die Soziologin aus Tel Aviv, bemängelt die fehlende ethische Debatte in Israel. Doch die 37-Jährige, die neben dem israelischen einen deutschen Pass besitzt und mehrere Monate im Geburtsland ihres Vaters forschte, sieht auch die deutsche Haltung kritisch. »Da ist etwas sehr Rigides und Idealistisches an der deutschen Kultur, teilweise finde ich das durchaus anziehend, aber es ist auch scheinheilig.« Auch in Deutschland würden Embryonen aufgrund von Fehlbildungen abgetrieben. Allerdings werde dies verschleiert. »Die Frauen müssen sich selbst bezichtigen, sie müssen sagen, sie können die Situation nicht bewältigen.«

In Deutschland ist ein Abbruch möglich, wenn der Schwangeren schwere körperliche oder seelische Beeinträchtigung droht. Die sogenannte



EIN ORTHODOXER JUDE betrachtet sein neugeborenes Baby im Bikur Holim Hospital in Jerusalem

embryopathische Indikation hingegen wurde 1995 abgeschafft, auch wenn Abbrüche bei schweren Fehlbildungen weiter vorkommen. In einer langwierigen Diskussion hatte sich die Auffassung durchgesetzt, die Regelung stigmatisiere behindertes Leben. Kritiker verweisen zudem darauf, dass sich Krankheit und Behinderung nicht einfach »ausmerzen« ließen.

Behindertes Leben werde in Deutschland glorifiziert, sagt Hashiloni-Dolev, hingegen gelte es in der säkularen Tel Aviver Gesellschaft als verrückt, ein behindertes Kind zur Welt zu bringen. Das hänge auch mit der Religion zusammen: »Im Judentum soll man Leiden überwinden, es hat keine spirituelle

Kraft, wir wissen nicht, wozu es Leiden gibt. Im Christentum ist das anders, die Hauptperson leidet, und Leiden spielt eine wichtige Rolle im religiösen Denken.«

Tatsächlich lassen sich einige Unterschiede zwischen Israel und Deutschland aus der Religion erklären. So ist der Embryo nach christlichem Verständnis ab der Verschmelzung von Eizelle und Samen ein menschliches Wesen und steht unter gesetzlichem Schutz. Nach jüdischem Glauben vollzieht sich die Entwicklung des Fötus zum menschlichen Wesen in Stufen und ist erst mit der Geburt vollständig abgeschlossen.

Rabbiner und Wissenschaftler arbeiten in Israel einvernehmlich zusammen. So hat die jüdische Religion gegen künstliche Befruchtung nichts grundsätzlich einzuwenden, es sollte nur sichergestellt werden, dass Spermia nicht verwechselt wird, weil das Ehebruch bedeuten würde. Deshalb gibt es in den Labors der Reproduktionsmediziner eine Vielzahl religiöser Frauen, die kontrollieren, dass solche Missgeschicke nicht vorkommen. »Wir haben Aufpasser, mir macht das nichts, es ist okay«, sagt der Tel Aviver Gynäkologe Dor.

Fortsetzung auf Seite 21

Im Islam stößt die Gentechnik weniger an theologische als an Grenzen der Tradition. Iran erlaubt sogar Eizell- und Embryonenspenden VON THOMAS EICH

Gewohnheit, eine viel größere Rolle. So argumentierten einige Gelehrte, Verwandtschaften seien soziale Konstrukte und könnten sich somit je nach Zeit und Ort verändern, das Klonen könne also nicht endgültig verboten werden.

Diese Haltung passt gut zu jüngsten Entwicklungen in der Reproduktionsmedizin (IVF) Irans: Während in sunnitischen Ländern alle Formen künstlicher Befruchtung außerhalb der Ehe verboten sind, wird seit einiger Zeit mit dem Segen der Ajatollahs die Eizell- und sogar die Embryonenspende in Iran praktiziert – weshalb ein gehöriger IVF-Tourismus von Patientinnen in das Land eingesetzt hat. Jedoch ist Religion nur ein Faktor in der nahöstlichen Medizinpolitik, wie der Umgang mit dem Thema Behinderung zeigt. Die ist traditionell kaum stigmatisiert, jedoch hat der hohe Prozentsatz von Verwandtenehen über Generationen dazu geführt, dass Erbkrankheiten wie die

Beta-Thalassämie gehäuft auftreten. Einige Staaten wie Iran oder Jordanien haben daher Programme eingeführt, um Heiratswillige auf diese Krankheit hin zu testen. Auch Behinderung ist als Abtreibungsgrund von den Rechtsgelehrten akzeptiert worden – mit der Auflage allerdings, die Behinderung müsse »schwer« sein. Ein sechster Finger, so das übliche Beispiel der Gelehrten, stelle jedenfalls keinen Abtreibungsgrund dar.

In Tunesien wiederum ist das Interesse an pränatalen Untersuchungen groß: Der Trend geht zur Kleinfamilie, oft mit nur einem Kind. Dies hat laut der tunesischen Genetikerin Habiba Chaabouni schlicht Pragmatismus zur Folge: »Die Leute wollen, dass ihr einziges Kind gesund ist und Karriere machen kann.«

Thomas Eich ist Islamwissenschaftler an der Ruhr-Universität Bochum



FRUCHTWASSER in einem Reagenzglas im Rambam Medical Center in Haifa

Alles, was geht?

Fortsetzung von Seite 19

Embryonen außerhalb des weiblichen Körpers sind nach jüdischem Verständnis keine menschlichen Wesen, sondern ein besonderer Stoff, mit dem es achtsam umzugehen gilt. Achtsamer Umgang kann auch bedeuten, die Embryonen für die Forschung zu verwerten. Nicht zufällig zählen Israels Wissenschaftler zu den Pionieren der Stammzellforschung.

Joseph Itskovitz vom Rambam Medical Center in Haifa hat sein Labor im zehnten Stock – nur die beiden Nobelpreisträger der Klinik residieren noch über ihm. Itskovitz ist in Aufbruchstimmung. Vor Kurzem hat eine Mitarbeiterin die erste israelische Stammzelllinie standardisiert, die ohne Tiermaterial gezüchtet wurde. Nur solche Zellen können später für mögliche Therapien am Menschen eingesetzt werden. Itskovitz will nun nach diesem Modell neue Zellkulturen schaffen und die Welt damit versorgen.

Frauen protestieren: »Hände weg von unseren Eizellen!«

Seine Kreationen sind schon jetzt auf viele internationale Labors verteilt. Zusammen mit James Thomson aus Wisconsin hatte er 1998 die ersten Stammzelllinien weltweit hergestellt, teilweise aus israelischen Embryonen. Itskovitz war es auch, der deutschen Wissenschaftlern erstmals das umstrittene Forschungsmaterial lieferte. Der damalige nordrhein-westfälische Ministerpräsident Wolfgang Clement bereitete den Coup vor, indem er Itskovitz in Haifa besuchte, heftig attackiert von der deutschen Öffentlichkeit.

In den Medien – auch in der ZEIT – wurde damals die Tatsache diskutiert, dass ausgerechnet israelische Wissenschaftler Deutschlands Bioethiker in Zugzwang brächten. Diesen sei durch die Erfahrungen deutscher Verbrechen, die Züchtungsphantasien der Nazis und den Mord an sechs Millionen Juden, eine besondere Last in der Ethikdebatte auferlegt. Und nun verursachten just jüdische Reproduktionsmediziner einen Tabubruch.

2002 wurde nach monatelangen Diskussionen das deutsche Stammzellgesetz verabschiedet, in den Augen vieler ein fragwürdiger Kompromiss: Die Deutschen dürfen zwar keine Zelllinien aus Embryonen herstellen, aber welche aus dem Ausland importieren, sofern sie vor dem Stichtag 1. Januar 2002 hergestellt wurden. Die Familie von Stammzellforscher Oliver Brüstle, der mit Zellen aus Haifa den Anfang machte, stand zeitweise unter Polizeischutz.

Itskovitz versteht die Aufregung der Deutschen nicht recht: »Sie sollten rationaler in der Diskussion sein und die Gefühle beiseite lassen. Eine befruchtete Eizelle zu verwerten, die für Forschung oder Therapie gespendet wurde, ist moralischer, als sie zugrunde gehen zu lassen.« Kürzlich allerdings machte Itskovitz selbst eine ungewohnte Erfahrung. Mitglieder der israelischen Frauengruppe Isha L'Isha – eine Premiere für Israel – verteilten Flugblätter vor seiner Klinik und diskutierten mit Wissenschaftlern und Passanten. Auf mitgebrachten Protestschildern stand: »Hände weg von unseren Eizellen« und: »Diese Ernte muss ein Ende haben«. In den Medien war Itskovitz' Forschung bislang allenfalls Anlass für positive Schlagzeilen. Und während Frauenorganisationen in Deutschland die Diskussion um Embryonenforschung kritisch prägten, war sie für die Aktivistinnen in Israel bislang kein Thema.

Das ändert sich derzeit: Anlass ist ein Eizellspendengesetz, das im Mai 2007 in erster Lesung die Knesset passierte. Junge, gesunde Frauen, die selbst nicht in Unfruchtbarkeitsbehandlung sind, sollen gegen eine Aufwandsentschädigung ihre Eizellen spenden dürfen – für andere Frauen und für die Forschung. Itskovitz hat den Gesetzentwurf maßgeblich mitgestaltet und würde zu den größten Nutznießern der künftigen Regelung zählen. Bislang darf er für seine Forschung nur Embryonen aus der Unfruchtbarkeitsbehandlung verwenden, wenn Paare sie freigegeben haben. Überdies müssen die Embryonen zunächst fünf Jahre eingefroren sein.

Mit dem Eizellspendengesetz käme Itskovitz an frisches, hochwertiges Material – und Israel wäre unter den ersten Ländern weltweit, die eine solche Möglichkeit per Gesetz festschreiben. Isha L'Isha möchte das verhindern, ausnahmsweise sind israelische und deutsche Kritikerinnen sich einmal einig: Hormonelle Stimulation und Eizellentnahme seien riskante Prozeduren für die Frauen, ein therapeutischer Nutzen aus embryonalen Stammzellen sei noch nicht in Sicht. Das Gesetz bereite überdies dem Handel mit Eizellen den Weg, warnt die Wissenschaftlerin Yali Hashash von Isha L'Isha.

Hintergrund dieser Befürchtungen ist ein Skandal, der in israelischen Medien für Schlagzeilen sorgte. Ben Raphael, ein renommierter Fortpflanzungsmediziner am Rabin Medical Center in Petach Tikva, hatte Patientinnen eine Vielzahl von Eizellen entnommen, ohne sie hinreichend aufzuklären. Er pflanzte die Eizellen gegen Bezahlung auch anderen Frauen ein, die auf andere Weise nicht schwanger werden konnten, oder gab sie an Kollegen weiter, für deren Patientinnen. Eine der betroffenen Frauen ist Esther (Name geändert).

»Zyklus auf Zyklus habe ich gespendet«, erinnert sie sich. Raphael habe ihr die Einverständniserklärung kurz vor der ersten Eizellspende zur Unterschrift vorgelegt, als sie schon in die Narikose hinüberdämmerte. Das Verhältnis zu ihrem Arzt erfüllt sie im Nachhinein mit Bitterkeit: »Es war eine Art Missbrauchssituation. Ich konnte nicht einmal denken, dass etwas falsch lief.« Mehr als vier Jahre war Esther bei Ben Raphael in Behandlung – ohne Erfolg. Als sie im Fernsehen von den Vorwürfen gegen ihn erfuhr, pausierte sie tief deprimiert ein halbes Jahr. Dann wechselte sie den Arzt – und wurde auf Anhieb mit Zwillingen schwanger.

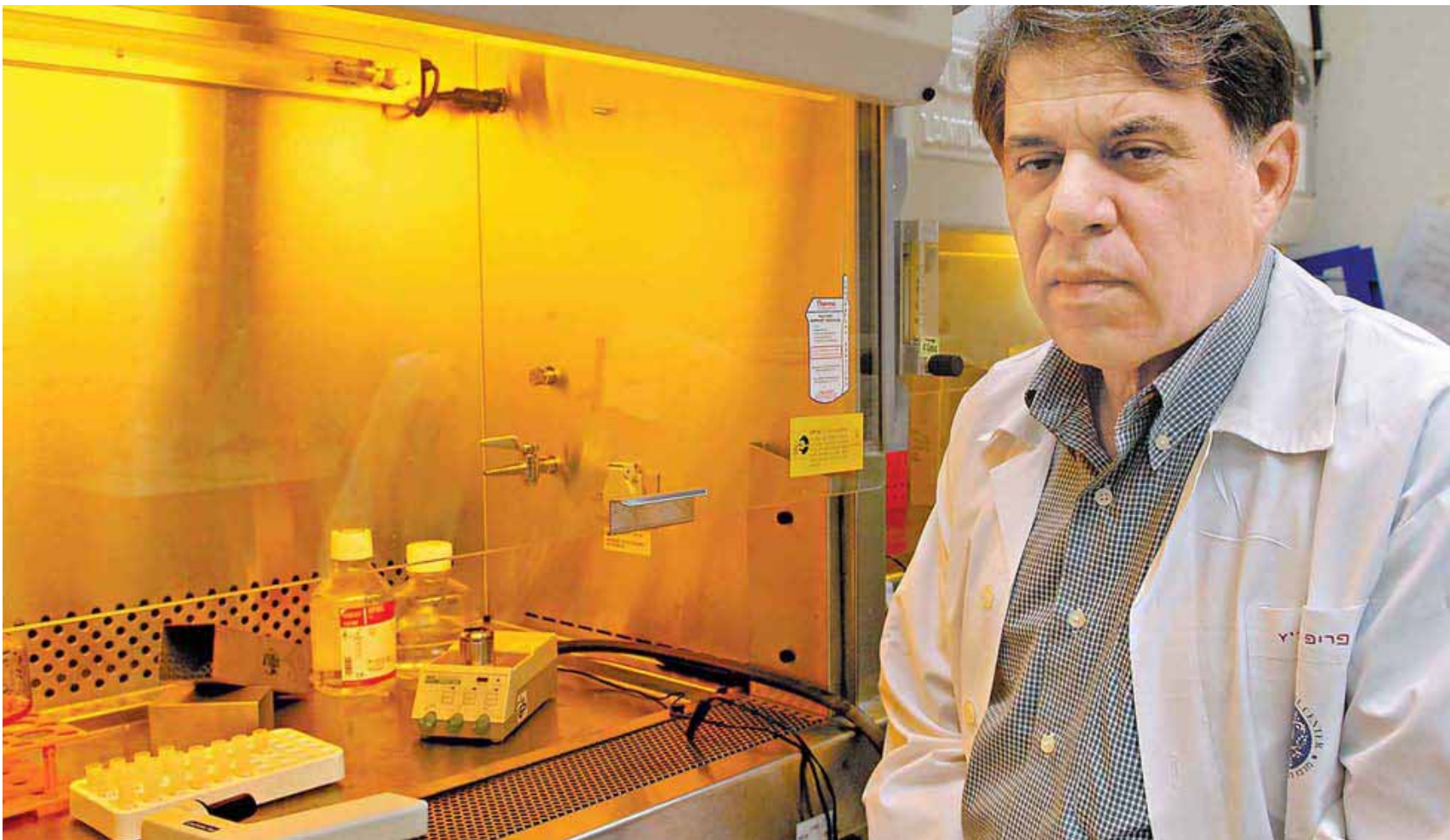
Heute argwöhnt sie, dass Raphael die Versuche bewusst fehlschlagen ließ: »Er benutzte mich als Fabrik. Warum sollte ich schwanger werden, wenn ich immer weiter viele Eizellen produzieren konnte?« Fünf Jahre nach der Geburt ihrer Zwillinge bekam sie dann ein weiteres Kind – ohne Hilfe aus dem Labor.

Ben Raphael hatte mindestens fünf seiner Patientinnen so stark hormonell stimuliert, dass sie mehrfach im Krankenhaus behandelt werden mussten – wegen eines Hyperstimulationsyndroms, das lebensbedrohlich sein kann. Vor einem Zivilgericht in Tel Aviv einigte man sich auf eine Abfindung für die fünf Frauen. Ben Raphael zahlte eineinhalb Millionen Schekel an alle zusammen, umgerechnet etwas über 250 000 Euro. Ein strafrechtliches Verfahren blieb ihm erspart. Im März dieses Jahres entzog eine Kommission des Gesundheitsministeriums Raphael die Lizenz für zweieinhalb Jahre.

Wissenschaftler sind bereit, mit dem Forschungsklonen zu beginnen

Joseph Itskovitz, der Stammzellpionier, geht davon aus, dass das neue Gesetz bald kommt. Dann will er mit dem Forschungsklonen beginnen, bei dem ein Embryo hergestellt wird, dessen Erbgut mit dem eines Patienten identisch ist. So soll maßgeschneiderter Zellersatz für den Erkrankten produziert werden. Ein Skandal um dieses Verfahren hatte die Stammzellforschung in den vergangenen beiden Jahren in Verruf gebracht, weil der Südkoreaner Hwang Woo-Suk Erfolge in wissenschaftlichen Publikationen vorgetäuscht hatte.

In Israel ist Forschungsklonen prinzipiell möglich. Itskovitz hat bisher aber keine Genehmigung bei der zuständigen Kommission beantragt, weil erst das neue Gesetz ihm den Zugriff auf gespendete Eizellen für die Forschung ermöglicht. Wie hoch schätzt er den Bedarf pro Stammzelllinie aus einem Klon? Zwanzig Eizellen, wenn die Technik erst mal etabliert sei, sagt Itskovitz. Hwang hatte 2221 Eizellen für seine Versuche verbraucht – ohne Resultat. An das Klonen von Menschen ist derzeit auch in Israel nicht zu denken. Zu hoch sind die Fehlbildungsraten bei Säugetieren wie Schafen oder Ziegen. Völlig tabu ist das Verfahren aber nicht. »Angenommen, die technischen Probleme wären überwunden und das Verfahren wäre perfekt, dann gäbe es aus israelischer Sicht keinen Grund, es nicht



PROFESSOR JOSEPH ITSKOVITZ im Stammzellforschungslabor in Haifa

zu erlauben«, sagt Asa Kasher, einer der führenden Bioethiker im Land.

Abendländische Tradition sei es, erst die Risiken in den Blick zu nehmen, meint hingegen der Philosoph Dietmar Mieth, der in Deutschland eine herausgehobene Rolle spielt. Für israelische Bioethiker stellt sich die Frage genau andersherum. In einer Demokratie müsse man ja auch nicht rechtfertigen, warum man seine Meinung frei äußern wolle, sondern begründungspflichtig sei, wer einem anderen dieses Recht nehmen wolle, sagt Kasher. Dasselbe gelte für neue medizinische Therapien. »Klonen ist im Prinzip eine weitere Methode der Unfruchtbarkeitsbehandlung. Wenn ein Paar steril ist und dies die einzige Möglichkeit, ein biologisch verwandtes

Kind zu bekommen, warum sollte es die Chance nicht nutzen?«

In der internationalen Staatengemeinschaft markieren Israel und Deutschland in der Klonfrage Gegenpole. Die deutsche Position lautet: Das Kopieren von Menschen muss in jedem Fall verhindert werden. »Wir hoffen, dass sich dieses Verbot im Rahmen der Vereinten Nationen durchsetzt«, sagt Mieth. »Wir sind in Deutschland an die Werte der Verfassung gebunden, und der oberste Wert ist die Menschenwürde.« Er räumt ein, dass sich deutsche Politik nach ihren historischen Erfahrungen eher vom Prinzip der Vorsorge leiten lasse. In internationalen Gremien würden die deutschen Vertreter bisweilen nicht richtig ernst genommen. »Wenn Deut-

sche in einer Debatte über Embryoschutz Einwände erheben, etwa im Europarat, dann sagen die anderen: Ach, ihr Deutschen mit eurer speziellen historischen Erfahrung. Das ist eine Art Diskriminierung von uns Deutschen!« Mieth wehrt sich dagegen, dass alle deutschen Positionen aus dem Missbrauch der Wissenschaft in der Nazizeit abgeleitet würden. »Wir nehmen schon für uns in Anspruch, dass wir universelle Werte verteidigen.«

Israel hat vorerst kein absolutes Klonverbot beschlossen, sondern ein Moratorium. Es wurde 2004 um fünf Jahre verlängert. Danach wird man sehen.

🔗 Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/2007/37/biomedizin

alle Fotos: Eddie Gerald/haif für DIE ZEIT; www.geophotos.com



ROCKMUSIK

Alterserwartung 35 – das kurze Leben der Stars

Es sind mehr als die warholschen 15 Minuten Ruhm – aber so viele mehr auch wieder nicht: 35 Jahre beträgt die durchschnittliche Lebenserwartung von Rockstars, fand das Centre for Public Health in Liverpool heraus. Die Forscher haben die Lebensläufe von 1064 Popstars ausgewertet und herausgefunden, dass in den fünf Jahren nach dem ersten Erfolg die Sterblichkeit mehr als drei Mal höher ist als bei normalen Menschen. Darunter sind Todesfälle wie der des Kurt Cobain, der sich 27-jährig mit einer Schrotflinte in den Kopf schoss. Aber auch bei undramatischeren Biografien scheint es zuweilen, als würde dem Popstar das Leben gekündigt wie ein Plattenvertrag. So wie beim Sänger von The Clash, Joe Strummer, der mit 50 beim Zeitungleichen an einem Herzinfarkt starb. Am härtesten dürfte die Meldung Talente wie Daniel Küblböck treffen. Weil er vor Jahren bei der Berufswahl danebengriff, hat er statistisch nur noch 13 Jahre zu leben. Da wird auch verständlich, warum die Bandleader von Tokio Hotel dieser Tage ihren 18. Geburtstag in einer Tiefkühl-Bar bei minus fünf Grad feierten. Offenbar versprechen sie sich davon einen Konservierungseffekt. Auch für das Publikum hat die Studie einen unangenehmen Aspekt. In den USA werden Popstars sieben Jahre älter als in Europa, nämlich 42. Es werden also noch 17 Jahre lang Artikel über Britney Spears erscheinen. Da kann auch ein kurzes Leben ganz schön lang werden.

TILLMANN PRÜFER



»Wir lieben Extreme«

Alex Kapranos ist Sänger der britischen Band Franz Ferdinand. Der Durchbruch kam für sie 2004, als ihr erstes Album es auf Anhieb in die Charts schaffte. Kapranos ist einer der erfolgreichsten Rockstars Europas – am 20. März wurde er 35 Jahre alt.

DIE ZEIT: Wie fühlen Sie sich?
Alex Kapranos: Als hätte ich noch sechs Monate zu leben.
ZEIT: Sie scherzen.
Kapranos: Na ja, ich kann schon verstehen, warum die ersten fünf Jahre des Erfolgs angeblich die gefährlichsten sind für junge Rockstars. Plötzlich haben sie einen Haufen Geld und Drogen, und niemand stoppt sie. Es gibt Manager, die das sogar noch unterstützen, denn ein gefährlicher Lebensstil gibt dem Künstler Glamour, und das ist es doch, was die Manager wollen. Als ich mit Franz Ferdinand berühmt wurde, war ich schon über 30 und zum Glück ziemlich geerdet.
ZEIT: Sie hatten nie Angst, die Kontrolle zu verlieren?
Kapranos: Nein, ich bin nicht der Typ, der sich gerne wegschießt, weil ich weiß, wie bescheuert ich dabei aussehe. Wir Rockstars lieben zwar Extreme, sonst würden wir uns auf keine Bühne stellen. Aber wir sind auch nicht so anders wie andere Gleichaltrige in Großstädten. Nur sieht man die nach ihren nächtlichen Exzessen nicht in der Zeitung.

DIE FRAGEN STELLTE ANNABEL WAHBA

BUSHS BESUCH IM IRAK

»Ich dachte, ich schau mal vorbei«

US-Präsident George W. Bush ist am Montag zu einer unangemeldeten Stippvisite in Bagdad eingetroffen. Wirklich überraschend war sein dritter Besuch dort nicht: Es war das letzte Zusammentreffen der US-Militärberater mit der irakischen Führung vor der Veröffentlichung des Irak-Lageberichts im US-Kongress kommende Woche. Eine Auswahl der wichtigsten Blitzbesuche.

2003: Bei seinem ersten Truppenbesuch in Bagdad brachte **Bush** am 27. November, dem Thanksgiving Day, einen Trutzhahn mit. Zitat: »Ich war gerade auf der Suche nach einer warmen Mahlzeit.«

2004: Verteidigungsminister **Donald Rumsfeld** besuchte am 13. Mai das Gefängnis Abu Ghraib, kurz nachdem der Folterskandal bekannt wurde. Zitat: »Wir sind nicht perfekt.«

2005: Außenministerin **Condoleezza Rice** traf am 15. Mai die irakische Interimsregierung in Bagdad. Zitat: »Auf diesen Moment haben wir seit dem Sturz Saddam Husseins gewartet.«

2006: **Bush** hielt am 13. Juni vor dem irakischen Kabinett eine Rede – einen Tag nach einem positiven Lagebericht des Nationalen Sicherheitsrats über den Wiederaufbau. Zitat: »Ich dachte, ich schau mal vorbei.«

2007: **Rice** führte am 17. Februar Gespräche mit der irakischen Regierung zur Sicherheitslage. Zitat: »Wir stehen ganz am Anfang.«



GROSSE Polizeimeisteranwärter- und -anwärterinnenvereinigung in Hamburg. Aufregende Sachel Am 3. September, 12 Uhr mittags, im Festsaal des Rathauses unter dem Hafenbild von Professor Hugo Vogel. Immerhin ist die Polizei eine der wenigen Institutionen der Stadt, die noch nicht gänzlich privatisiert wurden. 84 aufstrebende Jungbeamte. Drei von ihnen sind russischer Herkunft, zwei kroatischer, zwei entstammen dem ehemaligen Osmanischen Reich, einer kommt aus Böhmen, einer aus Indien. So viel Multikulti war nie. Ein Vorbild auch für den eher monoethnischen Osten unseres lieben Vaterlandes? Indischstämmige Polizisten in Mügeln – das allerdings würde man doch zu gern einmal sehen.

B.E.

FOTO: ANDRÉ ZAND-VAKILI

WOCHENSCHAU

Frau Kapitän

In China beginnt am Montag die Frauenfußball-WM – ein Gespräch mit Birgit Prinz, 29, einer der weltbesten Spielerinnen

DIE ZEIT: Die meisten Partien bei der Frauen-WM in China laufen um 14 Uhr unserer Zeit. Für welche Vorrundenspiele lohnt es sich, die Mittagspause auf diese Zeit zu legen?

Birgit Prinz: Ich denke schon, dass sich das deutsche Publikum am meisten für die deutsche Mannschaft interessiert. Aber auch die Brasilianerinnen treten mit technisch tollen Einzelspielerinnen an; die Skandinavierinnen sind sehr gut organisiert, und die Amerikanerinnen werden mit ihrem Power-Fußball versuchen, die Gegnerinnen zu überrennen.

ZEIT: Und dann sind da noch die geheimnisvollen Nordkoreanerinnen, von denen die Welt kaum etwas gesehen hat, bis sie 2006 die U20-WM gewannen. Sie sind Ihr möglicher Gegner in der zweiten Runde.

Prinz: Wir sollten nicht anfangen, uns über die zweite Runde Gedanken zu machen. Erst müssen wir die Gruppenphase überstehen.

ZEIT: Entschuldigung, aber jetzt reden Sie so, wie man das von männlichen Nationalspielern kennt.

Prinz: Ja, aber das ist eben die Wahrheit. Außer den Europäerinnen und den traditionell großen Teams kenne ich viele Mannschaften nicht, die Teams haben ja noch nicht so eine Fernsehpräsenz.

ZEIT: Dabei war vor vier Jahren, als Ihre Mannschaft Weltmeister wurde, von einem Boom des Frauenfußballs Rede.

Prinz: Es hat sich schon vieles verändert. Es gibt mehr Zuschauer sowohl im Verein als auch in der Nationalmannschaft, wir Spielerinnen werden wesentlich häufiger auf der Straße erkannt.

ZEIT: Trotzdem sind fast alle Spielerinnen neben dem Fußball Bürokauffrauen, Sportstudentinnen, Physiotherapeutinnen. Wird das die letzte WM sein, für die deutsche Nationalspielerinnen einen Urlaubsantrag bei ihrem Chef stellen müssen?

Prinz: Schwer zu sagen. Ich glaube, es wird noch länger dauern als bis zur nächsten WM. Wir müssen uns dafür aber keinen Urlaub nehmen. Die meisten werden freigestellt, und das Gehalt wird von der Sporthilfe übernommen.

ZEIT: Sie selbst arbeiten als Physiotherapeutin und haben vor zwei Jahren noch ein Psychologiestudium begonnen. Wieso Psychologie?

Prinz: Es interessiert mich – es passt gut zu meiner bisherigen Arbeit als Physiotherapeutin, zu meinem Trainerschein, zum Sport überhaupt. Denn natürlich gibt es zwischen Psyche und Physis einen Zusammenhang.

ZEIT: Hilft das Studium, um als Spielerführerin die Gruppendynamik der Mannschaft etwas zu beeinflussen?

Prinz: Nein. Ich mache keine Psychologie in meiner Mannschaft. Ich bin in China, um Fußball zu spielen.

ZEIT: Aber man kann doch so ein Studium nicht betreiben, ohne dass sich der Blick auf Menschen verändert.

Prinz: Also ich habe nicht das Gefühl, dass ich mich durch das Studium großartig verändert hätte.

ZEIT: Sie gelten als extrem ehrgeizig und willensstark. Können Sie sich Ihren eigenen Ehrgeiz nun besser erklären?

Prinz: Nein. Den wollte ich mir auch nie erklären. Der Ehrgeiz ist halt einfach unabdingbar, wenn man an die Weltspitze will.



SPIELFÜHRERIN PRINZ bei einem EM-Qualifikationsspiel des Nationalteams

ZEIT: Die meisten Ihrer Mannschaftskameradinnen haben Abitur, viele studieren. Ist die Fußballnationalmannschaft der Frauen eigentlich im Kopf schneller als die der Männer?

Prinz: Ich habe da nicht so den Vergleich, und ich suche ihn auch gar nicht. Ich kenne es nicht anders, dass die Spielerinnen neben dem Fußball immer etwas anderes gemacht haben.

ZEIT: Und wenn Sie das intellektuelle Niveau mit dem vergleichen, das Sie in Sönke Wortmanns WM-Film gesehen haben?

Prinz: Nach so einem Film würde ich kein Urteil wagen. Die Medien, das weiß ich aus eigener Erfahrung, geben immer ein sehr verkürztes Bild ab.

ZEIT: In der US-Nationalmannschaft gibt es drei Spielerinnen mit Kindern. Spielen bei Ihnen auch Mütter mit?

Prinz: Nein. Ein Mannschaftsbaby haben wir leider nicht.

ZEIT: Vielleicht zur nächsten WM?

Prinz: Keine Ahnung, wie die Familienplanung so aussieht.

DIE FRAGEN STELLTE HEIKE FALLER

SCHLUSSLICHT

Im Herzen der Moderne

Wien. Umgeben von 25000 Herzspezialisten, ist auf einem kardiologischen Kongress eine Herzspezialistin aufgrund eines angeborenen Herzfehlers mit einem Herzstillstand zusammengebrochen und konnte von ihren kardiologischen Kollegen nicht gerettet werden.

Dies meldet dpa. Die Wirklichkeit übertreibt gelegentlich grausam, als gelte es nachzuweisen, dass auch die wissenschaftliche Moderne die Tragik noch kennt, als tragische Ironie. Ein postpostmodernes Sprachspiel würde Letztere als herzlos bezeichnen.

EVT

WIRTSCHAFT

Himmelsstürmer

Wie sich der Handwerkersohn Hartmut Ostrowski bei Bertelsmann durchsetzte und in die deutsche Wirtschaftselite aufstieg **Seite 26**

Neues von Naomi

Seit ihrem Bestseller »No Logo!« ist Naomi Klein die Ikone der Globalisierungskritiker. Jetzt hat die Kanadierin ein noch zornigeres Buch geschrieben **VON THOMAS FISCHERMANN**

Unmöglich, Naomi Klein aus der Ruhe zu bringen. Selbst wenn man sie fragt, ob sie beim Schreiben ihres neuen Buches noch alle Tassen im Schrank hatte. »Meinen Sie?«, erkundigt sie sich dann, rutscht auf dem Sofa ein Stück nach vorn, stützt die Ellenbogen auf ihre Oberschenkel und legt ihren Kopf interessiert zur Seite. Und lächelt.

Naomi Klein, 37, lächelt viel. Nachdenklich-verklärt, als sie im Verlauf des Gesprächs den Wirtschafts-nobelpreisträger Milton Friedman ein »Monster« nennt. Aufgedreht, wenn sie einen besonders geschliffenen Satz formuliert: »Es fiele mir schwer, eine Ideologie sauber von den ökonomischen Interessen zu trennen, die diese so aktiv vorangetrieben haben.« Die unhöfliche Eingangsfrage jedenfalls prallt an dieser Wand aus froher, sanfter Beharrlichkeit einfach ab. »Bestimmt werden viele Leute gerne behaupten, dass ich durchgedreht bin«, sagt sie, »ich bin da für alles offen.« Man wird ein wenig unsicher, wenn man neben Naomi Klein sitzt.

Am kommenden Montag erscheint ihr neues Buch. *Die Schock-Strategie – der Aufstieg des Katastrophen-Kapitalismus*. Es ist das Buch einer zornigen Frau. Die Globalisierung ist für Naomi Klein das Ergebnis einer Verschwörung. Am Anfang standen in den 1970er Jahren der Ökonom Milton Friedman, seine Gefolgsleute an der Universität von Chicago und in den marktliberalen Denkfabriken Washingtons. Dort heckten sie Methoden aus, wie man äußerst unpopuläre Wirtschaftsreformen um die Welt tragen könnte. Gierige Konzerne halfen ihnen mit Geld und Kontakten. Zimperlich war keiner von ihnen. So sieht es Naomi Klein.

Die Chicago Boys und ihre späteren Nachahmer berieten Despoten. Sie nahmen Kriege und Katastrophen als Chancen wahr, um wehrlose Bürgergesellschaften zu überrumpeln. Sie sahen, wie ihre bittere Arznei viele Menschen in Armut und Verzweiflung stürzte, zumindest für eine lange Zeit des Übergangs, aber auch das nahmen sie in Kauf. Sie bestärkten Regierungen bei Massenverhaftungen und Folter. Die Liste dieser Bösewichte ist lang. Sie reicht von Wirtschaftsberatern in Chile, Südafrika und Polen bis zu den Experten der Weltbank, von George W. Bush und seinen Irakstrategen bis zu dem Ökonomen und Regierungsberater Jeffrey Sachs. Der Mann baut heute Modelldörfer in Afrika und ist der Lieblings-ökonom des Liedermachers Bono. Aber für Klein gehört er zur neoliberalen Achse des Bösen.

»Ich will diese Ideologie für ihre Auswirkungen in der realen Welt verantwortlich machen«, sagt sie. Schließlich werde die Linke auch stets an ihre eigenen Irrwege erinnert. »Linke Ideen sind schon als Begründungen für Todescamp, Säuberungskampagnen und Folter benutzt worden, und die Rechte hat uns dafür verantwortlich gemacht«, sagt Klein und fügt hinzu: »Das war gut so!«

Es gibt viele Leser, die eine wütende, alternative Großerzählung der »neoliberalen« Globalisierung

sehnlich erwarten. Denn der globalisierungskritischen Bewegung fehlen frische Schlachtrufe. Ihre bunten Protestkarawanen vor den Zäunen internationaler Konferenzen – so lautet Kleins eigene Analyse – haben sich totgelaufen. Auf den sogenannten Weltsozialforen, wo eigentlich neue Ideen für eine »andere Welt« entstehen sollen, beschwerten sich Insider über einen Mangel an konkreten Einfällen. Da fiebern einige dem neuen Naomi-Klein-Buch entgegen wie andere dem nächsten *Harry Potter*.

Denn Naomi Klein ist die heilige Johanna der Schlachtrufe. Ihr erstes Buch, *No Logo!*, erschien im Januar 2000, zufällig ein paar Wochen nach den Protesten gegen die Welthandelskonferenz von Seattle. Dort hatte die bunte weltweite Protestszene erstmals zueinandergefunden. *No Logo!* war kein ausgereiftes Werk: Über die Macht der Markenkonzerne und üble Arbeitsbedingungen in fernen Ländern hatten amerikanische Kulturkritiker und französische Philosophen schon klüger nachgedacht. Doch mit ihren einprägsamen Formulierungen, ihrer spätpubertären Schnoddrigkeit (»Ich war ja noch ein Kid«) und ihrer Vertrautheit mit Nike-Turnschuhen und Barbiepuppen traf die damals 29-jährige Journalistin einen Nerv. Sie teilte und beschrieb das Lebensgefühl einer Demonstrantenszene, die noch nicht klar wusste, wogegen sie eigentlich demonstrierte.

No Logo! wurde zu ihrem Manifest. Zur »Bibel der Bewegung«, wie die *New York Times* schrieb. Die hübsche, quirlige und redegewaltige Kanadierin avancierte zur Popikone. Im Internet feierte die Aktivisten-Website Commondreams.org die Frau mit dem abgebrochenen Englisch- und Philosophiestudium als »Haupttheoretikerin der Bewegung«, die *Times of London* kürte sie zur »möglicherweise einflussreichsten Person unter 35«. *No Logo!* ist in 28 Sprachen erschienen, hat sich mehr als eine Million Mal verkauft, allein in Deutschland 150 000-mal. Klein lebt seither gut von ihren Tantiemen, ihren Auftritten und den Kolumnen im englischen *Guardian* und im amerikanischen Magazin *The Nation*. Naomi Klein – sie leugnet das nicht – ist eine Globalisierungsgewinnerin.

So hat sich nun auch rings um ihre *Schock-Strategie* eine eigenartige Interessenkoalition gebildet. Auf der einen Seite steht eine ganze Garde von Sprechern der globalisierungskritischen Bewegung. Sie überschlagen sich mit Vorschusslorbeeren, ihre Statements sind im Vorabprospekt abgedruckt. Auf der anderen Seite stehen die Verleger mit ihren Hoffnungen auf ein wunderbares Herbstgeschäft. Sie haben alle Register gezogen, die kapitalistischen Medienkonzernen eigen sind. In neun Ländern erscheint das Buch fast zeitgleich unter dem gleichen Titel, weitere Übersetzungen sind in Arbeit. Filmfestivals in Toronto und Venedig zeigen einen Kurzfilm zum Buch. In dieser Woche hat eine monatelange, weltweite Talk-Tour der Autorin begonnen.

Fortsetzung auf Seite 24



Immer größer, immer teurer

Energieriesen wachsen weiter

Europa hat einen neuen Energiegiganten. Das in eineinhalbjähriger, aufopferungsvoller Staatsarbeit geschaffene Kunstgebilde Gaz de France-Suez (kurz GdF-Suez) soll künftig Millionen Verbraucher in und um Frankreich mit Strom und Gas versorgen. Ob sich die Europäische Kommission in Brüssel darüber freut?

Einerseits ja. Denn gemessen am Kurswert, rangiert der neue Energiekonzern auf Platz vier der Weltrangliste. Vor ihm liegen zwar die russische Gasprom, aber mit Electricité de France (EdF) und E.on auch zwei europäische Anbieter. Erfreulich ist auch, dass GdF-Suez zum größten internationalen Anbieter von Flüssiggas aufsteigt. So schnell kann jetzt keiner mehr den Gashahn zudrehen oder Strom verknappen. Europas Energieversorgung wird unabhängiger und damit sicherer.

Andererseits nein: Es ist unwahrscheinlich, dass GdF-Suez ausgerechnet einer EdF Konkurrenz machen wird. Schließlich haben beide Unternehmen denselben Mehrheitseigner: den französischen Staat. Wenn also immer weniger und immer mächtigere Konzerne Elektrizität und Gas liefern und dabei ihre Märkte abschotten, kann der Brüsseler Plan vom intensiven Wettbewerb um die Kunden nicht aufgehen.

Die französische Regierung demonstriert gerade, dass sie die Vision eines europäischen Binnenmarkts nationalen Interessen zu opfern bereit ist. Und: Sie löst vielleicht noch größere Fusionen aus. EdF könnte nach RWE greifen und Gasprom bald nach E.on. Wie soll Brüssel das dann noch verhindern können?

CERSTIN GAMMELIN

30 SEKUNDEN FÜR

Altfleisch

Die Zeitungen berichten von einem Gammelfleischskandal in Bayern. Nichts Neues. Wo die ranzigen Reste wohl diesmal gelandet sind? Ah ja, in Dönerbuden in Berlin. Mal wieder.

Gammel definiert der Duden als »wertloses Zeug«. Logisch, dass Döner ausgerechnet in der Hauptstadt so günstig sind. Gammel bezeichnet übrigens auch die Qualität jener Massenware, die der Westen aus China importiert, Toys-’R-Us-Lätzchen etwa. Aus Fernost eingeführtes Gammelfleisch ist hierzulande nicht bekannt, wohl aber ist in China manch exotische Spezialität zu finden, deren Anblick allenfalls bayerische Lebensmittelkontrolleure ungerührt ließe. Aber das nur am Rande.

Während Spielzeug aus China regelmäßig für Panikattacken sorgt, beweisen die Freistaatler selbst bei den schlimmsten Gammelfleischfunden eine Gelassenheit, die von jahrzehntelanger Erfahrung im Altfleischrecycling zeugt. Womöglich wissen die Bayern, dass irgendwann jedes Problem gegessen ist. Und wenn diesen Job irgendein Preuße im fernen Berlin erledigt: umso besser.

MARCUS ROHWETTER

Neues von Naomi

Fortsetzung von Seite 23

Und wehe, man wollte vor ihrem Start etwas über das Buch schreiben! Bis zum Erscheinungsdatum ist das Manuskript eine geheime Verschlusssache. Wer mit Klein reden will, muss Verschwiegenheit zusichern und darf keinen Fotografen mitbringen. Einige Medien wie der *Guardian* und das *Harper's Magazine* haben Vorabdruckrechte erworben. »Das Interesse der Journalisten, des Buchhandels und der Leser ist ungeheuer«, sagt Peter Sillem vom S. Fischer Verlag, »das haben wir so noch nicht erlebt.«

Naomi Klein sitzt im 20. Stock eines Hotels in Toronto, das sie für einen Tag zur PR-Schlachzentrale erkoren hat. Sie gibt ein paar Interviews, redet selbstsicher und in druckreifen Sätzen. Manchmal blitzt sie über den Rand ihrer kleinen Gelehrtenbrille hinweg, lacht und feixt. Einmal verspricht sie sich, bezeichnet sich als »kanadische Ökonomin«, was sie aber gleich wieder korrigiert: »Ich bin eine Journalistin«, sagt sie, »ich recherchiere.« Nur wenn es ans Eingemachte geht, an technische Fragen der Ökonomie, die Inflationsbekämpfung zum Beispiel, dann klammert sich ihre rechte Faust schon mal fest an den

Das Buch entstand im Haus ihrer Eltern, zweier Althippies. Wegen des Vietnamkriegs waren sie nach Kanada gezogen

kleinen Finger ihrer linken Hand. Dann nimmt sie öfter mal Anlauf für einen Satz.

Dabei hat sie die Fakten glänzend im Griff. Es sind ihre Fakten. Die *Schock-Strategie* umfasst stoff 763 Seiten und ist mit einer Masse von Fußnoten versehen. Damit waren eine Bibliothekarin und eine »internationale Mannschaft für die Recherche und die Überprüfung von Fakten« jahrelang beschäftigt. Auf ihrer Website kann man Fotos aus der Entstehungszeit des Buches herunterladen: Zimmer im Haus ihrer Eltern, irgendwo in den Wäldern im Westen Kanadas, voll mit Karteikarten und Ordnern. Die Tochter zweier Hippies, die aus Protest gegen den Vietnamkrieg aus den USA nach Kanada übersiedelten, wollte kein zweites *No Logo!* abliefern, für dessen lose Argumentationsstränge und mangelnde Genauigkeit sie manche Kritik einstecken musste. »Ich schäme mich heute für die Mädchenhaftigkeit meines Schreibens damals«, sagt sie, aber sie zwinkert und meint das natürlich nicht ernst.

Sie ist seither viel gereist. Zum Weltsozialforum nach Brasilien, wo sie im Ökook und mit roten Schlappen herumließ und die linken Zapatisten aus Mexiko toll fand. Nach Israel. In den Irak. Sie schrieb in ihren Kolumnen über die Landrechte der Mohikaner und über die Haftbedingungen in Guantánamo Bay, über den Krieg von Bagdad und das Abdriften der Vereinigten Staaten in eine Überwachungs-gesellschaft. Sie verteidigte patriarchalische Theokra-ten im Irak, soweit sie das Volk hinter ihnen ver-mutete, was sich aus der Feder einer linken Feminis-tin merkwürdig las. Es war aber konsequent. Naomi Klein ist für Basisdemokratie und das Recht der Men-schen auf Selbstbestimmung.

Viel Zeit verbrachte sie in Argentinien, wo sie die Inspiration für die *Schock-Strategie* fand. In Latein-amerika glauben wenige, dass offene Märkte und privatisierte Staatsunternehmen ohne Zwang über die Welt gekommen sind. Schließlich hatte der ame-rikanische Geheimdienst CIA dort jahrzehntelang in die Politik eingegriffen, half, linke Regime zu stürzen und autoritäre Rechte zu stützen. Kleins Buch enthält eine Reverenz an den Schriftsteller Eduardo Galeano aus Uruguay, der 1981 schrieb: »Wie lässt sich denn diese Ungleichheit aufrechterhalten, wenn nicht mit Hilfe von Elektroschocks?«

Von dort ist es kein großer Sprung mehr zu den Passagen, denen man als Leser am schwersten folgen kann. Naomi Klein zieht eine direkte gedankliche Linie von der Entwicklung brutaler Foltertechniken zu dem, was manche Ökonomen später als »Schock-therapie« für Lateinamerika und Osteuropa emp-fahlen. Eine ökonomische Radikalkur, in der über Nacht alle möglichen Preise und Wirtschaftsstruk-turen umgestellt wurden. Die Methode ist heute diskreditiert. Schon weil sie häufig fehlschlug und das Leiden der Menschen vergrößerte. Und weil die damaligen Programme mit Zumutungen überfrach-tet waren, etwa einer raschen Privatisierung und der Streichung von Sozialprogrammen.

Doch Naomi Klein sagt: Die Denkweisen der Folterknechte und die Empfehlungen von Milton Friedman (»Doktor Schock«) seien gar nicht so ver-schieden gewesen. Die einen wollten das Gehirn wehrlos machen, die anderen Gesellschaften. Trotz der vielen Buchseiten, trotz der zahllosen Fußnoten bleibt das aber eine schaurige Analogie. Sie klingt verblüf-fend, wird aber am Ende nicht belegt.

Überhaupt hat man in Naomi Kleins Büchern und Kolumnen häufig den Eindruck, als dürften nur solche Fakten die redaktionelle Auswahl passieren, die Naomi Kleins vorher fest gefassten Urteilen ent-sprechen. Kein Wort davon, dass seit den 1970er Jahren der durchschnittliche Lebensstandard auf der Welt gestiegen ist, dass auch die Vereinten Nationen in ihrem *Bericht über die menschliche Entwicklung* viel Gutes über das Zeitalter der Globalisierung schreiben – steigende Lebenserwartung, bessere Bildung, we-niger Hunger. Das ist keine perfekte Geschichte, aber auch keine Horrorstory.

Dann die Sache mit der Folter in Ländern, wo Wirtschaftsreformen versucht wurden. Wäre es nicht ehrlicher, zu sagen, dass Repressionen auf der ganzen Erde bis heute eine schreckliche Alltäglichkeit sind?

Dass alle möglichen Gewaltregime sie für nötig hal-ten, China zum Beispiel?

»Jeffrey Sachs ist meiner Meinung nach kein Monster«, spricht Naomi Klein ein mildes Urteil über den New Yorker Ökonomen, den sie in ihrem Buch den »neuen Doktor Schock« nennt. Sachs hatte früher auch Länder wie Bolivien und Russ-land bei Wirtschaftsreformen beraten. »Er denkt aber sehr ungern über die Repressionen nach«, kri-tisiert Klein. »Sachs erwähnt in seinem eigenen Buch kein einziges Mal, dass sie dort (in Bolivien, *Anm. d. Red.*) zweimal den Ausnahmezustand ver-hängt haben oder dass die Gewerkschaftsführer im Dschungel inhaftiert wurden. Wie kann es angehen, dass ein renommierter Akademiker so selektiv Geschichte schreibt?«

Ein ernster Vorwurf. Klein hat sich mit Sachs getroffen. In der entsprechenden Passage liest man aber viel Klein und wenig Sachs. Andere Beschul-digte hat sie nicht einmal um ein Gespräch gebeten. »Das hätte ich tun können«, sagt sie. »Hätte ich. Für meine Zwecke habe ich Originaltexte gelesen, For-schungspapiere und Vorträge studiert.« Das halte sie für die objektivste Methode. Es ist die gleiche Jour-nalistin, die keinen Hehl daraus macht, dass sie manchmal die Grenze zu einer leidenschaftlichen Aktivistin überschreitet. »Lasst die Weltbank unter-gehen!«, hat sie schon gefordert. Protestbriefe an US-Botschafter verfasst. Den Erlös eines Sammel-bandes ihrer Kolumnen an »Aktivisten gegen die Privatisierung und Korporatisierung« spendet.

Noch etwas anderes verstört an der Arbeit von Naomi Klein. Man könnte es das Kalkül einer er-folgreichen Bestsellerautorin nennen. Sie weiß, dass sie für viele Menschen eine Projektionsfläche ist, und sie will es bleiben. »Manchmal fühle ich mich danach, jede Menge Piercings zu machen und nicht mehr so akzeptabel auszusehen«, sagte sie einmal der New Yorker *Village Voice*. Doch »ich gehe zu einer Veran-staltung, und da sitzen 17-jährige Mädchen. Ich weiß, das tun sie auch deswegen, weil sie sich mit mir iden-tifizieren können.«

In der *Schock-Strategie* finden sich keine altlinken Predigten. Es finden sich überhaupt keine eigenen konkreten Vorschläge. Nie verrät die Autorin, was sie selber anstelle Milton Friedmans in Chile und anstel-le Jeffrey Sachs' in Bolivien und Russland getan hät-te. »Mir ist nicht klar, warum ich ein Politikrezept für Lateinamerika haben sollte«, sagt sie. »Ich halte das für eine Taktik – mich zu fragen, was meine Alterna-tive ist.« In ihrem Buch sei nachzulesen, dass andere Leute in anderen Ländern längst Alternativen erar-beitet hätten, ohne zum Zuge zu kommen. In der polnischen Solidarność-Bewegung, im African Na-tional Congress, in Jelzins Russland. Ihr eigenes po-litisches Programm beschränkt sich darauf, Freiräume für solche Lösungen zu fordern.

So ist Naomi Kleins grandios recherchierte, etwas überzogene Historie für solche Leser am interessan-testen, die der neueren Geschichtsschreibung in west-lichen Ländern aufgefressen sind. Nein, der Siegeszug freier Märkte war wohl keine schicksalhafte histo-rische Entwicklung. Politiker und Konzerne, Denker und Strippenzieher haben alles dafür getan, dass es so kam. Teilnehmer an den Protestkarawanen aber, die nach Alternativen zu den Programmen der »Neo-liberalen« dürsten, werden stattdessen bloß in ihren Ansichten bestätigt. Bei Naomi Klein, der Fahnenfrau ohne Lösungsvorschläge, kann sich jeder zu Hause fühlen, vom Reformen bis zum Revolutionär.

Es kann aber auch passieren, dass man die Lücken beim Lesen gar nicht bemerkt. Das liegt dann an der geschliffenen Sprache der Autorin, den vielen ver-blüffenden Zitaten und einer rhetorischen Meister-leistung, die Frau Klein gleich zu Beginn ihres Buches gelingt. Sie unterzieht ihre Leser nämlich einer Schocktherapie. Im ersten Kapitel geht es düster und anrührend um die Entwicklung der Elektrofolter und ihre Opfer. Es läuft einem kalt den Rücken herunter. Klopft sie ihre Leser da weich, damit sie sich bei den ökonomischen Schocks ebenso gruseln, die sie auf den folgenden Seiten beschreib?

Naomi Klein sagt: Folterer wollen Menschen brechen, neoliberale Ökonomen ganze Gesellschaften

»Das war so sicher nicht geplant«, antwortet die Autorin. »Ich wollte eine menschliche Geschichte voranstellen, bevor so viel trockenes Zeug folgt, über Hyperinflation und so weiter.« Eine Pause. »Ich wollte, dass diese Geschichte einen mensch-lichen Zugang zu diesem Thema eröffnet. Aber ich kann schon nachvollziehen, was Sie sagen.« Noch eine Pause. »Ist doch ein toller Einstieg für Ihre Geschichte!«

Dann lacht sie laut. Für einen Moment blitzt auf, was sie eben noch ihre »sarkastische Teenagermen-talität« genannt hat. »Entweder das oder Harry Pot-ter der Globalisierung«, spottet sie. Guter Tipp. Naomi Klein ist ein Profi. Die Zeit für das Interview ist abgelaufen. Ein tadelloser Auftritt.

Naomi Klein: Die Schock-Strategie
Der Aufstieg des Katastrophen-Kapitalismus;
S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2007;
763 S., 22,90 €

Ab Montag, 10. September, finden Sie ein Interview mit Naomi Klein unter www.zeit.de/globalisierungskritik

Audio  www.zeit.de/audio

Mit Vollgas ins Abseits?

VW PASSAT BLUE MOTION

Der auf das Spritsparen getrimmte Kombi hat einen rasanten Bruder mit 300 PS in der gleichen Baureihe



PORSCHE CAYENNE

Anders als Konkurrent Ferrari können die Schwaben ihr Image nicht durch einen Fiat 500 kaschieren

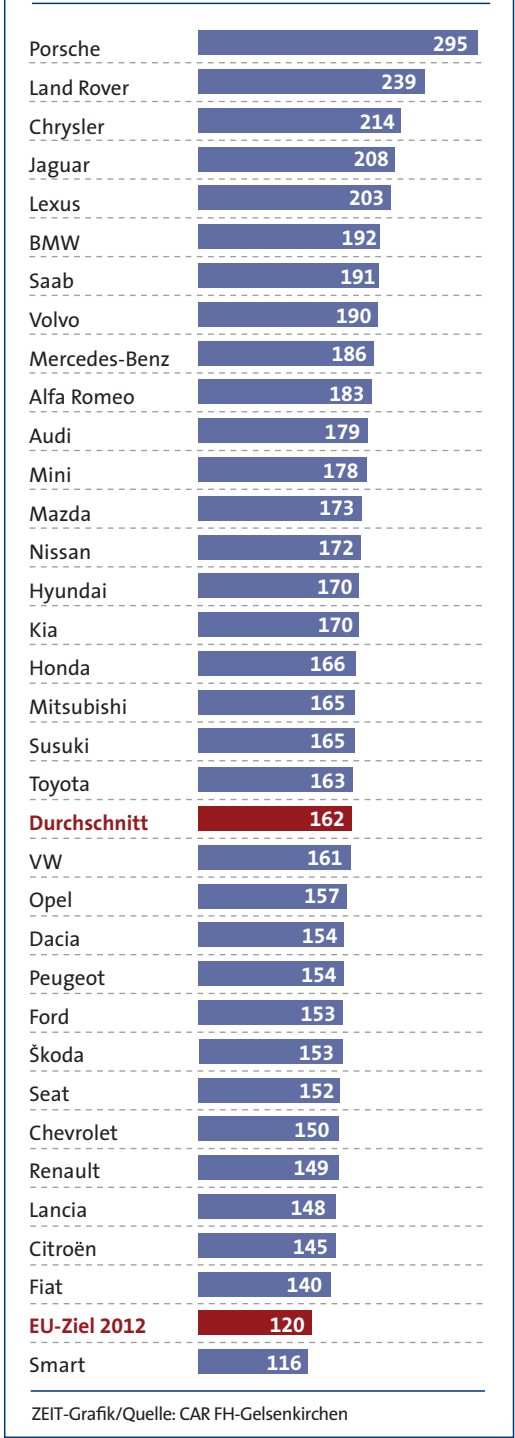
Thomas Weber glaubt an technische Lösungen.

Kein Wunder. Er ist gelernter Werkzeugmacher. Er ist promovierter Maschinenbauer. Und er ist Vorstand der DaimlerChrysler AG für Forschung und Entwicklung. 10 000 Ingenieure, Designer und andere hochkarätige Spezialisten arbeiten ihm zu. Sie haben den Airbag als Erste in ein Serien-fahrzeug gebracht, ihren Autos mit dem Elektro-nischen Stabilitätsprogramm (ESP) das Umfallen in extremen Fahrsituationen abgewöhnt und prei-sen mit ihrer »Bluetec-Initiative« neuerdings »den saubersten Diesel der Welt« an. Selbstbild: »Welt-weiter Technologieführer«. Wäre doch gelacht, wenn die Daimler-Ingenieure das Problem mit den CO₂-Emissionen nicht in den Griff bekämen.

»Wir sind sehr viel weiter, als die meisten ver-muten«, sagt Weber. Er sitzt im neunten Stock eines Bürohauses auf dem Gelände des größten Mercedes-Standorts in Sindelfingen. 39 000 Men-schen arbeiten dort. Um richtig auszuholen, legt der 53-jährige Schwabe erst mal das Jackett ab. Sein

Luxusautos als Klimakiller

Durchschnittliche CO₂-Emissionen pro verkauften Neuwagen in der EU im Jahr (in g/km)



rosa Hemd passt zu der optimistischen Botschaft, die er vermitteln will. »Wir haben uns lange vor der Klimadiskussion in diesem Frühjahr mit nachhal-tigen Lösungen des CO₂-Problems befasst«, betont er. »Jetzt haben wir noch den Nachbrenner einge-schaltet.« Kraftstoff sei wertvoll, also heiße es: »Mache das Fahrzeug so effizient wie möglich.«

Und warum gelten dann die Japaner mit ih-ren Hybridautos als ökologische Vorreiter?

DaimlerChrysler und die gesamte deutsche Branche hätten es »versäumt«, ihre Fortschritte deutlich herauszustellen, räumt Weber ein. Per Vorstandsbeschluss wird der Kurs bei Daimler jetzt »sehr viel aggressiver« vorangetrieben. Auf der IAA wollen die Stuttgarter ihre »Roadmap to the futu-re« anhand konkreter Modelle bis 2010 ausstellen. »Wir lassen unsere Kunden und auch unsere Kri-tiker ins Nähkästchen schauen«, verspricht der Daimler-Manager. Aufgereiht stehen dann da etwa ein vollelektrisch angetriebener Smart, von dem schon 100 Stück in London ihre Runden drehen; eine kompakte A-Klasse mit Start-Stopp-Genera-tor, der bis zu zehn Prozent Sprit spart und im Frühjahr 2008 kommt; C- und E-Klassemodelle sowie Geländeautos, die auch mit unterschied-lichen Hybridkonzepten – der Kombination von Verbrennungsmotor und Elektromotoren – den Verbrauch drücken; B-Klasse-Modelle, die mit Gas oder Brennstoffzelle angetrieben werden. Und schließlich ein Sparwunder »in der Größe einer S-Klasse mit einem Verbrauch von deutlich unter sechs Litern«, das Weber für 2010 stolz avisiert.

Mercedes kennt seine Kunden: Verzichtsaautos hätten keine Zukunft, glaubt Weber. »Wir werden den Zielkonflikt Agilität, Sicherheit, Komfort und Umweltverträglichkeit auflösen.« Mercedes will weiterhin alle Kundentypen bedienen: Der Sportive soll genauso auf seine Kosten kommen wie der komfortorientierte Langstreckenfahrer oder der Spritknauserer. Auch die ultrasparsame S-Klasse des Jahres 2010 wird deshalb wohl zügig auf Tem-po 250 beschleunigen. Trotz solcher Autos, in denen alle verbrauchssparenden Eigenschaften kon-zentriert sind, werde es weiterhin besonders lei-stungsstarke Varianten geben. Bis zum 12-Zylinder mit 600 PS. »Wir brauchen als Weltmarktherstel-ler die Breite, auch wenn es bei der Nachfrage viel-leicht Verschiebungen gibt«, erläutert der Daimler-Mann die herrschende Doktrin der deutschen Traditionshäuser.

Aber was ist mit dem EU-Ziel von 120 Gramm CO₂ pro Kilometer bis 2012?

»Wir haben nichts gegen ehrgeizige Zielvorga-ben«, sagt Weber, »und wir werden unseren Beitrag leisten.« Aber dies sei allein mit Fahrzeug- und Mo-torenteknik nicht zu schaffen. Schnell und effek-tiv könne freilich auch der Autofahrer selbst zur Verbrauchsminderung beitragen, bemerkt er. Durch Ökofahrtrainings beispielsweise. Mit An-zeigen für den optimalen Gangwechsel oder die Umschaltmöglichkeit von Sportfahr- auf Ökono-miprogramme bei Automatikgetrieben wollen die Autobauer dem Kunden sparen helfen. »Die Inno-vationswelle bei Mercedes rollt«, sagt Weber.

Torsten Müller-Ötvös setzt auf Leistung. Der 46-jährige Diplom-Ökonom ist so etwas wie der ober-ste Hüter der Marke BMW. Er sitzt in der frisch renovierten Konzernzentrale, dem »Vierzylinder«, im Münchner Norden, und freut sich über einen »neuen Absatz-Höchstwert«. So wie Müller-Ötvös auftritt, im perfekt sitzenden dunkelblauen Anzug, stellt man sich den idealtypischen Oberklasse-Kun-den vor: selbstbewusst, gut betucht und mit dem berechtigten Schuss aggressiver »Freude am Fahren«. Mit Spritsparen brachte man die BMW-Klien-tel bisher kaum in Verbindung. Umso überra-schender klingt Müller-Ötvös' neuestes Verkaufs-argument: »Wir sind mit unserer neuen Motoren-technologie die Klassenbesten beim Verbrauch – in

Jahrzehntelang feierten deutsche Hersteller mit ihren PS-starken Autos immer neue Erfolge – jetzt bringt der Klimawandel ihr Geschäftsmodell ins Wanken **VON DIETMAR H. LAMPARTER**

 MERCEDES S-KLASSE Das Stuttgarter Flaggschiff soll es mit weniger als sechs Liter Verbrauch geben – aber frühestens 2010	 BMW 7ER Bis zu 20 Prozent weniger Verbrauch schafft die neue Motorengeneration der Münchner – und mehr PS
 AUDI A8 Bei der Ingolstädter VW-Tochter Audi kommt sportliches Fahrverhalten an erster Stelle	 SMART FORTWO Die Winzling-Flotte kommt als einzige deutsche Marke unter die magischen 120 Gramm CO₂ pro Kilometer

allen Fahrzeugkategorien.« Efficient Dynamics heißt ihre Hightech-Offensive mit supersparsamer Motorentechnik, die im Frühjahr auf dem Genfer Autosalon die Konkurrenz schockte.

»Das Thema Sozialverträglichkeit und Umweltbewusstsein hat uns nicht kalt erwischt, das haben wir schon vor fünf, sechs Jahren gesehen«, erklärt Marketingmann Müller-Örvös, nur so habe man genügend Vorlauf für die aufwendigen technischen Entwicklungen gehabt.

Doch woher wussten die Münchner schon Jahre voraus, was ihre Kunden wollen?

»Wir betreiben sehr viel Marktforschung, um dem versteckten Kundenwunsch auf die Spur zu kommen«, sagt Müller-Örvös. Wie entwickeln sich Gesellschaften und soziale Milieus? Wie verändern sich Sensitivitäten für bestimmte Themen? Was lesen die Leute? Was machen sie im Urlaub? Über welche Themen sprechen sie mit ihren Freunden? »Tiefenbohrungen« nennt er diese weltweit exzerzierten Einblicke in die Seelen der Autofahrer. Solche Daten sind natürlich topsecret. Selbst die ausgiebigste Marktforschung liefert keine fertigen Plan für ein neues Auto, räumt Müller-Örvös ein. »Aber wir entwickeln ein Gefühl dafür, wohin es gehen kann.«

Der Klimawandel sei auch ein Thema für seine Klientel, verrät der Markenhüter. Aber der BMW-Kunde sei nicht bereit, auf Geschwindigkeit und Beschleunigung zu verzichten. »Die Leute verlangen von uns, dass beides geht: Spaß und Sozialverträglichkeit – und wir stellen uns dieser Herausforderung.« Efficient Dynamics heißt der Spagat – und so verbrauchen die neuen Modelle nicht nur bis zu 20 Prozent weniger Sprit als ihre Vorgänger, sondern bieten auch noch mehr PS.

Wer einen Audi, Mercedes, Porsche oder BMW kauft, gibt etliche Tausend Euro mehr aus als für einen vergleichbaren Opel, Renault oder Toyota. Unsere Kunden sind bereit, einen Mehrpreis zu bezahlen, weil sie neben mehr Substanz auch einen emotionalen Mehrwert damit bekommen«, behauptet Müller-Ötvös. Premiumzuschlag nennt sich das. Auch wer in Ländern mit striktem Tempolimit ein deutsches Auto kauft, schätze es, wenn er beim Runterbremsen von Tempo 100 wisse, dass so ein Auto selbst von Tempo 250 sicher zum Stehen komme. »Autobahn proved ist ein Leistungsverprechen der deutschen Industrie, das auch in China oder den USA als Qualitätsiegel verstanden wird«, erklärt der Autoweltökonom aus München.

Eines glaubt Müller-Otvös voraussagen zu können: Es werde auf allen Märkten dieser Welt auch noch in 20 Jahren Menschen geben, die mit dem Kauf einer besonderen Marke zeigen, dass sie es zu etwas gebracht haben. »Wir müssen unsere Marke sozialverträglich halten. Aber ich glaube einfach nicht, dass ein Auto jemals zu einem rein rationalen Produkt wird.«

Bernd Ostmann glaubt an den Diesel. Der Chefredakteur von *auto motor und sport (ams)* ist seit 30 Jahren als Fachjournalist ganz nah dran an der Industrie. Er mag schnelle Autos. Etwa wenn er, wie kürzlich, im Volkswagen-Team mit einem 300-PS-Golf beim 24-Stunden-Rennen auf dem Nürburgring Vollgas gibt. Der 56-jährige Schwabe hat den globalen Siegeszug der Autos made in Germany verfolgt, aber er kennt auch die Sorgen der Autobauer. »Wenn 120 Gramm CO₂ pro Kilometer für jedes Auto gelten sollte, ist ein Großteil der deutschen Automobilindustrie tot«, sagt er über die Klimachutzpläne aus Brüssel. Schließlich hätten sich Mercedes, BMW, Audi oder Porsche vor allem bei großen und leistungsstarken Fahrzeugen eine Vormachtstellung erkämpft, während sich ausländische Rivalen wie Renault, Peugeot oder Fiat – auch mangels Erfolg in der Oberklasse – auf kleinere Fahrzeuge konzentriert hätten. Doch war es nicht zuletzt die Autobombillerei, die mit ihren Vergleichstests

den PS-Wettlauf der deutschen Marken vorange-
trieben hat?

»Der Kunde kauft die Autos, der Kunde entscheidet«, sagt Ostmann. »Es gibt eine Klientel, die diese Topmotorisierungen haben will.« Und: Das Drei-Liter-Verbrauchsauto von VW, der Lupo 3L TDI, und andere Ökodelle der deutschen Hersteller, verkaufen sich nicht. »Motto: Mein Nachbar soll das Drei-Liter-Auto kaufen, ich will eins mit 250 PS.« Vielfach sei die Forderung nach Ökoautos also verlogen, schimpft Ostmann. Natürlich habe *auto motor und sport* mit 500 000 Exemplaren Auflage und rund drei Millionen Lesern Einfluss auf die Hersteller. »Wenn wir etwa bei einem Test eine mangelhafte Bremsleistung feststellen, dann bessern die nach. Auch wenn das viel Geld kostet.«

Seit Jahrzehnten das gleiche Spiel. Wenn BMW, Audi oder Mercedes ein neues Modell vorstellen, dann muss sich das sogleich in *auto motor und sport*, *Auto Bild* und Co dem Vergleichstest stellen. Und wehe, der Neuling wird als Liebling »dynamisch« und »agil« bewertet, wie die Werbingsvokabeln der Profiteure lauten. Eine Katastrophe gar, wenn der Neuling den Test verliert. »Dann ist in Stuttgart, München oder Ingolstadt Feuer unterm Dach«, erzählt ein altgedienter Automanager.

Eine Kombination aus Fahreigenschaften, Komfort und Fahrleistungen sei die Basis für die Beurteilung eines Automodells, sagt Ostmann, »aber auch der Verbrauch geht stark in die Testkriterien ein«. Gleichwohl ist der CO₂-Ausstoß einer Mercedes S-Klasse mit zwölf Zylindern, der fast viermal so hoch liegt wie beim CO₂-Weltmeister Smart Diesel (88 Gramm/Kilometer), für den Chefredakteur kein Grund, dem Auto die Topbewertung von fünf Sternen zu versagen. »Das muss man immer im jeweiligen Klassenumfeld betrachten«, sagt Ostmann. Aber auch mit Kritik werde nicht gespart, etwa weil die deutschen Hersteller das Hybrid-Thema verschlafen hätten. Ostmann: »Vielleicht wird sich für die Stadt ja das Elektroauto durchsetzen, aber für lange Strecken ist sicherlich der saubere Diesel der vernünftigere Antrieb.«

»Ziel Friedrich hält 120 Gramm für machbar.« »Das geht«, sagt der Abteilungsleiter Verkehr und Lärm beim Dessauer Umweltsundeamt (UBA). Für einen Hersteller wie Volkswagen wäre das bis 2012 zu schaffen. Zwischen zwei Vorträgen ist der 59-jährige Ingenieur in eine Berliner Kneipe gekommen, mit dem Fahrrad. »Das spart Zeit.« Dieser freundliche Herr im bunten Ringpulli ist also das Schreckgespenst der deutschen Autobosse, als deren »Nervtöter« (*aggrdfly*) titulierte ihn gerade das *Wall Street Journal*. Friedrich wertet das als Ehrenbezeichnung. Seit mehr als zwanzig Jahren treibt er die Konzerne vor sich her: beim unverbleibten Benzin, Katalysator, Rußpartikelfilter. Überzeugungsstärker? »Nein«, sagt er, »ich bin halt übermäßig neugierig.« Gerade ist er dabei, die Autoteule mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. An einem VW Golf macht er das angeblich Unmögliche möglich. Mit einem CO₂-Wert von 172 Gramm pro Kilometer kam der 170 PS starke Golf TSI aus Wolfsburg. Einen »hoch modernen aufgeladenen 1,4-Liter-Motor hat der schon serienmäßige«, lobt Friedrich. »In der Hochtechnologie ist die deutsche Industrie stark.«

Mit Geld, das er dem Umweltministerium abgeluchst hat, baut ein Team der renommierten Ingenieurschmiede RWTH in Aachen unter seiner Regie den Golf auf 120 Gramm CO₂ pro Kilometer um. »Wir verwenden dabei nur Teile, die es bereits gibt«, sagt Friedrich. So bekam der Golf spritsparende Leichtlaufreifen (»billiger als Serienpneus«) und eine längere Hinterachsübersetzung. Sportsitze und eine Motorhaube aus Karbon sparen Gewicht. Ein Start-Stopp-Generator vermeidet verbrauchtreibenden Leerlaufbetrieb. Bremsenergie wird zurückgewonnen. Minikameras anstelle von Rückspiegeln senken den Luftwiderstand. Ergebnis:

120 Gramm. »Wir schlagen einfache Maßnahmen vor, keine teuren Neuentwicklungen«, betont Friedrich. In der Großserie kostete das gesamte Paket »höchstens 500 Euro mehr«. Lahmes Ökoauto? »Die 170 PS sind immer noch da« – nur brauche der TSI jetzt vielleicht neun statt sieben Sekunden von null auf hundert. Auf der IAA wird der fertige UBA-Golf auf dem Stand der RWTH zu sehen sein. Friedrichs Botschaft: »Man muss keine teuren neuen Modelle entwickeln, wie es die Industrie immer behauptet. Da wird viel gelogen.« Die Hersteller müssten nur in ihre Regale greifen. Aber warum tun sie es nicht? »Im Ernst, ich weiß es nicht«, sagt der streitbare UBA-Mann.

Heinz van Deelen fordert neue Mythen. Leger mit offenem Hemdkragen sitzt der 50-Jährige in seiner Münchner Büroetage. Das Vierzylinder-Hochhaus von BMW ist nicht weit. Dort und bei VW in Wolfsburg hat der Diplom-Psychologe und promovierte Diplom-Kaufmann 15 Jahre gearbeitet. Bereichsleiter war er jeweils, bis er sich im Jahr 2000 mit der Beratungsfirma Consline AG selbstständig machte. Van

Deelen weiß, wie Automanager ticken. »Vielleicht kann die Industrie ja noch zehn Jahre so weitermachen«, aber sie müsse irgendwann auf den Wertwandel reagieren. Seine Exkollegen sollten es »als Warnzeichen nehmen, dass sich die deutschen Autokäufer schon sehr umweltbewusst verhalten«.

Ölkrise, Waldsterben – vieles habe die Branche überstanden, aber Klimawandel verbunden mit Ölknapptheit werde wohl Thema bleiben. Billigautos seien kein Ausweg: »Die deutsche Industrie braucht weiter Premium und hochwertige Modelle, um sich von der Konkurrenz abzuheben.« Das Image werde auch weiterhin kaufentscheidend sein, ein Auto sei eben ein *»sexy product«*, das – anders als die Luxusküche oder die Audioanlage – vor der Tür stehe. Der Mythos der deutschen Automarken baue heute stark auf überlegene Motor- und Fahrleistung. »Es geht um neue Mythen«, sagt van Deelen. Tolle Innenausstattung, maximale Flexibilität könnten Elemente sein.

Da stelle VW den sparsamen VW Passat Blue Motion groß raus, und fast gleichzeitig werde der R 36, der sportlichste Passat aller Zeiten mit 300 PS, präsenti-

tiert. »Das sind 285 Prozent mehr Leistung als beim Blue Motion mit 105 PS.« Beispiel BMW: In der 3er-Reihe finde sich an einem Ende der 318d mit 122 PS, am anderen die M-Version mit V8-Motor und 420 PS. »Ein Wahnsinn!«, findet van Deelen. Das führe dazu, weiß der ehemalige Projektleiter beim New Mini, dass die Grundstruktur und viele Teile der gesamten Baureihe auf die Topversion ausgelegt werden müssen. »Ein Scheibenwischer-System wiegt um die zehn Kilogramm, nur damit es 250 Kilometer in der Stunde aushält.«

Es war im Jahr 1994, da arbeitete van Deelen für den damaligen BMW-Chefentwickler Wolfgang Reitzle eine Projektskizze aus: ein Auto mit vier bequemen Sitzen, dem Platz eines 5er Touring, der Sicherheit eines 7ers und dem Verbrauch eines Diesels der 3er Reihe, Höchsttempo: 180 Kilometer je Stunde. So ein Auto hätte auch heute eine gigantische Signalwirkung, behauptet van Deelen: »Dann wären alle anderen in Zugzwang.« Das Auto wurde nie gebaut.

🖱 Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/auto

otos: Audi; VW; DaimlerChrysler (2); Porsche, BMW

Der neue Bertels-Mann

Erst hat niemand mit ihm gerechnet. Dann kam keiner mehr an ihm vorbei. Wie der Handwerkersohn Hartmut Ostrowski in die deutsche Wirtschaftselite aufstieg. Bald wird er Vorstandschef von Europas größtem Medienkonzern **VON GÖTZ HAMANN**



Foto (M.) Jörg Singer/avato AG

HARTMUT OSTROWSKI hat vor 25 Jahren bei Bertelsmann angefangen

Wenn Hartmut Ostrowski ins Büro kommt, liegen zwei Dokumentenstapel auf dem Tisch. Der eine Stapel ist Routine. Ostrowski kennt ihn in- und auswendig. Tägliches Geschäft eben.

Spannend ist der andere Stapel. Denn er enthält in stiller Kopie, was der Vorstandschef von Bertelsmann, Gunter Thielen, gerade bearbeitet. Je mehr Ostrowski dabei erfährt, umso eiserner wird er schweigen. Niemand soll denken, er könne nicht warten, bis er seinen alten Mentor ablöst. Vor allem, da Thielen die letzten Monate an der Spitze so sichtlich genießt. Es ist eine heikle Zeit.

Im kommenden Jahr wird Hartmut Ostrowski, der Sohn eines Handwerkers, endgültig übernehmen. Dann ist er oben. Gemessen an Umsatz (19,3 Milliarden Euro im Jahr 2006) und Mitarbeitern (101 000), gehört Bertelsmann zu den Großen in Deutschland, und darüber hinaus ist das Unternehmen Europas führender Medienkonzern.

Weil er ahnt, was auf ihn zukommt, hat Ostrowski in seinem Urlaub auf Mallorca bewusster

innegehalten als sonst. Er besitzt dort ein Haus, und am nahen Hafen, auf der einen Seite das Meer, auf der anderen eine sandsteinrote Steilküste, liegt einer seiner Lieblingsorte: eine kleine Bar. Da schenkt man den Weißwein von Macià Batle aus, den er so liebt, und an einem seiner Urlaubstage hat sich Ostrowski im Obergeschoss an einen der Holztische gesetzt. Er ist ein großer, etwas bulliger Mann von 49 Jahren, und damit jedem, auch ihm selbst, klar ist, dass er vorher und hinterher freihat, trägt er Turnschuhe und Jeans, ein Polohemd und darüber einen schwarzen Pullover.

Kritiker, die sich nicht offen äußern, bezeichnen Ostrowski als »bodenständig« und benutzen das Wort als Gegensatz zu »global«, »multimedial« und »elitetauglich«. Der so Geschmähte hat es lange Zeit schweigend hingenommen. Bis zu diesem Tag auf Mallorca. Dort stellt er sich erstmals der Frage, wer er eigentlich ist, und beginnt mit einem schlichten Satz: »Ich bin halt nicht derjenige, von dem man erwartet, ein Medienunternehmen dieser Größe zu führen.« Dann lächelt er entspannt.

Wie es am Stadtrand von Bielefeld zugeht, als Ostrowski noch jung war, können alte Freunde erzählen. Noch genauer zeigt es allerdings eine Dokumentation, die tief in den Archiven des ZDF lagert. Sie stammt aus dem Jahr 1977 und handelt vom Fußballverein TuS Dornberg, für den Ostrowski in jener Zeit spielte. Fußball bedeutet ihm bis heute viel, und deshalb zeigt die Dokumentation einen entscheidenden Ausschnitt aus seinem Leben.

Nass ist es damals gewesen. Triefnass. Oft hat der Regen dort, wo auf dem Stadtplan ein Fußballplatz eingezeichnet war, nur eine gigantische, von Inseln durchbrochene Lache hinterlassen. Doch für die Spieler des TuS Dornberg waren das keine unzumutbaren Trainingsbedingungen. Die Erste Mannschaft glitscht in der Dokumentation im fahlen Flutlicht durchs Wasser. Vom Ball ist nur eine schwarze Scheibe zu sehen, von den Spielern bloß ein Schattenriss, und doch ist verbürgt: Hartmut Ostrowski war dabei. Sein damaliger Mannschaftskapitän Hartmut Freese lebt noch heute in Bielefeld und

handelt dort mit Autos. Über den Ostrowski von damals sagt Freese: »Der Hartmut hat von seiner Dynamik gelebt.« Er sei ein richtiger Brecher gewesen und wurde in der Landesliga mehrfach zum Torschützenkönig.

Ebenso intensiv wie auf dem Platz spielte sich das Vereinsleben in einer Kneipe ab. Auch das ist auf der Kassette zu sehen. In der Horskotte redeten die Spieler übers nächste oder übers vergangene Spiel, über Fußball – oder über Fußball. Unter ihnen waren schlichte Gemüter, die nicht einmal nüchtern einen geraden Satz herausbekamen. Aber sie hielten zusammen. Und hin und wieder ging einer um die lange Tafel, schlang seinen Arm liebevoll um den Kopf des einen oder anderen Mitspielers und tröstete die Kameraden mit einem Schluck aus der Schnapsflasche über bittere Niederlagen hinweg.

Ostrowski sagt, ihm habe »der Sport in diesem Verein viel gegeben«. Er lernte die Gemeinschaft schätzen. Und wurde ein Teil von ihr. Noch heute steht er dort am Spielfeldrand, arbeitet im Vereinsvorstand und hilft mit privaten Spenden. Dafür bekommt er etwas zurück, was er sich nicht kaufen könnte. Bielefeld ist sein privater Rückzugsraum. Da mag er Einkommensmillionär geworden sein, ein Motorboot vor Mallorca besitzen und Wohnungen sammeln wie andere Leute Briefmarken. Beim TuS Dornberg schöpft er Kraft.

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, wie sehr der Manager die Normalität genießt und auch braucht, dann hat er ihn am Tag seiner Ernennung im vergangenen Januar geliefert. Nachdem er in Berlin dem aus aller Welt angereisten Bertelsmann-Management als künftige Nummer eins präsentiert worden war, ließ er sich zu einer Imbissbude fahren. Dort ließ Ostrowski den künftigen Vorstandschef für einen Moment im Fond zurück – und bestellte zur Entspannung eine Currywurst.

Er steht dazu.

Doch was die meisten Menschen normal nennen würden, macht Hartmut Ostrowski unter den Chefs der 100 größten deutschen Unternehmen zur Ausnahmeerscheinung. Denn im Gegensatz zu ihm stammen die meisten Spitzenmanager – etwa 85 Prozent – aus großbürgerlichem Milieu und Akademikerfamilien. »Dieser Wert ist seit Jahrzehnten stabil«, sagt Eliteforscher Michael Hartmann von der Technischen Universität Darmstadt. »Die ungleichen Aufstiegschancen haben nichts mit Leistung zu tun. Vielmehr ist es so, dass bei der Vergabe von Spitzenposten das Auftreten eines Managers mitentscheidend ist. Sein Habitus.« Wer als Kind und Jugendlicher in eher einfachen Verhältnissen aufgewachsen sei, der könne das nicht einfach ablegen. »De facto ist es ein Hindernis, wenn man in die Manager-Elite will. Und: Diese Aufsteiger fallen schneller und tiefer«, fasst Hartmann seine Forschungsergebnisse zusammen.

Auch Ostrowski kann der Frage nicht ausweichen, ob er das Format besitzt, in das Spitzenmanager heute passen müssen. Auch wenn in offiziellen Gesprächen nie die Rede davon ist, hat er mit schleichenden Ressentiments zu kämpfen. Jenseits der Kameras und Mikrofone schwelt es. Wo Medienmanager und Journalisten zusammenkommen, heißt es regelmäßig: Ist der vor allem deshalb zum Chef gekürt worden, weil er ebenso bodenständig ist wie die Eignerfamilie Mohr? Gehört er wirklich zur Wirtschaftselite?

»Diese Bodenständigkeit, ich sage Ihnen, ich werde vollkommen unterschätzt. Das ist etwas, was viele Leute nicht verstehen.« Es ist sein empfindlicher Punkt, das will Ostrowski gar nicht verbergen, zutiefst überzeugt davon, dass nicht er ein Problem hat, sondern andere eins haben. »So tolerant muss die Gesellschaft schon sein, dass jeder in seinem Privatleben machen kann, was er für richtig hält«, sagt der Manager und weiß gleichzeitig, dass es so einfach nicht ist. Auch deshalb versuchte er es auf der jüngsten Bilanzpressekonferenz von Bertelsmann mit Selbstironie. Da ließ er ein Kochbuch mit dem Titel verteilen: *Hausmannskost für Feinschmecker*.

Dass sein Privatleben und seine Herkunft schlecht für die berufliche Vernetzung seien, könne er nicht erkennen, kontert Ostrowski weiter. Regelmäßig sei er zu kleinen Runden geladen, mal sitze er am Tisch mit August Oetker, dem Chef des gleichnamigen Lebensmittelkonzerns, mal mit Wulf Bernotat, dem Chef des Energieriesen E.ON, oder mit Bundesfinanzminister Peer Steinbrück. Noch größer sei sein internationales Netzwerk. Es bestehe aus »Managern von Microsoft! Google! Und Männern wie Vittorio Colao«, der Europachef des weltgrößten Mobilfunkkonzerns Vodafone ist. Eliteforscher Eugen Buß von der Universität Hohenheim bei Stuttgart sagt dazu, »die internationale Vernetzung ist typisch für die jüngeren Topleute. Hier spiegelt sich das Verschwinden der Deutschland AG wider.«

Der Kritik an seinem Auftreten begegnet Hartmut Ostrowski mit mehr Verständnis. Er empfindet es offenbar selbst als Handicap. In der Öffentlichkeit hat er über Jahre vor allem eines getan: geschwiegen. Ein Grund dafür ist, dass er im Wettrennen an die Konzernspitze nicht als eitel gelten wollte, weil eitel zu sein bei Bertelsmann als Todsünde des Managers gewertet wird. Aber das ist es nicht allein. Ostrowski liegt der öffentliche Auftritt nicht sonderlich.

Selbst Momente, in denen er seine Erfolge hätte feiern können – und aus Respekt vor seinen Mitarbeitern sogar hätte feiern müssen –, ließ er verstreichen. Vollkommen abwesend konnte er wirken, wenn er etwa das Geschäftsergebnis von Arvato, seiner Sparte, verlas. So, als sei er schon beim nächsten Geschäft, der nächsten Sitzung, jedenfalls anderweitig beschäftigt. »Ja, ich weiß, das ist vorgekommen«, sagt Ostrowski nachdenklich. So achtlos zu sein, das soll ihm, das darf ihm künftig nicht mehr passieren, und jene im Konzern, die viel von ihm halten, heben hervor, wie überzeugend Ostrowskis jüngster Auftritt vor Bertelsmann-Managern gewesen sei.

Das muss ihm tatsächlich weiter gelingen, zumal in einem Medienkonzern. Bertelsmann unterhält die Massen. Handelt mit dem Ruhm seiner Stars. Lebt vom Spektakel. Die Mitarbeiter sollen alles daransetzen, ein Millionenpublikum die Tristesse des Alltags vergessen zu machen, und da muss man dem Chef abnehmen können, dass er den Umgang mit der Öffentlichkeit versteht. Der Kommunikationsberater Olaf Arndt sagt, dass ein Vorstandschef zwar kein Showtalent brauche, aber seine öffentliche Rolle annehmen müsse: »Er ist der oberste Repräsentant seines Unternehmens. Er muss öffentliche Kommunikation als wesentlichen Teil seiner Aufgaben begreifen und sich offensiv um alle Stakeholder, alle Bezugsgruppen seines Unternehmens, kümmern: Mitarbeiter, Kunden, Politik, Gesellschaft und Finanzmärkte. Sonst schadet er langfristig seinem Unternehmen.«

Er werde »wachsen und eine Menge lernen müssen«, sagt Ostrowski abschließend, aber er sei »reif dafür«. Dass er die Zeit dazu bekommt, davon ist er überzeugt. Nicht zu übersehen sind seine Stärken: Fast aus dem Nichts hat er für Bertelsmann einen Milliardenmarkt erschlossen, wobei die von ihm geführte Arvato kein Mediengeschäft im engeren Sinn betreibt. Die rund 50 000 Mitarbeiter erbringen vor allem industrielle Dienstleistungen.

– Die Lufthansa lässt von Arvato eines der größten Programme zur Kundenbindung in Deutschland organisieren – Miles & More.

– Für die Internetsuchmaschine Google rechnet Arvato 60 Prozent der Umsätze in Europa ab.

– Microsoft, der größte Softwarekonzern der Welt, hat Arvato beauftragt, in Deutschland die gesamte Software auszuliefern.

– Und Arvato ist der größte Betreiber von Callcentern im Land.

Gegenwärtig macht Ostrowskis Dienstleistungsbereich mehr Umsatz als das traditionelle Druckgeschäft, es ist größer als der Buchclub und die Buchverlage, die Umsätze sind so hoch wie die mit Musik und bald so hoch wie die mit Zeitschriften.



DRUCKEREI und Buchclub waren die Keimzellen des Konzerns (rechts die Zentrale). Heute dominieren Fernsehen (RTL) und industrielle Dienstleistungen

Alle Sparten, die Bertelsmann vor 15 Jahren ausmachten, hat Ostrowski hinter sich gelassen oder eingeholt, nur das Fernsehgeschäft ist noch ein Stück voraus. Dieser immense Bedeutungsgewinn ist gelungen, weil zwei von Ostrowskis Talenten wirklich außergewöhnlich sind: sein Geschäftssinn und seine Führungskraft.

Angefangen hat er am äußersten Rand des Konzerns, bei Bertelsmann Distribution. Dort bekam Ostrowski einen Job als Assistent eines Geschäftsführers, der mit ein paar Hundert Mitarbeitern die Bücher und CDs für den Bertelsmann Buchclub verschickte. Heute ist dieses Geschäft ein Teil von Arvato, und wenn Ostrowski die Anfänge beschreibt, dann formt er mit Daumen und Zeigefinger einen kleinen Kreis: So ein Klecks war die Bertelsmann Distribution.

Der Bereich hatte dazu noch einen fürchterlich miesen Ruf, und der damalige Vorstandschef Mark Wössner soll den Mitarbeitern in einem legendären Ausbruch zugerufen haben: »Ihr seid schlecht. Eure Kunden sind unzufrieden. Ihr bietet einen unterirdischen Service. Ihr erwirtschaftet noch nicht einmal eure Gewinnbeteiligung. Ihr müsst eigentlich grüßen, wenn ihr an der Konzernzentrale und den Druckereien vorbeifahrt, weil die Leute da das Geld für euch verdienen.« Natürlich ist das nicht wörtlich überliefert.

Medienmacht	
Bertelsmann-Kennzahlen aus dem ersten Halbjahr 2007. In Klammern: Vergleich zum ersten Halbjahr 2006	
Umsatz:	9,0 Mrd. Euro (– 2,0 %)
↳ davon Arvato	2,2 Mrd. Euro (+ 1,9 %)
Gewinn*:	714 Mio. Euro (+ 2,0 %)
↳ davon Arvato	101 Mio. Euro (+ 5,0 %)
*operativer Gewinn vor Steuern und Sondereinflüssen	
ZEIT-Grafik/Quelle: Unternehmensangaben	

Aber mehrere Mitarbeiter erinnern sich an diesen Auftritt, und Ostrowski sagt: »Wössner hatte damals sicher recht.« Die Motivation war gering, die Chefs wechselten in kurzer Folge, und wer länger in »Sibirien« hinter der Autobahn gearbeitet hatte, konnte eigentlich nicht mehr auf eine steile Karriere anderswo im Konzern hoffen.

Auch Ostrowski hat Bertelsmann damals für ein paar Jahre verlassen und für die US-Bank Security Pacific in Frankfurt gearbeitet. Aber im Jahr 1990 kehrte er nach »Sibirien« zurück. Denn er erkannte, anders als jeder andere im Konzern, die Chance, die im industriellen Dienstleistungsgeschäft lag.

Wenige Wochen nach seiner Rückkehr setzt sich Ostrowski im Mai 1990 hin und schreibt übers Wochenende ein »20-Seiten-Papier«, das »zwölf Punkte« enthält. »Aus heutiger Sicht war mein Konzept visionär. Aber damals habe ich es nicht als Vision betrachtet«, sagt er und ergänzt salopp: »Vision ist eigentlich ein dämliches Wort. Ich rede lieber von Arbeitsplänen.« Und so schuferte er, bis die Arvato von heute dem Arbeitsplan von damals ziemlich nahekam. Systematisch erweiterte er die angebotenen Dienstleistungen und stieß in neue Märkte und neue Länder vor.

Sein 12-Punkte-Papier lieferte auch die Blaupause dafür, wie Bertelsmann mehr Geld verdienen konnte als andere. Es ist, wenn man so will, das Geschäftsgeheimnis, und Ostrowski hat es von Security Pacific mitgebracht: Dort hatte er gesehen, wie man komplexe Gebührenstrukturen entwickelt – und übertrug es auf Bertelsmann. Von da an bekam jeder Kunde auf ihn zugeschnittene Konditionen, und das kam gut an im Vergleich zur sonstigen Standardbehandlung. Doch es war andererseits nicht sehr trans-

parent und bescherte Arvato auch deshalb einen Riesenerfolg. So wurde aus einem Konzernfortsatz, dessen Umsatz am Anfang der neunziger Jahre vielleicht 100 Millionen Euro betrug, eines der wichtigsten Geschäfte mit Einnahmen von zuletzt 2,2 Milliarden Euro.

Ostrowski hätte das nicht geschafft, wenn er nicht gelernt hätte zu führen. Seine erste Abteilung übernahm er bereits mit Mitte zwanzig, da war er zwei Jahre im Konzern. Nur hatte, was er dann tat, nichts mit den Idealen zu tun, die Firmenpatriarch Reinhard Mohn ausgegeben hatte: Führen heiße dienen, führen verlange »Sensibilität, Aufrichtigkeit, Fairness und Liebe zum Menschen«.

»Anfangs, zu Beginn der achtziger Jahre, habe ich als junger Manager bei der Führung von Mitarbeitern jämmerlich versagt«, erzählt Ostrowski. »Ich wollte zu viel auf einmal.« Etwa fünfzig Frauen sollten damals für ihn arbeiten, von denen viele seine Mutter hätten sein können. »Sie waren überwiegend Zweitverdienerinnen, Steuerklasse fünf, also schwer zu motivieren, mehr zu arbeiten. In der Regel war ihr Ziel, um drei oder vier Uhr zu Hause zu sein, damit, wenn der Mann um sechs kam, der Haushalt fertig war.« Mit den ersten verdarb er es sich, indem er sie fragte, warum sie so lange am Kopierer stehen und Kaffee trinken. Dann habe er festgestellt, dass es notwendig sein würde, einen Teil der Frauen zu entlassen. Den Betroffenen teilte er das ruppig mit – und ohne es vorher mit dem Betriebsrat besprochen zu haben. »Da kam der damalige Betriebsratschef in mein Büro und hat mich zwei Stunden lang angebrüllt«, erinnert sich Ostrowski. Das habe er nie vergessen, denn dem Betriebsrat sei es nicht so sehr darum gegangen, was er getan habe, sondern wie er es getan habe.

Heute bekommt Ostrowski bei der traditionellen Mitarbeiterbefragung gute Noten. Seine Mitarbeiter schätzen ihn, was nicht heißt, dass er ein sanfter Mann geworden ist. In ihm steckt immer noch ein Rest des alten Raubeins, und manche empfinden als grob, was andere als geradlinig und direkt beschreiben. Wer bei ihm nicht schnell auf den Punkt kommt, den treibt er dorthin. »Manchmal braucht er nur ein paar Sätze, um ein Thema abzuhandeln. Er arbeitet einfach in einer wahnsinnigen Geschwindigkeit«, sagt Rolf Buch, der sein Nachfolger an der Arvato-Spitze wird.

Burkhard Schwenker, der Chef der Unternehmensberatung Roland Berger, preist den künftigen Bertelsmann-Boss für diese Charakterzüge. Die beiden eilten in den siebziger Jahren gemeinsam durchs BWL-Studium in Bielefeld. Befreundet waren sie nicht, aber sie kannten sich als studentische Hilfskräfte und hatten ihr Büro auf demselben Flur. Der Chefberater sagt: »Hartmut Ostrowski geht keinem Konflikt aus dem Weg, verstellt sich nicht und ist nicht nachtragend.« Dann fügt er hinzu: »Insofern ist er auf eine positive Art unpolitisch geblieben.« Das ist als besonderes Kompliment gemeint. Denn wenn ein Manager über einen anderen sagt, dieser sei »politisch«, dann steckt darin auch: Der taktiert, intrigiert vielleicht sogar und ist nur so lange verlässlich, wie es ihm nützt. Ostrowski habe nichts von alledem, so Schwenker.

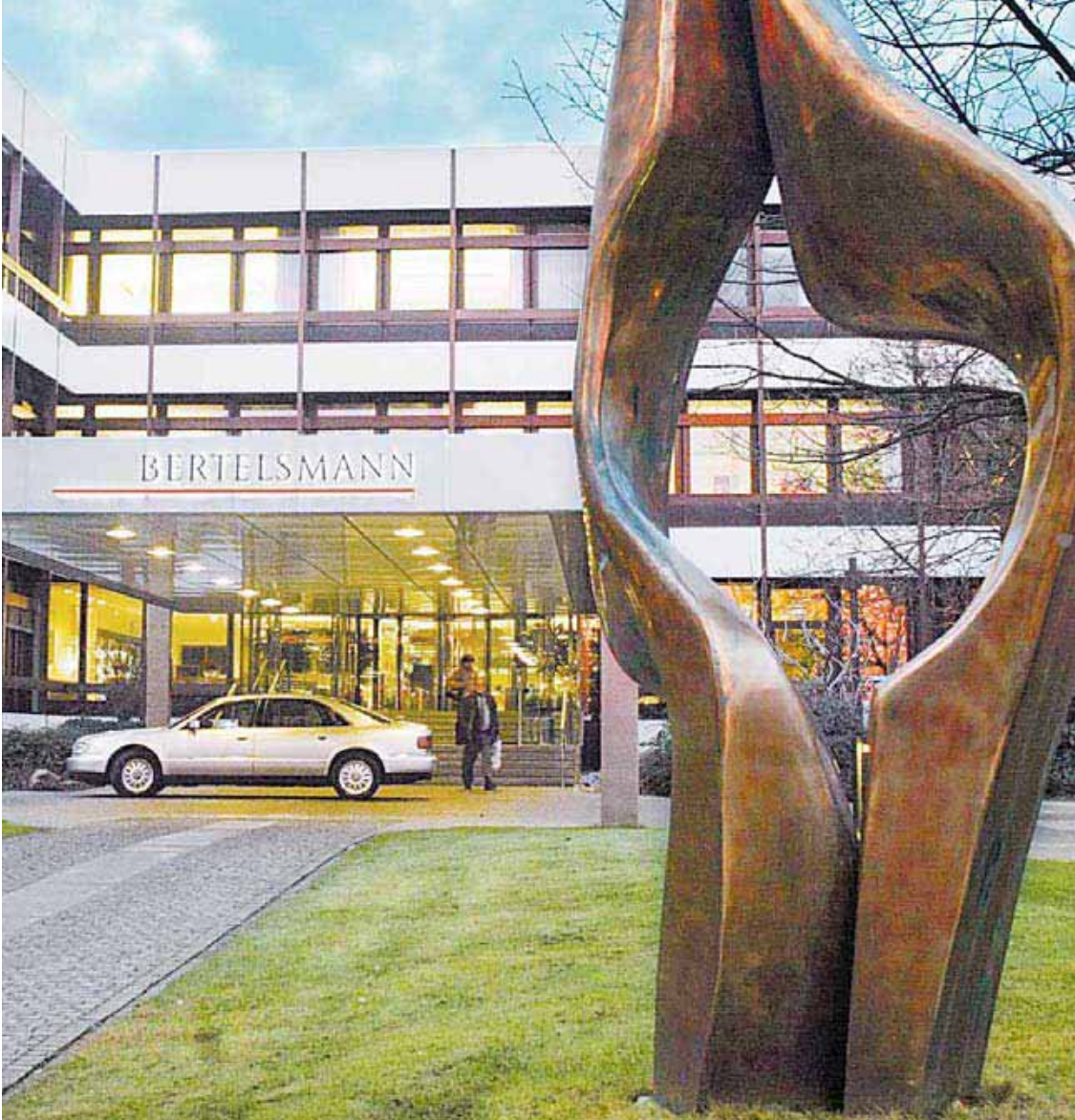
Vertrauen im Job entsteht bei Ostrowski durch Leistung – und durch Offenheit. So schildern es derzeitige und frühere Mitarbeiter. Wer geradeheraus sage, was schiefgelaufen sei, dem verzeihe Ostrowski schnell, heißt es. Und er selbst habe kein Problem damit, sich zu entschuldigen, wenn er danebengelegen habe.

Freundschaft hingegen ist in seinem Führungsstil keine entscheidende Größe. Vor Kurzem erst hat Ostrowski einen der wenigen Freunde entlassen, die in seinem Umfeld gearbeitet haben, und an anderer Stelle jemanden befördert, von dem er weiß, dass dieser ihn nicht schätzt – dessen Leistung aber stimmt. Auch Rolf Buch, der künftig Arvato führen wird, ist keine Ausnahme. Buch erzählt, dass Ostrowski und er pri-

vat Abstand voneinander halten, obwohl sie seit fast zwanzig Jahren eng zusammenarbeiten. Stoisch und tolerant zugleich, so ist Ostrowski – wenn die Leistung stimmt. »Es geht immer darum, die Stärken zu stärken und an den Schwächen zu arbeiten«, sagt er schlicht. Diese analytisch-pragmatische Art lässt einerseits viel zu, aber andererseits auch wenig an den Mann heran.

Für Ostrowski hat sich am Ende erfüllt, was der Bertelsmann-Patriarch Reinhard Mohn in vielen Büchern und Reden beschwor. Auf die Leistung kam es an. Ostrowski handelte stets wie ein Unternehmer, obwohl er ein angestellter Manager ist, und wurde für seinen Erfolg mit Aufstieg belohnt. Er erlebte, dass Leistung bei Bertelsmann mehr zählt als in vielen anderen deutschen Konzernen, wie die Statistik über Herkunft und Karrieremuster in der Wirtschaftselite belegt.

Schon als er sich als junger Mann bei Bertelsmann bewarb, »hieß es in der Anzeige nur: Unternehmertalente gesucht. Und im ersten Gespräch erzählten sie mir, dass man schnell Verantwortung übernehmen könne«, erinnert er sich. Tatsächlich geschah genau das, dafür sorgte sein Mentor, der derzeitige Vorstandsvorsitzende Gunter Thielen. Im Gegenzug erhält die Familie Mohn, 25 Jahre nachdem Ostrowski bei Bertelsmann anfang, die maximale Rendite für ihr Versprechen: den nächsten Vorstandschef.



Fotos [M]: arvato AG [L]: Bernd Thissen/dpa [R]

»Ostrowski ist ein exzellenter Unternehmer«, schwärmt Christoph Mohn. Der Junior sitzt im Aufsichtsrat des Konzerns. Oft wurde ihm nachgesagt, er wolle am liebsten selbst an die Spitze des Konzerns rücken. Aber Mohn sagt: »Viel besser, als Ostrowski seinen Bereich geführt hat, kann man es nicht machen.«

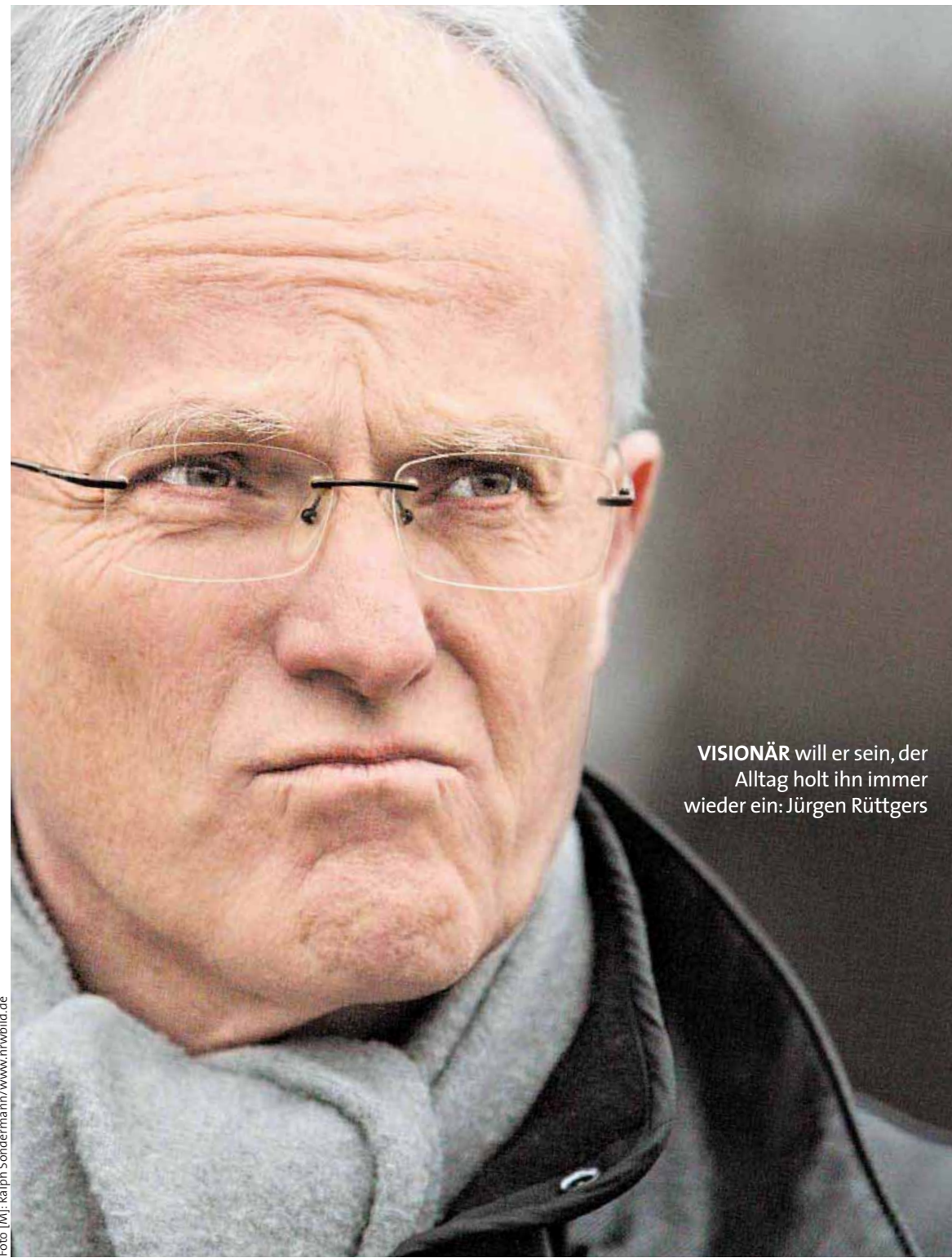
Was die anderen Vorstände erwartet, darüber schweigt Ostrowski. Aber er hat mit jedem schon ausführlich gesprochen. In Umrissen ist ohnehin klar, worauf sie sich einstellen müssen: Der neue Vorstandschef versteht vom Fernsehen viel weniger als von Logistik und Callcentern, hat sich aber seit Jahren systematisch in das traditionelle Mediengeschäft eingearbeitet.

Zentrales Thema war zwangsläufig die Digitalisierung, die den gesamten Konzern durchschüttelt. Als Erstes traf es die Musik, Milliarden Raubkopien kursieren heute im Internet, und damit sind auch die CD-Presswerke bedroht. Onlineunterhaltungsangebote nehmen den Zeitschriften einen Teil der Werbung, dem Buchclub die Leser und damit den Druckereien die Aufträge. Fernsehen bekommt neue Onlinekonkurrenz. Über all das hat sich Ostrowski seit Jahren mit Johannes Mohn ausgetauscht, dem ältesten Sohn des Firmenpatriarchen, der im Konzern die Aufgabe hat, Technologietrends aufzuspüren.

Weil oft nur noch Zukäufe die Verluste überdecken halfen, die durch die Digitalisierung entstanden, müssen der Chef der Musiksparte, Rolf Schmidt-Holtz, sowie Vorstand Bernd Kundrun (Zeitschriften) mit intensiven Debatten rechnen. Ein anderer hat schon den Rückzug angetreten: Ewald Walgenbach wird beim Finanzinvestor BC Partners anfangen. Dass der frühere Konkurrent von Ostrowski um die Konzernspitze geht, ist nur konsequent, während sein Nachlass, die von ihm geführte Direct Group (Buchclubs), zerschlagen und im Konzern verteilt wird.

Ein ähnlich sichtbares Zeichen zu setzen, sobald er den Vorstandsvorsitz übernommen hat, das will sich Hartmut Ostrowski versagen. Kürzlich habe er das Buch *Die Torheit der Regierenden* von Barbara Tuchman gelesen. Es handle zwar von politischen Fehlern, von Troja bis Vietnam, aber die Essenz des Buches sei auch auf die Wirtschaftselite übertragbar: »Mächtige straucheln, weil sie größenwahnsinnig geworden sind oder weil sie nicht begriffen haben, dass man nur langsame Schritte machen kann.« Außerdem seien die Folgen einer Entscheidung von Hierarchiestufe zu Hierarchiestufe in immer längeren Zeiträumen zu messen.

Ostrowski leitet daraus für seinen Job an der Konzernspitze ab: »Egal, was ich tue: Sie müssen bis zu fünf Jahre warten, bis Sie endgültig sehen, ob es auch wirklich der richtige Weg war.«



VISIONÄR will er sein, der Alltag holt ihn immer wieder ein: Jürgen Rüttgers

Foto [M] Ralph Sonderrmann/www.mrwild.de

Es hakt an allen Ecken

Verluste bei der WestLB und Angriffe des Lottounternehmers Faber: Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Jürgen Rüttgers hat derzeit viele Probleme **VON JUTTA HOFFRITZ**

Das hat Jürgen Rüttgers gerade noch gefehlt. In ganzseitigen Zeitungsanzeigen beschuldigt der Bochumer Lottovermittler Norman Faber den nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten, seine Firma zu vernichten. Hintergrund ist der geplante Glücksspielstaatsvertrag der Länder, den NRW mitbetreut. Weil das Bundesverfassungsgericht 2006 in seinem Sportwettenurteil forderte, das Spielegeschäft neu zu regeln, sollen Unternehmer wie Faber nun ab 2008 nur noch eingeschränkt arbeiten und nicht mehr werben dürfen. »Man will private Anbieter ausschalten, um das staatliche Lottomonopol zu erhalten«, schimpft Faber. Er sieht sein Unternehmen mit 500 Mitarbeitern (»gelebter Strukturwandel im Ruhrgebiet«) und bundesweit sogar rund 35 000 Jobs in Gefahr.

Mit Lotto hatte sich Rüttgers nach der Rückkehr aus der Sommerpause eigentlich nicht beschäftigen wollen. Knapp zweieinhalb Jahre nach seinem Wahlsieg in dem Land, das die SPD einst »Herzkammer der Sozialdemokratie« nannte, wollte der CDU-Mann eine erste Bilanz ziehen. Eine positive Bilanz. Rüttgers wollte Sanierungserfolge im Haushalt präsentieren, mit gesunkenen Arbeitslosenzahlen imponieren und sich bundesweit als Vordenker positionieren.

Rüttgers war ja schon mal Zukunftsminister, in der Regierung von Helmut Kohl. Aber auch

als Landespolitiker verspürt er öfter den Impuls, seinen Parteifreunden zu sagen, wo es langgeht. Er sagt dann Sätze wie: »Der Neoliberalismus ist rot, und das ist auch gut so.« Und damit das auch jenseits der Landesgrenzen ankommt, schreibt er hin und wieder ein Buch. Das jüngste, das Mitte des Monats erscheinen wird, heißt *Die Marktwirtschaft muss sozial bleiben*.

Jürgen Rüttgers hätte es leichter als Visionär, wären da nicht die Widrigkeiten der Tagespolitik. Doch neben dem Lottomann, der ihn als Arbeitsplatzvernichter kritisiert, gibt es auch noch den DGB, der mit Trommeln und Trillerpfeifen gegen seine Verwaltungs- und Mitbestimmungsreform demonstriert. Und dann ist da noch die WestLB-Krise, die gegenwärtig kulminiert und in Düsseldorf vermutlich bald zum Verlust vieler Bankjobs führt.

Das Problem WestLB hatte der Ministerpräsident schon fast als gelöst betrachtet – und zwar im typisch Rüttgersschen Sinne. Er wollte den Landesanteil an der Bank verkaufen und mit dem Erlös einen »Innovationsfonds« für Zukunftsindustrien gründen. Doch dazu kam er nicht. Kaum hatte sich das Institut von der letzten großen Schieflage 2004 erholt, gab es neuen Ärger. Wegen Fehlspekulationen im Eigenhandel ordnete die Finanzaufsicht BaFin im August einen Führungswechsel an. Rüttgers weile in diesen schicksalsschweren Wochen in seinem französischen Ferienhaus. Derweil präsentierten die Sparkassen, denen die Mehrheit an dem Institut gehört, nicht nur einen neuen Chef für die WestLB, sondern zusätzlich die Stuttgarter LBBW als Fusionspartner und Retter in der Not.

Aus dem Urlaub zurück, sah sich Rüttgers vor vollendete Tatsachen gestellt. Das mag er gar nicht. Doch wie kommt man vom Beifahrersitz ans Steuer? Indem man zwischendurch die Bremse zieht. So eilig sei es ihm nun auch wieder nicht mit dem Ausstieg des Landes bei dem Geldinstitut, stellte Rüttgers in seiner ersten Rede vor dem Parlament klar. Er warnte vor dem übereilten Ausverkauf. Erst müssten alle Alternativen geprüft werden, sagte er. »Wir lassen uns nicht unter Druck setzen.«

Rüttgers ist jemand, der bei Verhandlungen gern auf Zeit spielt und sein Gegenüber zappeln lässt, um die Dinge zu seinem Vorteil zu wenden. Das tut er manchmal durchaus mit Erfolg, wie etwa die Kohlegespräche zeigten. Schon im Wahlkampf hatte er Front gegen den Bergbau gemacht. Doch als dann der Ausstieg greifbar wurde, formulierte er immer neue Bedingungen. Nachdem sich der Kohlekonzern RAG mit der Politik in Berlin mühsam auf die Schließung der Schächte im Jahr 2018 geeinigt hatte, bestand der Ministerpräsident aus NRW plötzlich auf dem Jahr 2014. Der Erfolg des Manövers: Das Land wird tatsächlich nur bis zu diesem Zeitpunkt zahlen, in den Jahren danach übernimmt der Bund alle Subventionen.

Auch nach der Einigung fuhr Rüttgers mit dem Hakenschlagen fort, indem er den fest verabredeten Börsengang der RAG-Sparten Chemie, Energie und Immobilien in Zweifel zog. Dabei argumentierte er, ein Verkauf in Einzelteilen bringe mehr Geld zur Absicherung der Kohlealtlasten. Er konnte sogar einen ersten Kandidaten präsentieren: den Leverkusener Chemiekonzern Lanxess, der für die RAG-Sparte Degussa eine stolze Summe bot. Was Rüttgers übersah, war die Angst der Arbeitnehmer vor dieser Alternative. Wegen der Montanmitbestimmung, die bei der RAG gilt, hätten die Arbeitnehmer im schlimmsten Falle den gesamten Kohleausstieg platzen lassen können.

Um den Konsens nicht zu gefährden, machte man Rüttgers erneut Zugeständnisse. So übernimmt der Bund nun einen großen Teil der Altlasten und minimiert damit das finanzielle Risiko des Landes. »Das ist ein tolles Ergebnis!«, jubelte Rüttgers. Durch die Nachverhandlungen, so prognostizierte er, werde das Land insgesamt 1,55 Milliarden Euro sparen.

Der Bundesrechnungshof übte zwar heftig Kritik an dieser Lösung. Umso glücklicher ist man beim Bund der Steuerzahler in Nordrhein-Westfalen über alles, was zur Sanierung des Landes beiträgt. So lobt Finanzexperte Heiner Cloesges ausdrücklich, dass die Regierung Rüttgers schon »zum zweiten Mal einen Haushalt vorlegt, der verfassungskonform ist«. Unter den rot-grünen Vorgängern war das keine Selbstverständlichkeit. Seit dem Jahr 2000 borgte das Land regelmäßig mehr Geld, als es investierte, und überschritt die in der Verfassung festgelegte Kreditobergrenze.

Deshalb ist auch in den Behörden des Landes jetzt Bescheidenheit angesagt. Im Wahlkampf erzählte der dreifache Vater Rüttgers gern, dass er zu Hause selbst und von Hand spüle. Nach

der Wahl zeigte sich, dass er einen ähnlichen Einsatz auch von den Landesbediensteten erwartet. So erhöhte die Regierung das Arbeitspensum. Statt 38,5 Stunden müssen seine Beamten nun 41 Stunden pro Woche arbeiten. Gleichzeitig wurde das Urlaubsgeld gestrichen. Und das ist nicht das Ende der Zumutungen. Zu Zeiten der SPD sprach man zwar vom Stellensparen, aber erst Rüttgers wurde konkret: Rund 12 000 Posten tragen nun den Vermerk »kw«, was so viel heißt wie »kann wegfallen«. Und damit die Personalräte die Sparpläne nicht durchkreuzen, will er durch ein neues Gesetz auch die Mitbestimmung in den Behörden zurechtstutzen.

Ist das derselbe Rüttgers, der sich nach seinem Wahlsieg zum »Chef der größten Arbeiterpartei« ernannte, der noch im vergangenen Jahr mehr Geld für ältere Arbeitslose forderte und der es eine »Lebenslüge« nannte, mit weniger Lohn und weniger Steuern mehr Jobs schaffen zu wollen?

Damals schien er die Sozialdemokraten links zu überholen. Bei einer Umfrage »Wer ist der bekannteste SPD-Politiker?« nannten im vergangenen Sommer eine große Zahl der befragten Nordrhein-Westfalen den Namen des CDU-Ministerpräsidenten.

»Rüttgers ist einer, der links blinkt, um dann rechts um die Ecke zu fahren«, schimpft Guntram Schneider, der Landesvorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Nordrhein-Westfalen. Die Arbeitnehmervertreter haben Rüttgers deshalb einen »heißen Herbst« mit gleich mehreren Großdemonstrationen angedroht.

Selbst seinen Parteikollegen geht der janusköpfige Jürgen mitunter auf die Nerven. Sie finden, dass er sich auf ihre Kosten profiliert und in der Bundespolitik, wo es ihn nichts kostet, die softe Seite zeigt, während er zu Hause in aller Härte saniert. Die Folge: Auf dem Dresdner Parteitag im vergangenen November wurde er fast aus dem Amt des Parteivizes gewählt. Mit knapp 58 Prozent erzielte er das schlechteste Ergebnis aller Merkel-Stellvertreter. Sein niedersächsischer Kollege Christian Wulff und Hamburgs Erster Bürgermeister Ole von Beust warfen ihm damals öffentlich Populismus vor.

Rüttgers hat wenig Verbündete unter den Mächtigen der Partei. Und er eckt gerade bei jenen an, die er jetzt zur Lösung seiner WestLB-Probleme gebrauchen könnte. Um in den Verhandlungen mit der LBBW Zugeständnisse zu erreichen, räte die Unterstützung des baden-württembergischen Ministerpräsidenten Günther Oettinger gut, schließlich gehört das Land zu den Eigentümern der Bank. Doch damit wird es wohl nichts. Das Gleiche gilt für die Allianz mit den norddeutschen Landesbanken, die die Landesregierung gerüchteweise als Alternativstrategie erwogen haben soll. Dazu brauchte Rüttgers die Rückendeckung von Wulff und von Beust. Kein Wunder, dass man sich in der Staatskanzlei an derlei Gedankenspiele nicht mehr erinnern will.

Auch vom Einstieg privater Banken, den der Koalitionspartner FDP präferiert, ist dieser Tage nur noch wenig zu hören. Dazu kommt, dass bisher nur eine der vielen großen Sparkassen des Landes bereit ist, sich in die WestLB zu integrieren, wie es die Landesregierung zur Stärkung des Instituts vorgeschlagen hat. Dafür gibt es jetzt aber eine neue Idee: Finanzinvestoren sollen einspringen. Es hätten sich bereits »mehrere« Interessenten gemeldet, heißt es im Hause Rüttgers. Diese müsse man in Ruhe auf ihre Ernsthaftigkeit prüfen. Namen werden nicht genannt.

Noch tut die Regierung so, als habe sie alle Zeit der Welt. Wieder und wieder betont Rüttgers, die WestLB sei schließlich »nicht in einer Schieflage«. In der Tat geht es dem Institut nicht so schlecht wie der SachsenLB, die wegen ihres Engagements am US-Immobilienmarkt am letzten August-Wochenende dem Norverkauf an die LBBW zustimmte.

Doch auch in Düsseldorf spitzt sich die Lage zu: Die Verluste der Bank im Eigenhandel sind größer als angenommen. Die Staatsanwaltschaft ermittelt gegen sieben ehemalige oder noch amtierende Vorstandsmitglieder. Als über jeglichen Verdacht erhaben gilt im Vorstand nur der neue Chef Alexander Stuhlmann, was die Handlungsfähigkeit der WestLB nicht gerade befördert. Auch in den Ebenen darunter droht der Bank die Auszehrung. »Wer Alternativen hat, der geht«, heißt es unter den Angestellten.

Eile tut not. Deswegen kann es gut sein, dass Rüttgers am Ende die Lösung wählt, die er noch im August als Arbeitsplatzvernichtung brandmarkte. Dann aber würden außer Lehrern, Polizisten und Kindergärtnerinnen vielleicht auch ein paar Tausend Banker vor dem Landtag gegen seinen Zickzackkurs demonstrieren.

Eine Dame mit schwarzem Strohhut gähnt. Längst hat sie mit ihren hochhackigen Sandalen den gepflegten Rasen zertreten, doch der offizielle Teil der Autoshow will nicht enden. Frank-Walter Steinmeier hat mehr Ausdauer als die kalifornische Elite. Der deutsche Außenminister schlendert entspannt über das Polofeld des noblen Menlo Circus Club im Silicon Valley, ein Zelt Dach schützt ihn vor der Sonne. Er betrachtet den mit Wasserstoff betriebenen BMW und den schadstoffarmen VW. Er fragt interessiert nach der Einspritzpumpe von Bosch. Er begutachtet den Mercedes. Er blickt anerkennend auf das Handtuch, das vor einen Auspuff gehalten wird – und auch nach dem Starten des Motors wie aus der Ariel-Werbung leuchtet. Ganz offensichtlich genießt der Minister die Veranstaltung. Und die deutschen Automanager auch. »Wir brauchen politische Unterstützung, damit sich die neuen Technologien durchsetzen«, sagt Andreas Klugescheid von BMW später mit einem wohlwollenden Blick auf den Minister. Dann setzt er sich mit den anderen Managern zum Plausch mit dem Minister auf die Terrasse.

Wenn der Außenminister reist, ist die Wirtschaft dabei. Anders als sein Vorgänger, der von Unternehmern wenig hielt, räumt Steinmeier in der Businessclass seines Airbus gern ein paar Plätze frei. Und er muss nicht lange bitten. »So um die 60 Unternehmer sind inzwischen dabei gewesen«, erzählt der Minister freimütig, »die meisten davon sind Mittelständler, unter ihnen ein paar sehr originelle Leute.« Da gebe es den, dessen Dichtungen nun in São Paulo helfen, die Wasserverschwendung zu reduzieren. Oder den, der in Panama sofort die amerikanischen Steckerkupplungen entdeckt hat. »Taugt nix, da läuft überall das Regewasser rein«, hat der gelästert. Dröhnend lacht Steinmeier über seine Erinnerungen. Dann sagt er: »Mir macht das Spaß.«

Steinmeier nimmt gern ein paar Mittelständler mit auf Reisen

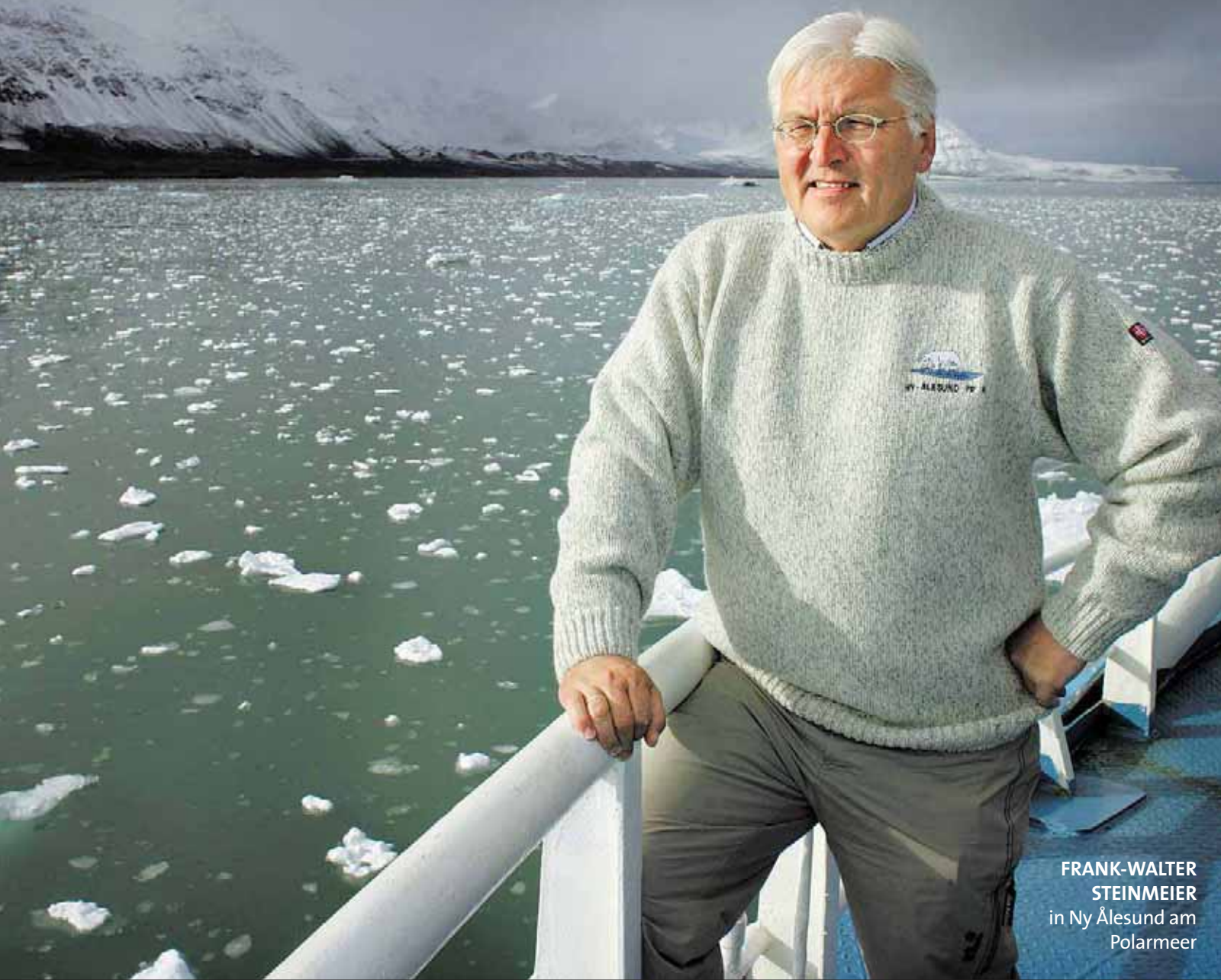
Anderen nicht. Vor allem im Wirtschaftsministerium schwelt der Unmut. Im Hause Glos ärgert man sich sowieso über das Gerangel mit Sigmar Gabriels Leuten aus dem Umweltministerium. Und nun auch noch der Außenminister. Man weiß, wie das im Unternehmerlager ankommt: Auf Steinmeiers aktueller Reise murrten die Unternehmer, dass der Wirtschaftsminister hätte hier sein müssen. Steinmeier spricht hingegen von sinnvoller Arbeitsteilung. Beispielsweise lade er die Chefs der großen prestigeträchtigen Unternehmen nicht ein. Er nehme die mit, die außenpolitische Unterstützung brauchten. Steinmeier nennt den neuen Stil einen »Mehrwert, den ich aus dem Kanzleramt mit ins Außenministerium gebracht habe«.

Tatsächlich kennt Steinmeier viele Manager von früher. Und sie kennen ihn. Als der Minister noch im Kanzleramt unter Schröder diente, war er einer der beiden wichtigsten Kontaktleute für die Wirtschaft. Er gilt als Sozialdemokrat mit Gespür fürs Wirtschaftliche, als verlässlicher Partner, wenn es brennt. Doch nicht nur deswegen mögen ihn viele Bosse – und reisen gern mit Steinmeier-Tours. Sie schätzen an dem Mann, was ihm in der politischen Arena zum Vorwurf gemacht wird: das leise Auftreten, das mangelnde Showtalent. Der Außenminister sei »effizient, unprätentiös und zielorientiert«, sagt der Vorstand eines Dax-Konzerns.

Nicht nur der Abend im Country-Club, der ganze Tag in San Francisco hat den Geschmack der Bosse getroffen: Steinmeier lobt die deutsche Autoindustrie. Er weiht das neue Solardach einer deutschen Schule in San Francisco ein, im Beisein der Spenderfirma Phoenix Solar. Er erträgt geduldig mehrere langatmige Vorträge bei der kalifornischen Niederlassung der Software-Firma SAP. Und er scherzt mit der zwölköpfigen »Wirtschaftsdelegation« aus Deutschland, die ihn am Tag darauf zu Gouverneur Arnold Schwarzenegger begleiten darf.

Freundlicher Eisbrecher

Wie Außenminister Frank-Walter Steinmeier zwischen Grönland und Kalifornien Außen-Klima-Wirtschaftspolitik betreibt VON PETRA PINZLER



FRANK-WALTER STEINMEIER in Ny Ålesund am Polarmeer

Foto: Thomas Koehler/phototek.net

KLIMAPOLITIK ZWISCHEN KALIFORNIEN UND EUROPA

So viel Euphorie war selten

Europa und Kalifornien wollen im Klimaschutz kooperieren und ihre Handelssysteme für CO₂-Emissionen angleichen. Die Wissenschaftler, die den deutschen Außenminister Frank-Walter Steinmeier in die USA begleiten durften, versetzte diese trockene Nachricht in der vergangenen Woche in ungewöhnliche Euphorie. »Das kann eine Revolution werden. Wenn das klappt, wird es die Welt mehr verändern als die Öffnung der Mauer«, sagt Ottmar Edenhofer, Direktor am Institut für Klimaforschung Potsdam. Er schwärmt von einer

echten Chance, durch die Kooperation könne zum ersten Mal ein globaler Preis und ein globaler Markt für CO₂-Emissionen entstehen. Sein ebenso nüchterner Kollege, Eicke Weber vom Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme nickt zustimmend. Immerhin sei Kalifornien der sechstgrößte Industriestaat der Welt. Zusammen mit Europa könnte der Standards im globalen Klimaschutz setzen.

Nachdem nun auch der kalifornische Gouverneur Arnold Schwarzenegger Steinmeiers Idee sein grünes Licht gegeben hat, müssen

die Beamten loslegen. Bis 2012 sollen die beiden Systeme harmonisiert werden. Querschläge könnten indes aus der US-Hauptstadt kommen. Dort hält man wenig von internationalen Klimaabkommen. Zudem ist die eurokalifornische Kooperation – zumindest auf dem diplomatischen Parkett – ungewöhnlich. Doch noch schweigt man im Weißen Haus zur neuen »Koalition der Gutwilligen«. Ottmar Edenhofer glaubt, dass die »Politik vielleicht noch gar nicht weiß, was diese Initiative auslöst.«

PIN

Auf die Frage, warum er das alles tue, stutzt Steinmeier, schweigt kurz und sagt dann hölzern: »Wir können nicht auf Außenwirtschaftsförderung verzichten.« Natürlich weiß er, dass die Sache so einfach nicht ist. Sicher helfen alle Regierungen ihren Unternehmen im Ausland, manche sogar ziemlich unfroren. Frankreich beispielsweise ist berühmt für seine Exportpolitik. Dennoch ist der richtige Umgang mit der Wirtschaft gerade für Sozialdemokraten ein heikles Thema. Wie viel Nähe darf da sein? Wann wird der freundliche, seriöse Kontakt zur Verbrüderung? Dass Bundeskanzler Gerhard Schröder im Amt noch den Pipelinebau unter der Ostsee unterstützt und dann beim Nordeuropäischen Gaspipeline-Konsortium angeheuert hat, dass Exwirtschaftsminister Werner Müller nun bei der RAG schafft, hängt immer noch über der SPD wie der Geruch kalter Fritten.

Auch Steinmeier kennt die Chefs der Energiewirtschaft sehr gut. Die saßen zwar in Kalifornien nicht mit am Tisch, aber beim ersten Teil der Reise in Norwegen kamen Vertreter genau dieser Branche mit. E.ON Wintershall, RWE Dea, Bayergas, Verbundnetz Gas – die Teilnehmerliste des bilateralen Energieseminars in Tromsø war ein Who is who der deutschen Gaswirtschaft. Steinmeier verteidigt das: »Wir brauchen Strom. Der soll günstig sein und aus sicheren Quellen kommen. Dazu brauchen wir große Unternehmen.« Später am Abend, in der Hotelbar, reden die Vorstände. Ohne außenpolitische Unterstützung sei das Gasgeschäft schwierig – auch in Norwegen. Steinmeier wisse das. Wie fast überall habe dort die Regierung ihre Hände mit im Spiel. Wolle man den Zugang, müsse das so sein. Alles andere sei blauäugig.

Tiere und Schwarzenegger – sie liefern die Bilder für Steinmeiersche Politik

Wirtschaftsliberale würden bei solchen Reden entsetzt »Merkantilismus« schreien. Steinmeier sagt: »Energieaußenpolitik.« Und tatsächlich ist die jüngste Reise, inklusive der Teilnehmersauswahl, mehr als eine offensichtliche Hilfeleistung für staatsnahe Branchen. Sie dokumentiert auch Steinmeiers Sicht der Welt. Und die sieht, vereinfacht, so aus: Deutsche Außenpolitik muss sich auch um die sichere Energieversorgung Deutschlands kümmern. Deswegen muss sie Konflikte verhindern, die beim weltweiten Kampf um die knapper werdenden Ressourcen entstehen können. Das wiederum erfordert sowohl die Kontaktpflege zu Ländern mit Gas- und Ölvorkommen als auch eine moderne Klimapolitik und die Förderung von Umwelttechniken. Kurz: Ohne Kooperation von Politik und Wirtschaft geht in der Welt von morgen nichts mehr. Steinmeier formuliert das so: »Nur wenn wir die doppelte Herausforderung aus Energiesicherheit und Klimaschutz annehmen, werden wir die Kraft für politische Weichenstellungen aufbringen, die globale Zusammenarbeit und ein nachhaltiges, klimaschonendes Wirtschaften bewirken.«

Ein typisch Steinmeierscher Bandwurmsatz: Monatelang hat sein Planungstab an der Übersetzung gearbeitet, hat die abstrakten Thesen in Bilder verwandelt. Heraus kam die Reise, die erst nach Norwegen in eine Polarstation führte, um die Bedrohung der Arktis durch die Erderwärmung und die Jagd nach Rohstoffen zu dokumentieren. Dann ging es nach San Francisco zu Unternehmen, die neue Umwelttechnologien anbieten – und möglicherweise helfen können, den Klimawandel zu stoppen. Und schließlich nach Sacramento, um mit dem Gouverneur Schwarzenegger über Klimapolitik zu reden. Alles hat mit allem zu tun, so die Botschaft: Die schmelzenden Gletscher, die bedrohten Eisbären, das Solardach der Schule im Silicon Valley, Gouverneur Schwarzenegger – und die Unternehmer in der Businessclass. »In unserer Zeit«, sagt Steinmeier, »gibt es keine entfernten Regionen mehr.«



PASSANTEN am Berliner Hauptbahnhof

Drängler und Bremser

Immer mehr Sozialdemokraten sind gegen Finanzinvestoren bei der Bahn **VON CERSTIN GAMMELIN**

Es war am 17. April 2005, als der damalige Parteivorsitzende Franz Müntefering die »wachsende Macht des Kapitals« so klar anprangerte, dass es jeder Leser der *Bild am Sonntag* verstand: »Manche Finanzinvestoren fallen wie Heuschreckenschwärme über Unternehmen her, grasen sie ab und ziehen weiter.« Ein paar Wochen später warben die Sozialdemokraten mit der Angst vor gefährlichen Heuschrecken um möglichst viele Stimmen im vorgezogenen Bundestagswahlkampf. Es gelang ihnen, auch weil das neoliberale Programm der Union bei unerwartet vielen Wählern durchfiel. Damit erzwang die SPD die Große Koalition.

Mehr als zwei Jahre danach könnte man meinen, die sozialdemokratische Insektenphobie sei kuriert. Zumindest hegen einige Spitzenpolitiker keine Bedenken dagegen, privaten Investoren einige Milliarden Euro Volksvermögen zu überlassen. Im Gegenteil: Sie plädieren dafür, bis zu 49 Prozent der Anteile an der Deutschen Bahn AG, dem letzten großen Staatsunternehmen, zügig an Kapitalgeber zu verkaufen.

Es frisst ja auch nicht jeder Finanzinvestor Firmen auf wie Heuschrecken Gras. Einige tun es. Am Finanzmarkt gibt es solche Plagegeister. Seit einiger Zeit stehen womöglich auch milliardenschwere Staatsfonds aus Fernost bereit, um hiesige Unternehmen zu kaufen. Die Bundesregierung denkt deshalb darüber nach, künftig einige Branchen vor solchen Übernahmen zu schützen. Warum nicht auch die Deutsche Bahn?

Die Linkspartei will die Bahn im Wahlkampf zum Thema machen

Die Eigentümer der Bahn – Deutschlands Steuerzahler – lehnen den Verkauf mehrheitlich ab. Drei von vier Bürgern wollen die Bahn behalten. Fragt man nur Genossen, fällt das Ergebnis fast genauso aus. Aus diesem Widerspruch wächst ein Problem, das immer mehr Sozialdemokraten umtreibt: Wie glaubwürdig kann eine Partei sein, die gegen Heuschrecken mobil macht, ihnen aber ausgerechnet den Weg in ein Unternehmen ebnen könnte, das per Grundgesetz einen Versorgungsauftrag zu erfüllen hat? Eine Partei, die ökologische und nationale Interessen wahren will, aber ausgerechnet beim größten Zukunftsthema, der Mobilität, patzt?

Anfang 2008 werden in Hessen, Hamburg und Niedersachsen neue Parlamente gewählt. Nicht nur der Abgeordnete Niels Annen, der für Hamburg im Bundestag sitzt, mag »nicht ausschließen«, dass Bahn fahrende Wähler bei der Konkurrenz ihr Kreuzchen machen könnten. Auch Hermann Scheer, designierter Wirtschafts- und Umweltminister im Schattenkabinett von Hessens SPD-Chefin Andrea Ypsilanti, glaubt,

dass sich »die Entscheidung über die Bahn auf die Motivation vieler Wähler auswirkt«. Zwar trägt die Union das Vorhaben mit, doch als Erfinder des umstrittenen Gesetzentwurfes gilt der Verkehrsminister Wolfgang Tiefensee.

Fällt das komplizierte Paragrafenwerk zum Börsengang durch, landet es zuerst auf den Füßen des SPD-Manns – die Union dagegen kommt weitgehend schadensfrei davon. Profitieren könnte dagegen die Linkspartei, die jegliche Privatisierung ablehnt und erstmals in westlichen Landesparlamenten die Fünf-Prozent-Hürde überspringen will. Dass die SPD-Spitze die Bedenken ihrer Mitglieder in den Wind schlage, werde er »thematisieren«, sagt ihr Fraktionschef Oskar Lafontaine. »Das wird sich in den kommenden Wahlkämpfen bitter rächen.«

Der Streit um die Bahn spaltet die SPD in Drängler und Bremser. Unter denen, die drängen, fällt neben Finanzminister Peer Steinbrück (der mit mehreren Milliarden Euro Verkaufserlös rechnet) besonders Fraktionschef Peter Struck auf. Geht es nach ihm, beraten die Volksvertreter bereits kommende Woche über den Bahn-Verkauf – obwohl das Parlament nach der Sommerpause gewöhnlich den Haushalt debattiert. Sein Kalkül: Das Gesetz könnte dann Mitte Oktober endgültig beschlossen sein, also noch vor dem SPD-Bundesparteitag, der am 26. Oktober in Hamburg beginnt.

Das würde den Dränglern helfen. Bisher haben die Sozialdemokraten weder einen Fraktions- noch einen Parteitagebeschluss zur Zukunft der Bahn zuwege gebracht. Deshalb wollen immer mehr Genossen den Parteitag für eine Entscheidung nutzen. Der Parteirat votierte am Montag dieser Woche dafür. Die meisten der mehr als 100 Bezirks- und Landesvorsitzenden hätten an die Bundestagsfraktion appelliert, die Entscheidung aufzuschieben, sagt Parteiratschef Claus Möller. Acht Landesverbände haben ähnliche Anträge verfasst. »Keine Kapitalprivatisierung der Deutschen Bahn«, beschloss die Berliner SPD schon am 30. Juni. Die bayerische SPD forderte die Bundestagsfraktion auf, »dafür Sorge zu tragen, dass im Bundestag die Teilprivatisierung der Bahn abgelehnt wird«. Die Genossen in Baden-Württemberg lehnen per Resolution »jede Form der Beteiligung strategischer Investoren« ab.

Andrea Ypsilanti preschte sogar mit dem Konzept einer Volksaktie vor. Danach würde der Bund als alleiniger Inhaber von Stammaktien weiterhin das Geschäft kontrollieren. Bis zu 49 Prozent Anteile könnten statt an private Investoren als Vorzugsaktien ohne Stimmrecht an Bürger ausgegeben werden. Damit eine »Heuschrecke« nicht durch den Aufkauf sämtlicher Vorzugsaktien gefährlich werden kann, würden diese Papiere an Namen gebunden, und der Bahnvorstand könnte

signifikante Beteiligungen verbieten. »Ein Konzept mit Netz und doppeltem Boden«, heißt es an der Börse.

Nach den schweren Verlusten mit der T-Aktie, die ja auch einmal als Volksaktie verkauft wurde, dürften sich die wenigsten Kleinanleger nun für eine B-Aktie interessieren. »Noch nicht entschieden« hat sich auch Dirk Flege, Geschäftsführer des Bündnisses Allianz pro Schiene, das über zwei Millionen Einzelm Mitglieder von Automobilclubs, Verbraucher-, Eisenbahn- und Umweltverbänden vereint. Allerdings gibt es auch erfolgreiche Beispiele für solche Modelle. Das Familienunternehmen Porsche sichert sich über stimmlose Vorzugsaktien Kapital – und über die Stammaktien das Sagen. Ähnlich übernahm sichere Konstruktionen haben Henkel, BMW oder Fresenius.

»Wenn die Spitze vor dem Parteitag entscheidet, entsteht Wut«

»Keinen Grund zur Eile« sieht Wolfgang Thierse. Da die europäischen Bahnen erst ab 2010 über Grenzen hinweg konkurrieren müssten, bleibe jetzt genug Zeit, »ein gewisses Misstrauen auszuräumen, dass Investoren bei der Bahn einsteigen, die ausschließlich an hohem und schnellem Gewinn interessiert sind«. Thierse weiß, dass viele Bürger fürchten, ihre Regionalbahnen könnten stillgelegt oder die Tickets teurer werden. Es müsse »noch viel geklärt und erklärt werden«, bis alle Zweifel ausgeräumt seien, sagt er vorsichtig. Und fügt hinzu: »Wenn die Parteispitze vor dem Parteitag endgültig entscheidet, entsteht eine gewisse Wut unter den Delegierten.«

Um das zu verhindern, haben Thierse und weitere 17 Genossen am 20. August im Parteivorstand einen Beschluss durchgesetzt, der ihnen Zeit bis zum Bundesparteitag verschaffen könnte. Minister Tiefensee solle noch einmal prüfen, ob der Bund auch im Gespann mit renditeorientierten Investoren eine flächendeckende Bahnversorgung garantieren könne – oder ob die Volksaktie dafür besser sei. Bundestagsfraktion und Bundestag würden »erst im Lichte des Ergebnisses dieser Überprüfungen« über den Verkauf entscheiden.

An diesem Freitag könnte eine Vorentscheidung fallen. An diesem Tag geht die SPD in Klausur und will neben dem Einsatz deutscher Soldaten in Afghanistan auch die Zukunft der Deutschen Bahn debattieren. Thierse hält es für »schwer vorstellbar«, dass bis dahin ein Bericht vorliegt, der die Bedenken des Parteivorstandes »ernsthaft« geprüft habe. Der Verkehrsminister schweigt.

➤ Weitere Informationen im Internet: www.zeit.de/bahn

ZWISCHENRUF

Lehrstellen: Alles Lüge

Das Problem scheint gelöst, zufrieden klopfen sich Politiker und Wirtschaftsvertreter gegenseitig auf die Schultern. Erstmals seit 2001 werde es zum Jahresende wohl keine Lehrstellenlücke geben, verkündet DIHK-Chef Ludwig Georg Braun: Alle jungen Leute, die noch einen Ausbildungsplatz suchten, würden fündig werden.

Von wegen. Die offiziellen Statistiken zeichnen ein falsches Bild. Es beginnt mit dem ersten Besuch in der Arbeitsagentur: Ein Teil der Schulabgänger wird von vornherein als »nicht ausbildungsreif« deklariert – und nicht als Bewerber akzeptiert. Wie hoch dieser Anteil ist, weiß niemand. In der Statistik tauchen diese jungen Menschen nicht auf.

Und wer es bis zum Bewerber schafft, kann den Status schnell wieder verlieren: weil er sich zu irgendwelchen staatlich finanzierten Maßnahmen überreden lässt. Oder weil er sich jetzt, wo das Ausbildungsjahr bereits begonnen hat, lieber einen Job sucht, als untätig weiter zu warten. Den würde er zwar jederzeit wieder aufgeben, wenn sich doch noch eine Lehrstelle fände. Aber als Bewerber gilt er nicht mehr, denn das ist per Definition ein Fulltime-Job. So schwindet stets auf wundersame Weise die Lehrstellenlücke, je weiter das Jahr voranschreitet: Weil es das Angebot an Lehrstellen nicht gibt, sinkt auch die Nachfrage nach ihnen. Einfach nur, weil die Zahlen nicht die Realität abbilden.

Ende vergangenen Jahres betrug die sogenannte Lehrstellenlücke 34 000 Plätze. Tatsächlich aber konnte 2006 nur jedem zweiten der 763 000 registrierten Bewerber eine Lehrstelle vermittelt werden. 2007 wird es nicht sehr viel anders sein. So steigt Jahr um Jahr die Zahl der Altbewerber – und vor allem die Zahl derjenigen, die resignieren. Sie fragen irgendwann nicht mehr bei der Arbeitsagentur nach und werden deshalb nirgends erfasst. Knapp 15 Prozent der jungen Menschen bis 29 Jahre, die nicht in der Schule oder einer Ausbildung sind, haben keinen Berufsabschluss. Ein Zustand, den sich Deutschland nicht leisten kann. Bei den Lehrstellen ist noch lange nicht Entwarnung angesagt. **ULRIKE MEYER-TIMPE**

IG Neu

»Modernisierer« übernehmen die Macht in der IG Metall. Zahmer wird sie dadurch nicht **VON KOLJA RUDZIO**



BERTHOLD HUBER (r.) soll JÜRGEN PETERS als Chef der größten deutschen Gewerkschaft ablösen

Der Chefessel, um den es geht, steht im 15. Stock eines roten Hochhauses in der Frankfurter City. Von hier aus hat man einen fantastischen Blick über die Stadt, hinunter auf den Main und die Menschen auf der Straße. Zwar ist man noch nicht ganz auf Augenhöhe mit Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann in dessen Turm, aber der Ausblick und das Ambiente mit schweren Ledersesseln würden auch zu der Großbank passen. Kein Zweifel: Wer hier residiert, hat Macht und will das auch zeigen.

Das rote Hochhaus ist die Zentrale der IG Metall. Einer Organisation, die mehr Mitglieder hat als alle politischen Parteien in Deutschland zusammen. Die milliardenschwere Lohnerhöhungen aushandelt und landesweite Kampagnen gegen die Regierungspolitik organisiert. Die die Geschichte der Bundesrepublik geprägt hat – und jetzt eine politisch neu ausgerichtete Spitze bekommen soll. Am vergangenen Montag sprach der IG-Metall-Vorstand eine Empfehlung aus, die einen Kurswechsel markiert: Auf Jürgen Peters als Vorsitzenden soll sein Vize Berthold Huber folgen. Dessen Position wiederum soll Detlef Wetzels einnehmen, derzeit Bezirkschef in Nordrhein-Westfalen.

Beide, Huber und Wetzels, gelten als Vertreter des Reformflügels innerhalb der Gewerkschaft. Damit hätten sich die sogenannten Modernisierer gegen die Traditionalisten durchgesetzt. Gewählt wird der Vorstand erst auf einem Gewerkschafts-

tag im November, in der Regel folgt der aber der Empfehlung.

Während die Republik derzeit nach links zu driften scheint, strebt die größte Gewerkschaft des Landes damit eher in die politische Mitte, mit einem pragmatisch-gemäßigten Führungsduo. Was das für die konkrete Politik der IG Metall bedeutet, ist allerdings nicht klar. Wird die Gewerkschaft zahmer? Wird sie künftig eher einmal auf Streik verzichten? Und wird sie unpolitischer, weniger fundamental in ihrer Opposition gegen viele Sozialreformen?

Ein abrupter Kurswechsel ist nicht zu erwarten. »Ein Tanker wie die IG Metall mit 2,3 Millionen Mitgliedern fährt erst mal weiter geradeaus«, sagt ein Insider. »Den muss man sehr fein dosiert steuern, wenn man den Kurs ändern will.« Es gelte, Rücksicht zu nehmen auf das Meinungsspektrum innerhalb der Organisation. Zum neuen Personaltableau gehört deshalb, dass zwei dem Peters-Lager zugerechnete Funktionäre in den geschäftsführenden Vorstand aufrücken: Hans-Jürgen Urban, bisher Leiter Grundsatzfragen, und die niedersächsische Bezirkssekretärin Helga Schwitzer.

Für moderate Richtungsänderungen spricht auch, dass sich die als Traditionalisten und Modernisierer bezeichneten Strömungen heute weniger scharf voneinander abgrenzen. Die Lager, deren Machtkampf 2003 beinahe die IG Metall zerrissen hätte, existieren

noch, aber die Übergänge zwischen ihnen sind fließend. Eines der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale ist die Haltung zum Flächentarif: Traditionalisten stehen einer Abweichung in einzelnen Unternehmen skeptischer gegenüber als Modernisierer. Ausnahmen bei Sanierungsfällen, die es seit Jahren gibt, werden aber auch von Hardlinern längst bejaht. Sogar die Pforzheimer Öffnungsklausel, die eine Tarifrufabstimmung erlaubt, wenn ein Unternehmen gar nicht in der Krise steckt, sondern nur wichtige Zukunftsinvestitionen schultern muss, lehnen die Traditionalisten nicht mehr rundweg ab. Der Streit dreht sich inzwischen mehr um Auslegungsfragen.

Selbst Jürgen Peters erwies sich in den vergangenen Jahren flexibler als erwartet: Der Pforzheimer Abschluss fällt in seine Ägide, ebenso wie 2006 eine neue erfolgsabhängige Lohnkomponente. »Peters hat das Image eines Betonkopf-Mephistos«, sagt ein hochrangiger Vertreter des Arbeitgeberverbandes Gesamtmetall. »Aber in Wirklichkeit ist er sehr umgänglich und hat realistische Tarifpolitik gemacht.«

Politisch tendieren die Lager in der IG Metall in unterschiedliche Richtungen. Dabei sind die Traditionalisten nicht einfach deckungsgleich mit Sympathisanten der Linkspartei. Bezeichnend ist aber, was in den vergangenen Tagen aus dem Peters-Lager immer wieder zu hören war: »Klar ist, dass die IG Metall links von der Mitte steht.« Über solche politische Selbstvergewisserung schütteln viele im Huber-Flü-

gel den Kopf und verweisen auf das Prinzip der Einheitsgewerkschaft, die allen offenstehe. Gleichzeitig hat sich Huber selbst deutlich von der Linkspartei abgegrenzt. Er müsse zwar »die persönlichen Präferenzen bestimmter Kollegen« respektieren, erklärte er in einem Interview. Dass politische Mehrheiten für gewerkschaftliche Ziele mit der Linkspartei zu gewinnen seien, glaube er aber nicht: »Ich bin und bleibe Sozialdemokrat.«

Auch das Verständnis politischer Arbeit ist in den Lagern unterschiedlich. Peters verzichtet in kaum einer Rede darauf, den Kampf gegen den Neoliberalismus zu beschwören, sein Vertrauter Hans-Jürgen Urban gibt ein *ABC zum Neoliberalismus* heraus, und Hartmut Meine hat neben seiner Arbeit als Bezirkschef in Niedersachsen und Sachsen-Anhalt Bücher über Ungleichheit geschrieben.

Huber dagegen wirkt eher im Hintergrund, kümmert sich um Tarifabschlüsse, korrupte Betriebsräte bei Siemens und einen differenzierten Umgang mit Finanzinvestoren. Noch deutlicher wird die im Vergleich zum Traditionalistenflügel andere Akzentsetzung bei Wetzels, der sich im Kampf um den Vizeposten am Montag gegen Meine durchgesetzt hat. »Unsere politischste Aufgabe«, erklärte er einmal, »heißt Mitgliederwerbung.« Es nütze nichts, mit seiner Meinung in der Zeitung zu erscheinen, wichtiger sei die Kampffähigkeit im Betrieb. Diesem Cre-

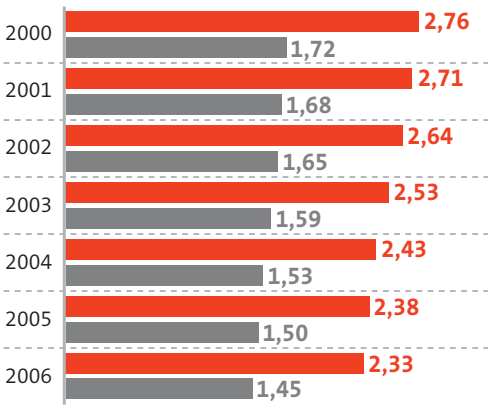
do folgend, hat Wetzels in Nordrhein-Westfalen in den vergangenen Jahren zahlreiche Kampagnen gestartet, mit denen sich Gewerkschafter in ihren Betrieben gegen Lohnsenkungen wehren (»Besser statt billiger«) oder gegen die schlechte Behandlung von Leiharbeitern (»Gleiche Arbeit für gleiches Geld«). Wetzels ist damit erfolgreich, er hat den Mitglieder-schwund fast gestoppt. Im vergangenen Jahr lag der Rückgang in seinem Bezirk bei weniger als einem Prozent, während die ganze IG Metall fast zwei Prozent ihrer Mitglieder verlor.

Die IG Metall dürfte mit Huber an der Spitze nicht unpolitischer werden – vor allem aber kaum bequemer für die Arbeitgeber. Wetzels Strategie, die Auseinandersetzung im Betrieb geradezu zu suchen, ist wie die permanente Drohung mit dem »Häuserkampf«, vor dem DGB-Chef Michael Sommer einmal warnte. Bei Gesamtmetall fürchtet man außerdem, Huber könnte es schwerer fallen, tarifpolitische Zugeständnisse gewerkschaftsintern zu vertreten, als Peters mit seinem unantastbaren Klassenkämpfer-Image. In der Außendarstellung dagegen, heißt es im Umfeld von Gesamtmetall-Chef Martin Kanne-giesser, könne es die IG Metall leichter haben, wenn der eher feinsinnig erscheinende Huber den oft verböhrt wirkenden Peters ersetze. »Saß Peters neben Kannegiesser auf einem Podium«, sagt ein Funktio-när, »brauchten wir doch gar nicht viele Argumente. Das wird jetzt schwieriger.«

Wer hat mehr?

Mitgliederzahlen von IG Metall und allen wichtigen politischen Parteien*

Angaben in Millionen Mitglieder (gerundet)



*CDU, CSU, SPD, FDP, Grüne, Die Linke/PDS

ZEIT-Grafik/Quelle: DGB, IG Metall, Prof. Niedermeyer (FU Berlin)

Foto (M): Martin Oeser/ddp

Urlaubssperre, Überstunden, Feiertagschichten: Bei Satek im schwäbischen Salach sorgt die Konjunktur seit Monaten für mehr Arbeit, als die Mitarbeiter stemmen können. In der Fertigungshalle des mittelständischen Unternehmens quietschen Bohrer, rattern Maschinen. Große Pressen formen Türen und Wände aus Kunststoff, ein paar Schritte weiter setzen Arbeiter die Einzelteile zu Kabinen zusammen. Ihre Kollegen montieren dann die Waschbecken, Spiegel und Toiletten, schließen Stromkabel und Abflussrohre an. Satek konstruiert und produziert Nasszellen für Eisenbahnwaggons, die durch Deutschland, Russland und China fahren sollen.

Surta Ram Pal sitzt in einem Büro mit Glasfenster, von dem man in die Halle hinuntersehen kann: Seit Juni hilft der 44-jährige Ingenieur aus Indien, den Laden in Schwung zu halten. Auf seinem Bildschirm rotieren bunte Modelle der Kabinen, der Mauszeiger fliegt hin und her, mit schnellen Klicks verschiebt er Türen und Wände, ordnet Rohre und Kabel an. Mr. Pal ist ein globaler Arbeiter, hat schon in Österreich gearbeitet und in Dänemark, seine Frau und die vier Kinder im indischen Delhi sehen ihn selten.

Jetzt ist er also in der 8000-Seelen-Gemeinde Salach gelandet. Hier löst Pal viele Probleme. Denn das Unternehmen kam lange nicht dazu, alle Aufträge abzuarbeiten. »Vor einigen Monaten mussten wir sogar einen Millionenauftrag über 130 Kabinen ablehnen«, sagt Satek-Entwicklungsleiter Wolfgang Hille. »Wir hätten zwar genug Leute gehabt, um sie zusammenzubauen. Aber uns fehlten Fachleute in der Konstruktion.« Damit ging es Satek wie vielen anderen Unternehmen: Seit die Konjunktur wieder angezogen hat, bekommen sie den Fachkräftemangel deutlich zu spüren. Der Verband Deutscher Maschinen- und Anlagenbau schätzte im Juli, dass in diesem Jahr mindestens 25 000 Ingenieure fehlen, besonders in der Elektroindustrie und im Maschinenbau.

In Deutschland waren keine geeigneten Bewerber zu finden

Er habe etwa ein Jahr lang gesucht nach Fachleuten mit dem nötigen Know-how, um Konstruktionspläne der Kabinen zu entwickeln, sagt Hille. Mit Stellenanzeigen, über Headhunter und Zeitarbeitsfirmen – vergeblich. »Entweder konnten die Bewerber die Software nicht bedienen, oder sie waren vom Arbeitspensum überfordert«, sagt Hille. Dann kam von einem dänischen Geschäftspartner der Tipp, es mal bei Cadtrium Engineering Solutions zu versuchen, einem indischen Ingenieurbüro. »Wir haben eine E-Mail hingeschickt, dann einen Probeauftrag«, sagt Hille. »Und wir haben sofort gesehen: Die sind schnell, pünktlich, zuverlässig.«

Nachdem die ersten Arbeiten über Telefon und E-Mail abgewickelt waren, entschied Hille, den Cadtrium-Ingenieur nach Deutschland zu holen. Dann ging alles ganz schnell: Eine Einladung der deutschen Firma, ein paar kleinere Formalitäten, und ein paar Tage später saß Surta Ram Pal in Hilles Wohnzimmer beim Abendessen. Zunächst bekam er ein Visum für drei Monate. Jetzt fährt er nach Indien zurück und will mit einem neuen Visum für zwölf Monate wiederkommen. Das dürfte kein Problem sein: Hille hat inzwischen einen zweiten Cadtrium-Mann hergeholt – der 26-jährige Arup Das kam sogar gleich mit dem Ein-Jahres-Visum.

Angesichts der hohen Zuwanderungshürden reibt man sich die Augen. Um sich als hochqualifizierter Spezialist in Deutschland niederlassen zu können, ist ein Jahresgehalt von rund 85 000 Euro Voraussetzung. Alternativ dürfen Ausländer aus sogenannten Drittstaaten nur zum Arbeiten herkommen, wenn die Firma für die Stelle keinen Deutschen oder EU-Bürger findet – ein Nachweis, der nur mit viel Aufwand zu erbringen ist. Insbesondere kleine Firmen, die keine Rechtsabteilung und keine Erfahrung mit ausländischen Mitarbeitern haben, scheitern daran.

Bei Mr. Pal war dagegen alles anders: Eine komplizierte Vorrangprüfung musste das Unternehmen nicht durchlaufen. »Ich war selbst überrascht, wie einfach das ging«, sagt Hille. Mr. Pal und sein Kollege sind weiterhin bei ihrem indischen Ingenieurbüro angestellt. Das bekommt von Satek die Konstruktionsaufträge und lässt sie von den beiden erledigen – erst in Delhis Satellitenstadt Gurgaon, jetzt in Salach. Ganz unkompliziert, ohne Arbeitsvertrag zwischen Pal und Satek. Das indische Ingenieurbüro Cadtrium berechnet dem deutschen Mittelständler 20 Euro pro Stunde. Satek übernimmt außerdem die Unterbringungs- und Reisekosten. Insgesamt koste das etwa so viel, wie man den eigenen Leuten zahle, so Hille. Satek bekommt von Cadtrium Rechnungen, überweist das Geld nach Indien, und Cadtrium zahlt davon dann das Gehalt an Pal. »Wie viel er am Ende bekommt, weiß ich nicht«, sagt Hille, »und ich will das auch nicht thematisieren.« Auch Surta Ram Pal mag darüber nicht sprechen. Er sei Profi, sagt er, und wo seine Firma ihn hinschicke, da gehe er eben hin.

»In die USA reisen bereits Zehntausende Inder jedes Jahr ganz legal ein, um bei amerikanischen Kunden zu arbeiten«, sagt Dirk Matter, Geschäftsführer der Deutsch-Indischen Handelskammer in Düsseldorf, »aber hierzulande wurde das bisher sehr restriktiv gehandhabt.« Sollte das Salacher Modell tatsächlich Schule machen, könnte sich das nicht nur für viele deutsche Firmen lohnen. »Für indische Ingenieur- und IT-Büros wäre das hochinteressant – und würde das Zuwanderungsgesetz im Prinzip aushebeln.« Gerade deswegen sei das Modell aber

Schnelle Hilfe

Ein neues Modell zur Beschäftigung von ausländischen Ingenieuren könnte das Zuwanderungsgesetz aushebeln **VON JENS TÖNNESMANN**



Der indische Ingenieur **ARUP DAS** konstruiert im schwäbischen Salach Kabinen für Züge

heikel: »Das ist nah dran an illegaler Arbeitnehmerüberlassung«, meint Matter.

Auch der auf Ausländerrecht spezialisierte Stuttgarter Anwalt Roland Kugler hat Bedenken: »Wenn die Arbeitnehmer aus Indien so sehr in die Organisation des deutschen Betriebes eingebunden sind, dass der deutsche Auftraggeber quasi ohne Kommunikation mit dem ausländischen Werksvertragsunternehmer direkt die Anweisungen geben kann und auch Dinge wie Feierabend und Mittagspausen festlegt, dann haben wir es tatsächlich mit Arbeitnehmerüberlassung zu tun.« In Salach erleichtert die Anwesenheit der beiden Experten die Arbeit natürlich: »Man braucht viel Kommunikation – das ist per Telefon schwieriger«, sagt Pal. Aber die beiden Inder teilen sich ihre Arbeitszeiten selbst ein. Und wenn man Surta Ram Pal nach einer Visitenkarte fragt, überreicht er eine seines Arbeitgebers Cadtrium. Entwicklungsleiter Hille sagt: »Die sitzen zwar physisch hier, arbeiten aber für ihr indisches Büro.«

Wer zahlt, wenn die ausländischen Kollegen ins Krankenhaus müssen?

Im Bundesinnenministerium will man sich ohne genauere Kenntnis nicht zu diesem Modell äußern. Allerdings sei der Grundsatz, dass Ausländer aus Nicht-EU-Staaten in Deutschland nicht arbeiten dürfen, längst mannigfaltig durchbrochen. Es gebe bereits ein »irrsinniges Geflecht von Sonderregeln.«

Der Firma Satek hat das Modell flexible Hilfe für einen begrenzten Zeitraum, Mr. Pal eine gute Arbeit und dem indischen Ingenieurbüro lukrative Aufträge verschafft. Doch hat es seine Tücken. Schließlich riskiert das deutsche Unternehmen, den eingearbeiteten Experten nach Ablauf des Visums zu verlieren. Und auch dem deutschen Staat könnte es nützen, wenn Satek Mr. Pal direkt anstellen würde – dafür müsste die Regierung die Einkommensuntergrenze für ausländische Spezialisten von rund 85 000 Euro etwa auf die Hälfte senken. »Dann könnten wir die indischen Ingenieure selbst beschäftigen«, sagt Hille. Und in Deutschland gäbe es zwei steuer- und sozialversicherungspflichtige Arbeitnehmer mehr.

So aber steht man in Salach mitunter vor unerwarteten Problemen. Kürzlich hatte einer der Inder enorme Zahnschmerzen. Satek zahlte die 300 Euro teure Behandlung und stellte die Kosten dem indischen Ingenieurbüro in Rechnung. Wolfgang Hille hat das nachdenklich gemacht. »Was, wenn er einen Unfall gehabt hätte mit riesigen Krankenhauskosten? Wer hätte das bezahlt?«, fragt er sich. »Ich gebe zu, das haben wir noch nicht zu Ende gedacht.«

Weitere Informationen im Internet: www.zeit.de/zuwanderung

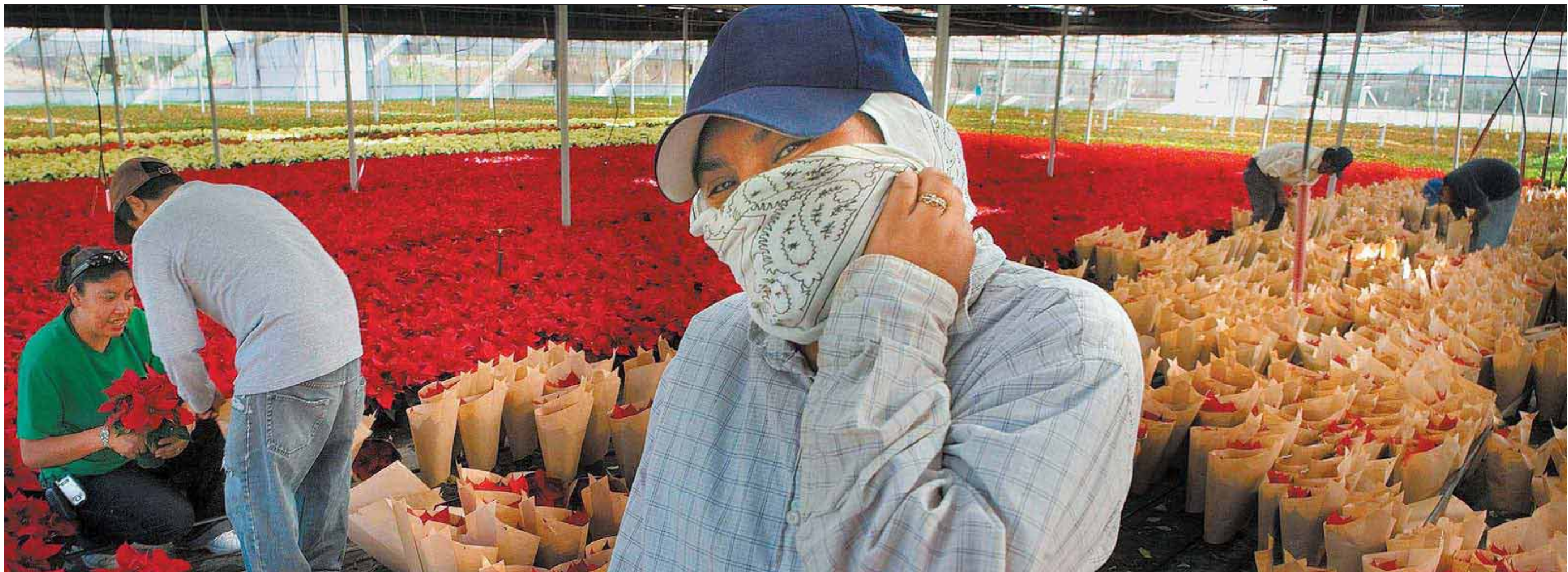


Foto (Ausschnitt) Fernando Moleres/lat

Gärtner raus!

In den USA wächst der Zorn auf illegale Einwanderer. Beobachtungen in den reichen Hamptons bei New York **VON HEIKE BUCHTER**

Die Briefe liegen schon bereit. Das US-Heimatschutzministerium droht darin Arbeitgebern, die wissentlich illegale Arbeitnehmer beschäftigen, mit strafrechtlichen Konsequenzen. Mitte September sollten die Razzien beginnen. Doch Ende vergangener Woche stoppte ein Bundesrichter diese schärfere Gangart gegen Illegale mit einer einstweiligen Verfügung. Der Gewerkschaftsbund AFL-CIO hatte das beantragt. Der harsche Streit wirft ein Schlaglicht auf ein wachsendes Problem in den Vereinigten Staaten. Er dreht sich um die vielen Millionen Menschen, die dort ohne Papiere leben – und arbeiten. Lange Zeit wurde das von der Mehrheit der US-Bevölkerung akzeptiert. Nun spaltet der Konflikt die Gesellschaft.

Eine belebte Straßenkreuzung vor dem Ortseingang von Southampton an der noblen Küste in der Nähe von New York. Ein Brennpunkt. Kurz vor acht Uhr Samstag früh haben sich hier 150, vielleicht sogar 200 Männer versammelt. Sie tragen Jeans, verwaschene T-Shirts, Arbeitsschuhe. Ihre dunklen Gesichter und schwarzen Haare verraten, dass sie aus Lateinamerika stammen. Es sind Tagelöhner, die darauf warten, von einem der vorfahrenden Pick-up-Trucks eingeladen zu werden.

Es geht um zehn oder zwölf Stunden Einsatz auf Baustellen, auf den Feldern der umliegenden Baum-

schulen, um die Pflege der großen Gärten der Villenbesitzer. Mitten unter ihnen: ein rotblonder Mann mit sonnengegerbtem Gesicht in Shorts und Arbeitsboots. Er trägt eine tischdeckengroße Amerikafahne und notiert sich auf einem Block die Kennzeichen der Fahrzeuge, in die Arbeiter einsteigen. Ja, meint Thomas Wedell und deutet auf die Umstehenden, die sollte man alle deportieren.

Wedell kommt täglich hierher – wie die arbeitssuchenden Männer. Seinen Job als Bauarbeiter habe er an die illegalen Tagelöhner verloren. »Die arbeiten für viel weniger Geld und haben die Preise kaputt gemacht. Kein Amerikaner kriegt hier noch Arbeit«, behauptet er. Der Fahrer eines Pick-ups bringt ihm einen Kaffee, andere hupen und winken im Vorbeifahren. Der 47-jährige Vater von vier Kindern hat seine eigene Protestgruppe gegründet: Anti-Illegal Immigrant Association. Mitglieder seien Kollegen vom Bau, die ebenfalls durch die Billigkonkurrenz der Latinos geschädigt würden.

Eigentlich passen weder Wedells Protestaktion noch die wartenden Tagelöhner zu Southampton. Das Städtchen, gegründet von englischen Einwanderern, die einst mit der *Mayflower* ins Land kamen, hat laut letzter offizieller Zählung 55 000 Einwohner und gehört zu der legendären »Goldküste« an der Spitze Long Islands. Wenige Autostunden oder

einen schnellen Hubschraubertrip von New York entfernt. Wer es dort zu etwas gebracht hat, unterhält ein Zweitanwesen in dieser Gegend. Hier versammeln sich die Schönen, die Berühmten und vor allem die Reichen der Metropole. Hollywood-Regisseur Steven Spielberg verbringt seine Ferientage hier, genauso die Spekulantengänge George Soros. Die einstigen Kartoffelfläcker gehören zu den teuersten Grundstücken der Nation. Ein Rekord waren im Mai die 103 Millionen Dollar, die der Finanzier Ron Baron für 16 Hektar zahlte.

Entlang Southamptons Hauptstraße reihen sich liebevoll restaurierte Backsteingebäude, weiß gestrichene Kirchen und Häuser im neugotischen Kolonialstil. Es gibt Boutiquen, Antiquitätenhändler, eine Buchhandlung und Coffeshops. Davor parken Automodelle der Oberklasse: Mercedes, Audi, Porsche und der eine oder andere Bentley. Jenseits der Hauptstraße versperren meterhohe Hecken den Blick auf Villen im Stil französischer Châteaux oder englischer Herrensitze. Die illegalen Arbeiter kümmern sich um die Bedürfnisse dieser wohlhabenden Neubürger. Sie streichen Zäune, legen Terrassen an, mähen die Parkanlagen. »Das Baugewerbe und Landschaftsgärtnerei sind inzwischen die beiden wichtigsten Gewerbe hier«, sagt Andrew Keshner, Lokalreporter bei der *Southampton Press*.

Die ortsansässigen Unternehmen setzen schon lange auf die Arbeitskräfte ohne Papiere, die zum Billiglohn auf Abruf verfügbar sind. Und je mehr sie einsetzen, desto mehr tauchen an der Straßenkreuzung auf. »Die Jungs machen meist die gröberen Arbeiten, wie Sprengelanlagen im Garten verlegen oder Mauern aufziehen – eigentlich alles bis auf Elektriker- und Klempneraufgaben«, sagt ein Generalunternehmer, der auf Long Island jahrelang Privathäuser erstellt hat. Bei Spekulationsobjekten, wo es besonders auf die Kosten ankommt, arbeiten die meisten Illegalen, die im Schnitt 15 Dollar pro Stunde bekommen. »Bar auf die Hand, versteht sich.« Ohne Krankenversicherung oder andere soziale Abgaben.

Für legale Arbeitskräfte zahlt ein Bauherr in der Regel 25 bis 35 Dollar pro Stunde. Die Illegalen verdienen im US-Schnitt zwischen 8 und 10 Dollar pro Stunde. So meldet es das National Day Laborer Organizing Network, ein Verband, der sich für die Rechte der Tagelöhner einsetzt. Wenn sie Glück haben und täglich Arbeit finden, verdienen sie im Schnitt 1450 Dollar im Monat, wenn es schlecht läuft 500 Dollar. Der Generalunternehmer rekrutiert seine Truppe ohne Papiere inzwischen lieber durch Mundpropaganda oder Subunternehmer. »Wenn man sie am Straßenland auflädt, wird man vor allem hier draußen schräg angeschaut.«

Der Kompromiss des Bürgermeisters sorgte erst recht für Ärger

Die morgendliche Versammlung von Hunderten dunkler Fremder an den Straßenrändern hat nämlich schon zu Beschwerden geführt. Sie kamen von den fast ausschließlich weißen Alteingesessenen. Zur Explosion kam es ausgerechnet, als der Bürgermeister Mark Epley glaubte, eine brauchbare Lösung zur Entspannung gefunden zu haben. Auf einem freien Rasenplatz, umgeben von einer frisch gepflanzten Thujahecke, wollte er einen sogenannte *hiring site* einrichten, einen Ort, an dem Tagelöhner und ihre Arbeitgeber diskret zueinanderfinden sollten. Verborgen von den Blicken der Öffentlichkeit.

Solche *hiring sites* oder *hiring halls* gibt es in anderen Gemeinden in der Umgebung schon. Doch in Southampton löste die Initiative heftige Gegenwehr aus. Pamela Greinke gehört zu den Freiwilligen, die jeden Samstag hierherkommen, um mögliche Übergriffe der Anti-Illegalen-Protestierer zu verhindern. Sie ist Mitgründerin von Ola, einer lokalen Organisation, die den Immigranten hilft und unter anderem Englischkurse anbietet. »Als wir im Februar vergangenen Jahres

eine öffentliche Anhörung zu dem Vorschlag abhielten, brachen die Proteste los«, berichtet sie. Demonstranten versammelten sich wochenlang vor dem Haus des Bürgermeisters und verfolgten seinen Sohn mit einer Videokamera. Dann reichten drei Familien eine Klage gegen die Stadtoberen ein. Der schloss sich auch der Kämmerer der Großgemeinde an. Das Argument der Kläger: Das Grundstück dürfe nicht auf Kosten der Steuerzahler in ein kommerzielles Anwesen umfunktioniert werden, sondern müsse als Park erhalten bleiben. Der Richter erließ eine einstweilige Verfügung. Das Verfahren läuft. Der *hiring site* liegt brach, ein Plastikband mit der Aufschrift »Police« ist quer über die Zufahrt gespannt.

Jetzt demonstrieren Rentner gegen die Tagelöhner

Herbert McKay gehört auch zu den Gegnern dieses Platzes. »Hier werden konstant Gesetze gebrochen, und unser Staat lässt es einfach zu«, sagt der pensionierte Finanzverwalter der Feuerwehr-gewerkschaft. Die weißen Haare hat er militärisch kurz geschnitten, sein Händedruck ist fest. Er ist aus New York in die Hamptons gezogen, ins benachbarte Montauk. Vor einigen Jahren hat der Rentner begonnen, den Widerstand gegen die Tagelöhner in der Region zu organisieren. Suffolk County Coalition for Legal Immigration heißt seine Organisation, zu der nach seiner Auskunft »Ärzte, Anwälte und Arbeiter« gehören.

Warum das Ganze? McKay nennt die Überfüllung der örtlichen Schulen mit Ausländern. Mit »illegal aliens«, wie McKay die Arbeiter und ihre Familien ohne Papiere nennt. Außerdem überlasten sie nach seiner Meinung das Gesundheitssystem. »Die Krankenhäuser müssen sie ja behandeln, auch wenn sie nicht versichert sind. Auf den Kosten bleibt der Steuerzahler sitzen«, sagt er. Darauf sei das Millionenloch im Etat der regionalen Klinik zurückzuführen. Die Illegalen seien auch für viele Verkehrsunfälle verantwortlich. »Die haben keinen Führerschein, wenn etwas passiert, hauen sie einfach ab.« Vor allem aber ruinierten sie den Arbeitsmarkt. »Das ist Lohndumping.«

So wie in Southampton geht ein Riss durch viele Gemeinden in den USA. Während täglich neue Wellen von Immigranten in das Land drängen, fühlen sich die Kommunen von der Regierung alleingelassen. Verschärft hat sich diese Stimmung, nachdem eine von Präsident Bush betriebene Einwanderungsreform am Widerstand im US-Kongress gescheitert ist. Viele in seiner eigenen Partei sind dagegen.

Heute gibt es über sieben Millionen illegaler Beschäftigter in den Vereinigten Staaten. Allein 35 Prozent davon sind zwischen 2000 und 2005 ins Land gekommen, fand das Pew Hispanic Center heraus, ein unabhängiges Forschungsinstitut. Über die Hälfte davon ist im Baugewerbe oder in der Gastronomie beschäftigt. Landwirtschaftsverbände schätzen, dass 70 Prozent der Farmarbeiter ohne Papiere arbeiten. Gegen diesen Trend melden sich heute Freiwillige aus fast allen Bundesstaaten beim Minuteman Civil Defense Corps. Das ist eine Art privater Grenzmiliz, die republikanischen Milieus sehr nahesteht. Die Minutemen spüren – in der Regel bewaffnet – illegale Einwanderer an der mexikanisch-amerikanischen Grenze auf. 140 neue lokale Minutemen-Verbände gibt es inzwischen von Missouri, Kansas über Illinois bis zu den traditionell liberalen Neuenglandstaaten.

Im ganzen Land hört man heute Klagen wie in Southampton, über überlastete Schulen und eine Kostenexplosion im Gesundheitswesen und einen Anstieg der Kriminalität. »Diese Argumente werden angeführt, aber in Wirklichkeit ist es Fremdenangst«, sagt Pablo Alvarado vom National Day Laborer Organizing Network. »Ohne uns hätte die amerikanische Mittelschicht ihre Lebensqualität in den vergangenen Jahren nicht so deutlich erhöhen können. Wir passen auf die Kinder

auf, kochen, putzen, gärtnern und räumen den Dreck weg.« Zwar haben die Arbeiter keine Aufenthaltsgenehmigung, aber viele zahlen dennoch Steuern. Die Finanzbehörde IRS vergibt entsprechende Steuernummern und meldet die Daten nicht weiter an die Einwanderungsbehörde. Damit hoffen viele Illegale, sich langfristig für eine Einbürgerung zu qualifizieren.

In der Öffentlichkeit hört man aber häufiger Leute wie den Wirtschaftsjournalisten Lou Dobbs. Sein Erfolg hat den Sender CNN veranlasst, dem selbst ernannten »Populisten« eine eigene Sendung zu geben. Jüngst schockte er wieder einmal mit einer Nachricht: Die Illegalen schleppen Seuchen wie Tuberkulose und Lepra ins Land. Solche Berichte bleiben nicht ohne Folgen. »Die Zwischenfälle häufen sich«, sagt Schwester Margaret Smythe.

Sie trägt statt der Tracht einen pink Pullover zum Sommerrock. Auf dem Konferenztisch mit dem bunten Tischtuch steht eine Palette Dosenbohnen – Spenden für die Gemeinde –, auf dem Regal tront eine Marienstatue. Ihr Orden betreibt im ersten Stock eines Ziegelbaus das North Fork Spanish Apostolate, eine Mission für Immigranten in Riverhead, der Nachbargemeinde von Southampton. Weil die Mieten dort niedriger sind als in den Küstenorten, leben die meisten Tagelöhner hier. Wohnungen sind teuer.

Immer wieder gibt es Ärger mit den Behörden, weil die Häuser überfüllt sind. »Da lebt eine Familie zu fünf in einem Zimmer, die Kinder schlafen auf dem Boden«, berichtet die Schwester. Einige Arbeitgeber zahlten nicht den vereinbarten Lohn, manche Arbeiter würden nach Schichtende vom Auftraggeber einfach ausgesetzt – ohne Auto heißt das für sie oft stundenlange Fußmärsche nach Hause. Außerdem werden ihnen Pausen oder Wasser vorenthalten. Polizisten hielten südamerikanisch aussehende Fahrer auf. Teenager bespuckten die wartenden Tagelöhner. Schwester Smythe ist seit Jahrzehnten in der Immigrantentarbeit tätig. Jetzt sagt sie: »Das macht mir Angst.«

Die Rückkehr nach Peru wäre auch keine Lösung

»Bei uns ist es ordentlich«, betont Pat Blanco. Er kam 1960 aus Puerto Rico nach Glen Cove. Die Kleinindustrie des Ortes, eine halbe Autostunde von Manhattan entfernt, wurde Anfang der neunziger Jahre zum Anziehungspunkt für illegale Arbeiter. »Es gab immer wieder Zusammenstöße zwischen den Alteingesessenen und den Männern«, erzählt der Gründer von Fuerza Unida. Als Hispano habe er sich berufen gefühlt, einzugreifen. Er überredete den Bürgermeister 1994, eine *hiring hall* einzurichten – die Erste ihrer Art. Nur ein diskretes Schild weist auf die Einrichtung hin, die sich ein Werksgebäude im Industriegebiet mit einer Swimmingpoolfirma, einer Schreinerei und der Abwasserentsorgung teilt.

In der Halle mit dem Betonboden warten etwa zwanzig Männer auf Klappstühlen. Die Jobs werden hier per Lotterie zugeteilt – damit es nicht zu Drängereien kommt. Da sitzt zum Beispiel Fernando, der in San Salvador Architekt war. Er hat unter anderem Notunterkünfte für Erdbebenopfer gebaut. Doch nach dem Bürgerkrieg herrschte Chaos. »Zu viele Jungen, die nichts als Schießen gelernt haben.« Er würde gerne Englisch lernen. Die Kurse bei Fuerza Unida seien bloß immer ausgebucht. »Wirklich helfen will uns doch keiner – so können sie mit uns machen, was sie wollen«, sagt Fernando.

Und da ist Javier. Er kommt schon seit ein paar Jahren. Im Jahr 2000 hat er es aus Peru illegal über die mexikanisch-mexikanische Grenze geschafft. Seine Frau und die beiden Kinder, die er in Lima zurückließ, hat er seither nicht mehr gesehen. Den American Dream, es hier zu etwas zu bringen, hat er abgeschieden. Aber zurück kann er auch nicht, glaubt er. »Mit 51 bekomme ich in Peru doch keinen Job.«

Abschied von der Kakerlakenfalle

Viele europäische Unternehmen ziehen ihre Aktien vom Handel an der Wall Street zurück **VON HEIKE BUCHTER UND ANNA MAROHN**

Sie kamen mit großem Hello: Der Chemiekonzern BASF stellte im Jahr 2000 eine Parade bemalter Kühe auf die Wall Street, um seinen Einstand an der amerikanischen Börse zu begehen. Veba, die später im Energiekonglomerat E.on aufging, überdeckte vor zehn Jahren den roten Teppich mit einem in blauer Konzernfarbe und ließ Luftballons in den Börsenhimmel steigen. Stolz läuteten die Konzernchefs die Glocke zum Auftakt. Vom »Aufbruch des Konzerns in eine globale Ära« sprach E.on und BASF-Chef Jürgen Strube sagte, der Tag markiere den »Übergang zu einem transatlantischen Unternehmen«.

Nun gehen sie mit einem leisen Goodbye. In diesen Tagen vollziehen E.on, und BASF ebenso ihren Rückzug von der US-Börse wie der französische Lebensmittelhersteller Danone und die Schweizer Zeitarbeitsfirma Adecco. Der deutsche Chemiekonzern Altana und der Produzent von Carbonprodukten SGL Carbon haben ihre Notierung aufgekündigt, Bayer überlegt noch. Ein Exodus hat begonnen. Dass der erst jetzt stattfindet, hat vor allem einen Grund: Er war lange praktisch unmöglich.

Denn was die euphorischen Vorstände bei ihrem Debüt in den USA nicht ahnten: Sie hatten soeben in das »Roach-Motel« eingeecheckt. So verspotteten Insider die Wall Street wegen ihrer strikten Regeln für einen Abschied – eine Anspielung auf Klebefallen für Kakerlaken.

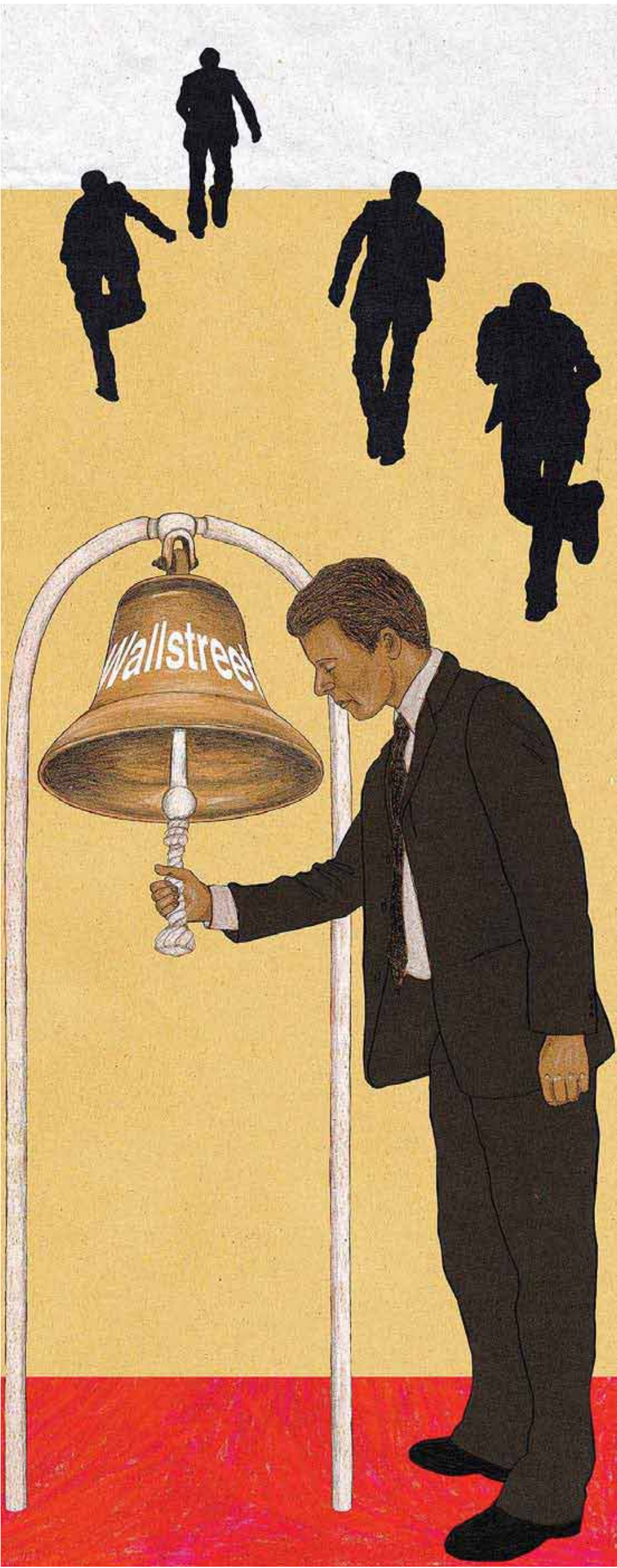
So war es zwar theoretisch schon immer relativ einfach, die Notierung an der New York Stock Exchange zu kündigen. Aber damit waren die Unternehmen noch längst nicht aus der Falle. Als wahre Hürde erwies sich nämlich die Abmeldung bei der amerikanischen Börsenaufsicht SEC. Die verlangte noch bis Juni dieses Jahres den Nachweis, dass das betreffende Unternehmen weniger als 300 US-Anteilseigner zählte. Ein fast unüberwindliches Hindernis. Nach der revidierten Regelung reicht es nun aus, dass der durchschnittliche tägliche Aktienumsatz des Unternehmens in den USA unter fünf Prozent des weltweiten Handelsvolumens beträgt. Für viele ausländische Unternehmen kein Problem. »Der meiste Handel läuft mittlerweile elektronisch beziehungsweise direkt an der Frankfurter Börse«, sagt BASF-Sprecher Michael Grabicki.

Wichtige Börsengänge finden zunehmend woanders statt

So wie die von BASF dümpelten die Aktienumsätze zahlreicher Unternehmen in New York vor sich hin. »Wir sind 1996 an die Wall Street gegangen, um die zweite Tranche der Aktien möglichst kurzschonend unterzubringen«, sagt Stefan Wortmann von SGL Carbon, »zudem haben damals viele amerikanische Investoren nur vor Ort notierte Papiere gekauft.« Die Zeiten haben sich geändert: Die meisten institutionellen Anleger kaufen heute Aktien an der Heimatbörse des Unternehmens. Dort ist der Umsatz höher und der Handel einfacher.

Mit neuen Regulierungen wie dem Sarbanes-Oxley-Act wurden Aufwand und Kosten einer Notierung an der Wall Street zudem größer, die Haftung für Vorstände strenger – so mancher Konzern hätte sich gern früher als später davongemacht.

Dass die New Yorker Börse die Unternehmen gehen lässt, hat vor allem mit eigener Furcht vor Bedeutungsverlust zu tun. Wo keiner mehr rauskommt, will im Zweifel auch niemand mehr rein. 2004 hatte das Deutsche



Aktieninstitut zusammen mit anderen Verbänden eine Initiative gestartet, um »aus dem Korsett der Umklammerung herauszukommen«, wie Institutsvorstand Rüdiger von Rosen sagt. Jahrelang verhalten die Appelle. Die SEC erklärte ihr Regelwerk zum Standard, mit dem sich der Rest der Welt abfinden müsse. Schließlich verfügten die Amerikaner über den größten und wichtigsten Kapitalmarkt der Welt. Inzwischen mehren sich die Alarmzeichen: Keiner der zehn wichtigsten Börsengänge des vorigen Jahres fand an der Wall Street statt. Das Rekorddebüt der Industrial & Commercial Bank of China, die mehr als 16 Milliarden Dollar von internationalen Investoren einsammelte, teilten sich Shanghai und Hongkong. Noch vor wenigen Jahren wäre es undenkbar gewesen, eine solche Summe zu bekommen, ohne sich an der New York Stock Exchange zu präsentieren. Der Marktanteil der USA an den globalen Finanzdienstleistungen ist dem Branchenverband Sifma zufolge seit 2001 von 62 Prozent auf 52 Prozent gesunken.

»Dort herrschen teilweise Cowboymethoden«

Die Lobbyisten und Industriverteter in den USA machten daraufhin mit Erfolg gegen die von ihnen als Regulierungswut empfundenen Maßnahmen der Behörden mobil. Vor wenigen Wochen entschärften die obersten Börsenaufseher die Sarbanes-Oxley-Regeln – und plötzlich zeigte sich die SEC auch gegenüber den internationalen Unternehmen einsichtiger.

Die ergreifen nun die Möglichkeit zur Flucht. Die Kosten seien einfach zu hoch, klagen die Abschiedskandidaten. »Für uns sind das nach Sarbanes-Oxley 600 000 Euro extra im Jahr«, sagt Manfred Bender, Vorstand des mittelständischen Maschinenbauers Pfeiffer Vacuum. »Es war schon schön, dort gelistet zu sein und mit dem Börsenchef John Thaine auf dem Balkon zu stehen«, sagt er, »aber wenn wir unsere Pumpen produzieren, achten wir ja auch auf jeden Euro.«

Glaubt man jedoch Andrew Karolyi, Professor an der Ohio State University, machen die Abtrünnigen einen Fehler. Nach wie vor erhielten Unternehmen, die an einer US-Börse gelistet seien, eine Bewertungsprämie von bis zu 25 Prozent. Das hat Karolyi herausgefunden, als er die Kursentwicklung von Unternehmen analysierte, die über 16 Jahre hinweg ein Zweitlisting in New York oder London unterhielten. Das gelte nicht nur für Unternehmen aus Schwellenländern, die mit Defiziten auf dem heimischen Kapitalmarkt kämpften, sondern auch für Gesellschaften aus westlichen Industrieländern. Sarbanes-Oxley sei nur ein Vorwand für jene europäischen Unternehmen, die das transparente US-Umfeld scheuten, glaubt Karolyi. Grabicki von BASF entgegnet: »Wir behalten einige der strengen Berichtspflichten bei.«

Die strengen Haftungsvorschriften mögen für den ein oder anderen Vorstand dennoch ein zusätzliches Argument gewesen sein, die Schlussglocke an der Wall Street zu läuten. Der deutsche Aktienlobbyist von Rosen räumt ein, dass viele Unternehmer sicher keine Lust hätten, sich der zusätzlichen Haftungspflichten auszusetzen. »Das sind teilweise Cowboymethoden, die da herrschen«, sagt er. »Umgekehrt müssen sich die amerikanischen Vorstände ja auch nicht in Europa verantworten.«

➤ Weitere Informationen im Internet: www.zeit.de/wirtschaft/maerkte

DIE WELT IN ZAHLEN

Die Familie geht vor

Unternehmen mit speziellen Angeboten für Arbeitnehmer mit Kindern (Angaben in Prozent)

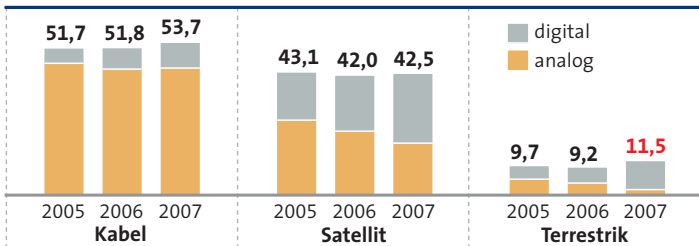
Individ. vereinbarte Arbeitszeit	2003	56,4
	2006	72,9
Telearbeit		7,8
		18,5
Kinderbetreuung im Betrieb	1,9	3,5
Weiterbildung in der Elternzeit	5,9	14,8
Rechtsberatung	6,2	25,4

ZEIT-Grafik/Quelle: IW

Nicht nur die Bundesregierung beschäftigt sich in jüngster Zeit intensiver mit der Förderung von Familien in Deutschland. Auch die Unternehmen tun mehr dafür, dass ihre Mitarbeiter Beruf und Kinder besser unter einen Hut bekommen. In einer Umfrage unter mehr als 1100 Arbeitgebern schätzen fast drei Viertel Familienfreundlichkeit als wichtig ein. Drei Jahre zuvor waren es noch nicht einmal die Hälfte. Flexible Arbeitszeiten sind dabei wichtigstes Element familienfreundlicher Personalpolitik. Dank kostengünstiger Internet- und Telefonverbindungen hat beispielsweise die Telearbeit – also der Dienst vom heimischen PC aus – deutlich zugenommen.

Die Antenne kehrt zurück

Verteilung der TV-Übertragungswege (Angaben in Prozent)

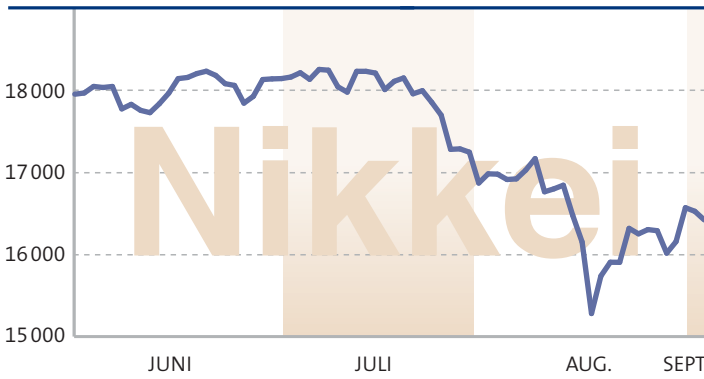


ZEIT-Grafik/Quelle: GSDZ

Wenn es darum geht, Deutschlands Mattscheiben zum Flimmern zu bringen, liegt das Kabel auf dem ersten Platz. 19,9 Millionen Haushalte verfügten im Juni 2007 über einen Kabelanschluss. Auf dem zweiten Platz steht mit 15,7 Millionen Haushalten die Satellitentechnik. Der terrestrische TV-Empfang erfährt eine kleine Renaissance: In 4,2 Millionen Haushalten steht eine Antenne. Davon nutzen knapp 90 Prozent die digitale Übertragung via DVB-T. Die ARD plant, ihre analogen Sender bis Ende 2008 abzuschalten.

Aktien

Entwicklung des Aktienindex Nikkei in den vergangenen drei Monaten



Weltbörsen

Nasdaq	2625	(+ 0,3 %)	Dax	7722	(– 3,2 %)
Euro Stoxx 50	4324	(– 4,7 %)	TecDax	939	(+ 2,5 %)
S & P 500	1484	(– 3,6 %)	Dow Jones	13 393	(– 2,1 %)

Stand: 4. 9. 2007, 18.00 Uhr, 3-Monats-Änderungen

Tops und Flops

Entwicklung der drei besten und schlechtesten Aktienmärkte der Schwellenländer in den vergangenen vier Wochen

MINUS	China	+ 11,9
	Mexiko	+ 4,2
	Südafrika	+ 4,0
	Ungarn	– 8,0
	Kolumbien	– 10,3
	Pakistan	– 10,9
		PLUS
		in Prozent

Zinsen

Anlagedauer	Stand 03.09.07	
	Täglich verfügbare Anlage	1,00 - 5,00
1 Monat	Termingeld (Zinsen)	1,60 - 4,10
1 Jahr	Finanzierungsschätze	3,75
5 Jahre	Bundesobligationen Serie 150	4,14
6 Jahre	Bundesschatzbriefe Typ A	3,95
7 Jahre	Bundesschatzbriefe Typ B	4,00
10 Jahre	Sparbriefe (Zinsen)	3,95 - 4,85
	Börsennotierte öff. Anleihen	4,27 - 4,57
	Pfandbriefe	4,51 - 4,68
Hypothekenzinsen von Banken		Effektivzins
5 Jahre fest		4,60 - 5,69
10 Jahre fest		4,73 - 5,80

Quelle: FHM Finanzberatung

Konjunktur

Kennziffern ausgewählter Länder

Länder	BIP-Wachstum zum Vj.-Quartal	Erwerbslosenquote*	Inflationsrate
Angaben in Prozent			
Deutschland	2,5 II/06-II/07	6,4 7/07	1,9 8/07
Euroland	2,5 II/06-II/07	6,9 7/07	1,8 8/07
USA	1,8 II/06-II/07	4,6 7/07	2,4 7/07
Japan	2,3 II/06-II/07	3,6 7/07	0,0 7/07
Österreich	4,8 II/06-II/07	4,3 7/07	2,1 7/07

*Quelle: Eurostat

ZEIT-Grafik/Quelle: Datastream

FORUM

Bundesbank sollte Bankenaufsicht abgeben

Eine schlagkräftige Kontrollbehörde ist besser als das Nebeneinander und Gegeneinander zweier Institutionen **VON GERHARD SCHICK**

Nirgendwo sonst wirkt die Globalisierung so unmittelbar wie auf den internationalen Finanzmärkten. So brachen die Schwierigkeiten amerikanischer Immobilienbesitzer sowohl der Mittelstandsbank IKB als auch der Sachsen LB das Genick. Denn die Kredite wurden von US-Banken zu Bündeln gepackt und an Finanzinvestoren verkauft. Über spezielle Gesellschaften haben sich deutsche Banken am risikoreichen Kredithandel beteiligt. Aber es ist kein Naturgesetz, dass eine US-Krise deutsche Banken in die Knie zwingen muss. Mit besseren Regeln und besseren Institutionen würden wir hierzulande den Risiken des Finanzmarktes nicht so hilflos gegenüberstehen. Es ist an der Zeit, genau dafür zu sorgen.

Regulierungsvorschriften sollen zur Risikoversorge und -begrenzung führen. Doch dazu müssten die Risiken vollständig erfasst werden. Genau das geschah nicht: Die Zweckgesellschaften, die bei IKB und Sachsen LB zur Krise führten, wurden nicht berücksichtigt – die

dort vorhandenen Risiken nicht mit Eigenkapital abgesichert. Was sich dort abgespielt hat, davon hat die Bankenaufsicht höchstens oberflächlich Kenntnis. Hedgefonds und Private-Equity-Fonds unterliegen ebenfalls keiner Aufsicht. Damit gibt es einen Anreiz, Risiken aus dem regulierten Bereich in den unregulierten zu verlagern. Nötig wäre es, auch solche Fonds zu beaufsichtigen. Weil es lange dauern wird, das zu erreichen, ist es sinnvoll, beim Eigenkapital zu differenzieren: Kredite der Banken an unregulierte Gesellschaften sollten mit höherem Eigenkapital unterlegt werden als Kredite an regulierte Gesellschaften.

In Deutschland sind zwei Behörden für die Bankenaufsicht zuständig: die Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht (BaFin) und die Bundesbank. Doch mit diesen Institutionen ist es nicht gelungen, ein Übergreifen der US-Krise zu verhindern. Bei der IKB wurden die Risiken durch eine von der Bundesbank durchgeführte Prüfung offensichtlich nicht aufgedeckt. Anders bei der sächsischen Lan-

desbank: 2004 war die BaFin bei den irischen Tochtergesellschaften auf Missstände gestoßen. Die Aufseher waren aber nicht in der Lage, das Desaster zu verhindern. Erst als es da war, gab es ein effektives Krisenmanagement.

Deutschland braucht eine schlagkräftige Kontrollbehörde, die in der Lage ist, präventiv zu handeln. Dazu muss die BaFin personell gestärkt werden. Heute delegiert sie zu viele Aufgaben an Wirtschaftsprüfer mit der Folge, dass sie Informationen aus zweiter statt aus erster Hand erhält. Personelle Stärkung heißt dabei auch attraktive Gehälter, um Experten halten zu können, die sonst von den Banken abgeworben werden. Eine Mager-Aufsicht, wie wir sie bisher bei der BaFin haben, ist langfristig teuer, das zeigen die aktuellen Fälle.

Zweitens muss das Nebeneinander von Bundesbank und BaFin überwunden werden. Dem Schritt aus dem Jahr 2002, aus den verschiedenen Aufsichtsbehörden für die Bereiche Banken, Versicherung und Wertpapierhandel

eine Allfinanzbehörde zu bilden, muss der nächste Schritt folgen: die Bündelung der Bankenaufsicht bei der BaFin. Die Große Koalition streitet sich darüber, in welche Richtung die Schnittstelle zwischen Bundesbank und BaFin verschoben werden soll. Richtig wäre, stattdessen eine klare Zuständigkeit bei der BaFin zu schaffen. Denn im Neben- und Gegeneinander der Institutionen geht die eindeutige Verantwortlichkeit verloren.

Eine Reform der Bankenaufsicht muss auf deren Unabhängigkeit zielen. Der Einfluss der Branchenvertreter im Verwaltungsrat der BaFin muss zurückgedrängt werden. Es ist absurd, dass die, die kontrolliert werden, über ihre Aufsicht wachsen. Gegenwärtig kommen die Mittel für die Aufseher von der Branche selbst. Das darf bei einer für Wirtschaft und Verbraucher so zentralen Behörde nicht gelten. Um ihre Unabhängigkeit zu wahren, sollte sie über Steuern finanziert werden.

Gerhard Schick ist Obmann von Bündnis 90/Die Grünen im Finanzausschuss des Bundestags

MACHER & MÄRKTE

Recycling: Zu teuer

Im Streit um die Zukunft des Recyclings fordern grüne Politiker eine »Ressourcenabgabe« auf Plastikverpackungen und andere verwertbare Stoffe. Das geht aus einem Positionspapier von **Sylvia Kotting-Uhl** hervor, der umweltpolitischen Sprecherin der Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen. Der Vorschlag zur geplanten Novelle der Verpackungsverordnung soll demnächst von der Fraktion beschlossen werden. Die Abgabe solle »vom Handel« an eine neue »öffentlich-rechtliche Ressourcenagentur« gezahlt wer-



Die Grünen wollen die **GELBE TONNE** abschaffen

den, die Sammlung und Recycling von Wertstoffen ausschreibt und koordiniert. Die Abgabenhöhe soll sich an ökologischen Kriterien ausrichten: Für schweres Verbundmaterial müsste mehr bezahlt werden als für leichte Produkte aus reinem Plastik. »Im Handel würde sich so ein ökologisch nachhaltiges Produkt von kurzer Haltbarkeit gegenüber einem haltbaren aus gut recycelbarem Material deutlich verteuern«, heißt es in dem Papier. Im Gegenzug sollen die Lizenzgebühren an das privat organisierte Duale System (Grüner Punkt) wegfallen.

Bislang recycelt das Duale System (DSD) einen Großteil des Plastiks. Das jetzige Konzept gilt vielen Experten allerdings als gescheitert. So drücken sich beispielsweise Verpackungshersteller zunehmend um die Gebühren für den Grünen Punkt, weil Verbraucher ihre Plastikabfälle auch ohne dieses Zeichen in die gelbe Tonne werfen. Das treibt die Kosten für das DSD und die ehrlichen Produzenten. Kotting-Uhl kritisiert das DSD als »eines der teuersten Systeme zur Sammlung und zum Recycling von Verkaufsverpackungen in Europa, ohne das dies bessere Ergebnisse bringt als andere.« **ROH**

Briefträger: Zu billig

Nur vier Tage brauchten **ver.di** und der von der Deutschen Post initiierte neue Arbeitgeberverband, um sich auf einen Mindestlohn zu einigen. Obwohl wesentliche Konkurrenten der Post nicht mit im Boot sind, soll er für die rund 200 000 Beschäftigten auf dem gesamten Briefmarkt gelten und – je nach Region – zwischen 8 Euro und 9,80 Euro liegen. »Die Untergrenze stellt sicher, dass die Beschäftigten ihren Lebensunterhalt mit ihrer Arbeit bestreiten könnten und nicht auf ergänzendes Arbeitslosengeld II angewiesen sind«, sagte **Andrea Kocsis** vom ver.di-Bundesvorstand.

Jetzt liege der Ball im Spielfeld der Politik, so Kocsis. Der Mindestlohn muss nämlich noch für allgemein verbindlich erklärt werden, damit er für alle Unternehmen in der Branche verpflichtend wird. Dafür ist jetzt zunächst der Tarifausschuss zuständig, in dem die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA) ein maßgebliches Wort mitzureden hat. Bislang stand sie Mindestlöhnen sehr skeptisch gegenüber. Allerdings: Selbst wenn das Gremium den Antrag der Tarifpartner ablehnen sollte, hat Bundesarbeitsminister **Franz Müntefering** die Möglichkeit, das erforderliche Verfahren in Gang zu setzen. Er befürwortet schon lange einen Mindestlohn. **TF**

Stefan Müller, CSU-Arbeitsmarktpolitiker und zweiter Vorsitzender der Arbeitnehmergruppe, glaubt, »dass sich dem niemand mehr in den Weg stellen wird«. Es gebe Handlungsbedarf, »weil die Konkurrenten der Post den Beweis schuldig geblieben sind, dass es kein Lohndumping gibt«. Jemand, der Vollzeit arbeite, müsse davon auch leben können. Zurzeit sind auf dem Briefmarkt rund 8400 Beschäftigte zusätzlich auf staatliche Hilfe angewiesen. **Ralf Brauksiepe**, arbeitsmarkt- und sozialpolitischer Sprecher der CDU/CSU-Fraktion, formulierte zu Beginn der Woche hingegen noch etwas vorsichtiger: »Es besteht eine hohe Plausibilität, dass alle Voraussetzungen stimmen.« Er hofft allerdings, »dass noch möglichst viele Akteure am Markt eingebunden werden können«. Schließlich sei es im Interesse aller, eine vernünftige Lösung zu finden.

Die beiden Hauptkonkurrenten der Post, die Pin AG und TNT-Post, reagierten indes mit harscher Kritik. Der neue Tarifvertrag halte weder verfassungsrechtlichen, kartellrechtlichen noch tarifrechtlichen Bedenken stand. Zudem, so die Post-Kontrahenten, könnten die Löhne eines Exmonopolisten nicht als Maßstab für eine gesamte Branche gelten. Der frisch gekürte Verbandschef Wolfhard Bender kann derlei Argumente nicht nachvollziehen. Er weist auf das Lohnniveau in anderen Branchen hin: »Auch eine Abrisshilfskraft am Bau verdient 9,40 Euro.« **LÜT**

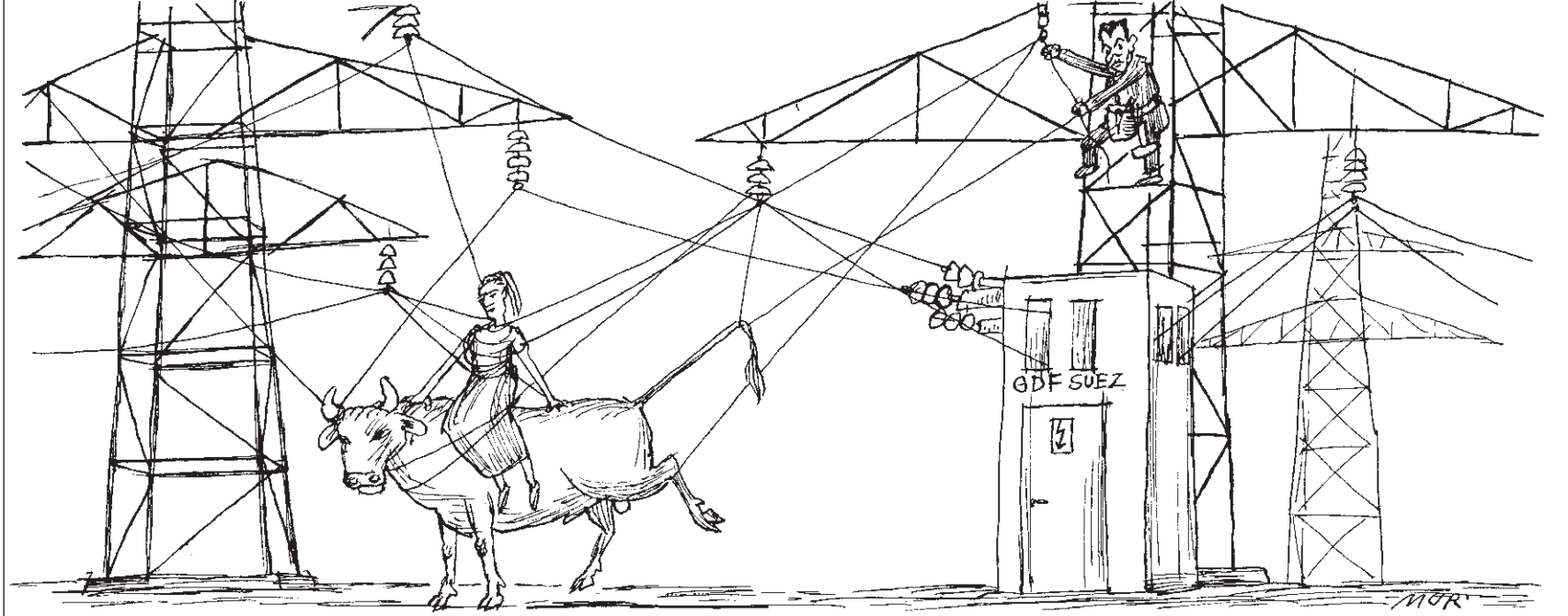
Kommunen: Zu privat

Um ihren Schuldenberg abzutragen und so den Haushalt aufzupolieren, privatisieren Stadtkämmerer gern kommunalen Besitz. Eine aktuelle Umfrage von **Ernst & Young** unter 300 Städten zeigt: Jede dritte Kommune mit mehr als 100 000 Einwohnern plant, in den kommenden drei Jahren zumindest Teile ihrer Vermögenswerte wie Wohnungen oder Entsorgungs- und Versorgungsbetriebe zu versilbern. Allerdings gibt es auch gegenläufige Bestrebungen. Laut Umfrage will jede zehnte Stadt »rekommunalisieren«, also ihre ehemaligen Unternehmen zurückkaufen. »Die erhofften Vorteile der Privatisierung sind mancherorts nicht eingetreten«, sagt **Klaus Paffen** von Ernst & Young. Die Privaten seien nicht immer kostengünstiger als öffentliche Betriebe. Zudem versuchen einige Städte, so wieder mehr politischen Einfluss zu gewinnen. Sie verdienen auch nicht schlecht an den eigenen Unternehmen, wie eine Untersuchung des Instituts der deutschen Wirtschaft zeigt. Zwischen 1999 und 2004 verbuchten westdeutsche Gemeinden ein Plus von 240 Prozent in der Abwasserentsorgung, in Ostdeutschland waren es sogar 280 Prozent. **MHI**

Trend: Zum Pingpong

Amerikanische Marktforscher haben einen wichtigen neuen Trend unter städtischen Jugendlichen ausgemacht: Sie spielen Pingpong. »Sieht so aus, als sei das die nächste brandheiße Retro-Hipster-Aktivität«, sagt **Nancy Bentley** von der führenden New Yorker Trendforschungsgesellschaft The Zandl Group. Modische Nachtclubs an den Ost- und Westküsten hätten Tischtennisplatten aufgestellt. »Junge Erwachsene«, heißt es bei der Zandl Group, »kultivieren diese Kombination von Retro-Wettbewerben aus ihrer Kindheit und Erwachsenenunterhaltung.« Die Firma, die seit Jahrzehnten große Markenkonzerne bei der Gestaltung ihrer Produkte und ihrer Werbung berät, beobachtet das vor allem unter dem Gesichtspunkt künftiger Profite. »Das ist eine Chance für Sponsorenverträge«, sagt Bentley. »Und wir erwarten, dass Tischtennis bald in Werbespots zu sehen sein wird.« **TF**

MURSCHETZ



SARKOZY REGELT DEN STROMMARKT

ARGUMENT

Man muss den Spekulanten leider helfen

Die Notenbanken dürfen nicht zu hart sein. Der Aufbau von Vertrauen ist wichtiger **VON ROBERT VON HEUSINGER**

Krise? Welche Krise? So wird auch das Gros der Notenbanker denken, die sich am heutigen Donnerstag in Frankfurt treffen. Es ist die erste Zusammenkunft des Rates der Europäischen Zentralbank (EZB) nach der Sommerpause, die alles andere als ruhig war. Dennoch sind die Krisensymptome auf den ersten Blick nicht so leicht zu identifizieren: Die Aktienmärkte notieren noch nicht einmal zehn Prozent unter ihren Rekordhöchstständen von Mitte Juli. Die Risikoaufschläge für Unternehmensanleihen sind im August zwar gestiegen, aber waren sie vorher nicht viel zu niedrig? Und am Devisenmarkt hat sich vor allem der zuvor sehr billige Yen etwas verteuert. Vernünftige Korrekturen, könnte man meinen.

Den Stress im Finanzsystem entdeckt nur, wer auf die Geldmärkte schaut, dorthin also, wo sich Banken untereinander Geld für ein paar Tage bis hin zu ein paar Monaten leihen. Dort findet entweder gar kein Handel mehr statt oder nur zu ungewöhnlich hohen Zinssätzen. In den vergangenen zwei Wochen hat sich Dreimonatsgeld um 30 Basispunkte auf 4,7 Prozent verteuert – und das, obwohl die EZB immer wieder mit frischem Geld versucht hat, Liquiditätsengpässe zu verhindern. Und das, obwohl seit einer Woche ziemlich klar ist, dass die EZB entgegen ihrer Ankündigung Anfang August den Leitzins nicht erhöhen wird. Das wäre viel zu riskant. Denn die gegenwärtige Krise ist ernst und ohne Beispiel.

Sie ist ernst, da es für eine Volkswirtschaft nichts Schlimmeres gibt, als Misstrauen der Banken untereinander. Ohne Vertrauen funktioniert das auf Kredit basierte System nicht. Wobei es ziemlich egal ist, ob Geld in letzter Instanz durch Gold gedeckt ist oder es sich um reines Papiergeld handelt. Aber warum trauen die Banken sich nicht mehr über den Weg? Weil sie wissen, wie es im eigenen Haus aussieht, und daraus auf die Situation in den anderen Instituten schließen? Weil sie mit noch weiteren Schreckensnachrichten à la IKB und SachsenLB rechnen? Beide Banken hatten ein zu großes Rad in den neumodischen, strukturierten Forderungen gedreht, waren in Liquiditätsnöte geraten und mussten gerettet werden. Warum sollen eigentlich Investoren und Kunden den Banken trauen, wenn die, die es am besten wissen müssten, kein Vertrauen mehr zueinander haben?

Die Krise ist ohne Beispiel, weil es sich um die erste Krise des modernen, verbrieften Kapitalismus

handelt. Diese Spielart des Kapitalismus hat in den vergangenen zehn Jahren immer mehr Risiken handelbar gemacht – bis hin zu Immobilienrisiken im letzten Winkel Idahos. Und plötzlich ist die regionale Immobilienkrise in Amerika ein Weltereignis, da die Hypothekenforderungen durch kaum zu durchschauende Wertpapiere rund um den Globus verteilt sind. Sie liegen in den Bilanzen der Banken in Shanghai oder Peking genauso wie in Düsseldorf (IKB) oder Leipzig (SachsenLB).

In früheren, national begrenzten Immobilienkrisen wussten Notenbank und Finanzministerium relativ rasch, wie schlimm es um die heimischen Banken bestellt war, und konnten entsprechend reagieren. Die gegenwärtige Krise hat dagegen niemand auch nur ansatzweise im Griff. Ja, sie wird noch nicht einmal als solche von allen Verantwortlichen verstanden.

Fehler im System

Die Zentralbanken dürfen nicht zulassen, dass die Finanzkrise ihren Lauf nimmt. Denn wenn die Kredite versiegten, würden alle leiden, vor allem jene, die noch nie etwas besessen haben

Das trifft auch für die Ratsmitglieder der EZB zu. Sie ergehen sich lieber in philosophischen Debatten, ob man Spekulanten helfen dürfe, als konkrete Rettungspläne zu entwerfen, wie aus Notenbankkreisen zu erfahren ist. Unter dem Schlagwort »Moral Hazard« kommen auch in der öffentlichen Debatte viele gut gemeinte, aber völlig unangemessene Ratschläge. Moral Hazard bezeichnet das Phänomen, dass der Abschluss einer Versicherung Anreize für riskanteres Verhalten setzt. Man ist ja schließlich versichert. Weil so auch die Spekulanten dächten und handelten, sollten sie bitte kräftige Verluste erleiden, damit sie das nächste Mal vorsichtiger zockten. Auf jeden Fall sollten die öffentlichen Stellen, also Notenbank und Finanzministerium, alles unterlassen, was die Krise mildern könnte.

So spricht der gesunde Menschenverstand. Es ist tatsächlich schwer einzusehen, warum nun gerade denen durch staatliche Eingriffe geholfen werden soll, die in den Jahren zuvor dank ihrer

Wetten Millionen und Milliarden Euro gescheffelt haben. Aber wer jetzt zuschaut, wie die Krise ihren Lauf nimmt, riskiert, dass sich das kapitalistische System selbst zerstört. Dann leiden alle, vor allem aber die, die noch nie etwas besessen haben. Das ist und bleibt die Krux des Systems, das auf Krediten aufbaut.

Was tun? Die EZB muss dafür Sorge tragen, dass vor allem die Banken, die in argen Finanzierungsnöten stecken, an Zentralbankgeld kommen. Wie kommt man als Bank an Zentralbankgeld? Indem man Sicherheiten bieten kann, gegen die die Notenbanken des Eurosystems Geld ausgeben. Die Notenbank hat eine strenge Liste an Wertpapieren, die sie als Sicherheiten akzeptiert. Dort sind längst nicht alle Titel drauf und vor allem nur gut benotete. Alles schlechter als »A minus« akzeptiert das Eurosystem nicht. Das führt in der aktuellen Situation dazu, dass die Banken, die sich mit ihren guten Sicherheiten überall am Markt Liquidität besorgen können, dieses auch bei der Europäischen Zentralbank können. Die anderen, die weniger gute Papiere besitzen, bekommen weder am Markt noch bei der Zentralbank Geld. Genau hier muss die Rettung ansetzen.

Die EZB muss alles dafür tun, dass die neumodischen Wertpapiere, die zurzeit unverkäuflich sind und das Misstrauen unter den Banken ausgelöst haben, wieder handelbar werden. Dazu müssen diese Papiere als Sicherheiten anerkannt werden, nicht zum vollen Nominalwert, sondern mit einem kleinen Abschlag. Doch sollte sich die Notenbank hüten, einen Marktpreis für diese Papiere zu ermitteln. Damit würde sie die Solvenzprobleme im Bankensektor eher noch verstärken. Zurzeit weiß niemand, was die mit Hypothekenforderungen und anderen Krediten unterlegten Wertpapiere tatsächlich wert sind. Deshalb muss die EZB wohl oder übel den Rating-Agenturen vertrauen, wohl wissend, dass die Bonität dieser Papiere in Wahrheit schlechter ist. Nur so lässt sich verhindern, dass die gefährliche Vertrauenskrise im Interbankenmarkt auf das gesamte Finanzsystem überschwappt.

Weiter Informationen im Internet: www.zeit.de/finanzkrise

WISSEN

Tod auf dem Platz
Wieder ist ein Profifußballer mitten
im Spiel zusammengebrochen.
Kardiologen diskutieren die Ursachen
des plötzlichen Herztods **Seite 40**



Die 30-jährige Deutschtürkin **MUTLU SAGIR** unterrichtet seit zwei Jahren in Duisburg Englisch und Deutsch. 80 Prozent ihrer Schüler stammen aus ausländischen Familien

Türken an die Tafel

Endlich entdeckt die Politik gut ausgebildete Migranten als Pädagogen. Sie sollen die Integration ausländischer Schüler erleichtern **VON MARTIN SPIEWAK**

Es war ein weiter Weg vom türkischen Malatya ins Lehrerzimmer der Gesamtschule Gelsenkirchen-Horst. Er führte Abbas Mordeniz von seinem Geburtsdorf in Ost-anatolien über einen Istanbuler Slum nach Deutschland, erst in eine Duisburger Turnhalle, später in ein Asylantenheim. Viele Jahre lebte er dort zusammen mit seinen Eltern und drei Geschwistern in einem Zimmer.

Als er mit fünfzehn an die Ruhr kam, hatte er noch kein Wort Deutsch gesprochen. Sein mühsamer Aufstieg auf der Bildungsleiter begann: von der Ausländerklasse in den Regelunterricht, von der Haupt- in die Gesamtschule, von der Universität ins Lehrerseminar von Gelsenkirchen. Seit Februar dieses Jahres unterrichtet Mordeniz an seiner Schule Mathematik, Türkisch und Sport. Und wenn er vor seiner Klasse steht, kann er es mitunter selbst noch kaum glauben, dass sein Traum tatsächlich in Erfüllung gegangen ist: »Ich wollte schon immer Lehrer werden.«

Vom kurdischen Flüchtlingskind zum deutschen Beamten: Geht es nach Schulministerin Barbara Sommer, dann soll es bald viele solcher Erfolgsgeschichten in Nordrhein-Westfalen geben.

Im neuen Schuljahr plant die schwarz-gelbe Landesregierung eine groß angelegte Werbekampagne unter Jugendlichen aus Einwandererfamilien zu starten: für den Lehrerberuf. Wie einst die Bundeswehr in Schulen für den Job in der Armee warb, will man nun Migrantenschülern den Beruf des Pädagogen schmackhaft machen.

»Wir brauchen diese Lehrkräfte dringend«, sagt Bildungsministerin Sommer. Sie sollen »Brücken bauen« zwischen der deutschen Schule und den Migrantenfamilien. Gleichzeitig werden die Lehrer ihren Schülern türkischer, russischer oder arabischer Herkunft ein Vorbild sein, hofft die CDU-Politikerin. Würden sie doch beweisen, »dass lernen sich lohnt« und man es auch als Zuwanderer zu etwas bringen könne.

Nicht nur Nordrhein-Westfalen setzt auf Multikulti im Lehrerzimmer. Aufgeschreckt durch schlechte Pisa-Ergebnisse und Ereignisse wie an der Berliner Rütli-Schule, entdeckt die Bildungspolitik neuerdings dort Ressourcen, wo sie bislang nur Probleme vermutete: bei den Zuwanderern selbst. Alle Kultusminister haben sich zu einer »erhöhten Einstellung von Lehrkräften mit Migrationshintergrund« verpflichtet. So steht es im Nationalen Inte-

grationsplan, den Bund und Länder Mitte Juli im Kanzleramt unterzeichneten. In Nordrhein-Westfalen plant man zudem, die Erfahrungen der bisherigen Migrantenlehrer in einem Netzwerk zu verknüpfen. »Mancher von denen fühlt sich etwas allein gelassen«, sagt Sommer.

Das ist durchaus wörtlich zu verstehen. Laut Schätzungen hat gerade einmal ein Prozent der Lehrer hierzulande ausländische Wurzeln. Nur für den sogenannten »muttersprachlichen Unterricht« haben die Bildungsbehörden in der Vergangenheit türkische, griechische oder italienische Lehrer engagiert. Da sie jedoch oft an mehreren Schulen unterrichten, sind die Sprachlehrer selten ins Kollegium integriert.

Migranten wollen Arzt oder Anwalt werden – aber sicher nicht Lehrer

Ansonsten ist das Personal in hiesigen Schulen (Reinigungskräfte ausgenommen) deutsch geblieben – ganz im Gegensatz zum Völkergemisch im Klassenzimmer. Denn mittlerweile stammt rund ein Viertel aller Schüler aus Zuwandererfamilien, Tendenz steigend. Bei den unter Fünfjährigen beträgt ihr Anteil

bereits 32 Prozent, in Großstädten gar das Doppelte: Zwei Drittel der Vorschulkinder in Nürnberg, Frankfurt oder Stuttgart haben mindestens einen Elternteil, der nicht in Deutschland geboren ist.

Doch weder die Einstellungspolitik noch die Lehrerbildung haben diese radikal gewandelte Schülerschaft bis vor Kurzem zur Kenntnis genommen. Selbst an Schulen, an denen Migrantenschüler bereits heute die Mehrheit stellen, findet man nicht selten keinen einzigen Pädagogen, der die Muttersprache dieser Schüler spricht oder ihre Kultur kennt. Das bekannteste Beispiel dafür lieferte im vergangenen Jahr eben die Berliner Rütli-Schule, deren Verfassung den Anlass für den Integrationsgipfel bot.

Nun plant die Politik sogar den radikalen Wechsel. Nicht nur die neuen Migrantenlehrer, sondern »alle Lehrkräfte in allen Fächern« sollen laut Integrationsplan in Zukunft stärker als Sprachhelfer und Kulturvermittler arbeiten. »Endlich stellt sich die Schule damit den demografischen Realitäten«, freut sich Armin Laschet, Integrationsminister in Nordrhein-Westfalen.

Fortsetzung auf Seite 40

Fairer Abgang
Exmatrikulationen haben nichts
mit den Studiengebühren zu tun

Von der Tagespresse über den Asta bis hin zur Hamburger Lokalpolitik, die meisten Kritiker sind sich einig: Ein »verheerendes Signal« und »verbarmungslos« sei das Vorgehen der Hamburger Universitätspräsidentin Monika Auweter-Kurtz, 1100 Studenten exmatrikulieren zu lassen. Sie haben ihre Studiengebühren fürs Sommersemester nicht gezahlt, auch die Nachfrist verstreichen lassen. Erinnerungen an die Hamburger Hochschule für bildende Künste (HfbK) werden wach, die kürzlich aus ähnlichen Gründen die Hälfte ihrer Studenten vorläufig hinausgeworfen hatte.

Doch aller Empörung zum Trotz. An der Universität Hamburg hat es im Gegensatz zur HfbK keinen organisierten Boykott gegeben. Schon in den Vorjahren, also vor Einführung der Studiengebühren, ist eine ähnliche Zahl von Studenten exmatrikuliert worden, weil sie schlicht ihre Semestergebühren nicht gezahlt hatten. Dafür gibt es viele Gründe: Erstsemester brechen ihr Studium ab, Langzeitstudenten geben auf. In den allermeisten Fällen ist es eine bewusste Abkehr von der Uni und hat mit den Studiengebühren nichts zu tun.

Natürlich klingt es in den Ohren der Studiengebühren-Gegner zynisch, wenn Auweter-Kurtz angesichts von 38 000 eingeschriebenen Studenten von einer normalen Abbrecherquote spricht. Aber sie hat recht. Wer die Exmatrikulationen als soziale Ungerechtigkeit durch Studiengebühren interpretiert, hat nicht verstanden, wie das System Universität funktioniert.

JAN-MARTIN WIARDA

Ich wollt, ich wär
ein Huhn
Streicheln im Computerzeitalter

Endlich gibt es die besondere Garderobe fürs Huhn. Adrian David Cheok, Direktor des Mixed Reality Lab der Universität Singapur, entwickelt »Wearable Computing«. Diese maßgeschneiderten Hardware-Textilien bringen Technik und Körper zusammen. Für Hühner schuf er eine Kollektion in Plüschrot.

Das Besondere daran: Während das Federvieh den neuen Anzug im Stall zur Schau trägt, streichelt sein Besitzer daheim eine mit Sensoren ausgestattete Hühnerattrappe. In Echtzeit werden die Zärtlichkeiten auf das Kleid übertragen. Darin sind Vibrationselemente eingebaut. Diese führen dieselben Streicheleinheiten auf dem Körper des Tiers im Stall durch.

Cheok präsentierte seine Erfindung zum Wohl des Gefieders diese Woche in Weimar. Jeder soll lieb sein zum Huhn, auch in den Zeiten der Vogelgrippe. Cheok plant weitere Modelle für die Fernstreichelung von Hund und Katz. Herrchenzielgruppe: Allergiker oder Büroarbeiter, denen der Kontakt zum Haustier verwehrt ist. Was der Forscher verschweigt: Die Technik ist vielseitig verwendbar. Auch wie eine Voodoopuppe.

URS WILLMANN

Es steht 4 : 1. Dann bricht der Verteidiger Antonio Puerta im ersten Saisonspiel seines Vereins FC Sevilla auf dem Feld zusammen. Einfach so. Kein Unfall, kein Zusammenstoß, kein Foul. Mehrfach gelingt es den Ärzten, den 22-jährigen Nationalspieler wiederzubeleben – erst auf dem Spielfeld, anschließend in der Kabine. Drei Tage später stirbt der Spanier im Krankenhaus. Todesursache: Hirntod durch Sauerstoffmangel nach mehreren Herzstillständen. Am 29. August wird der beliebte Fußballer beerdigt, es ist fast ein Staatsbegräbnis.

»Sudden Death« hat im Sport eigentlich eine andere Bedeutung. Ein nach der regulären Spielzeit unentschieden endendes Spiel wird sofort abgepfiffen, wenn in der Verlängerung eine Mannschaft ein Tor schießt. Doch in jüngster Zeit taucht der Begriff fast immer in medizinischem Zusammenhang auf. Am selben Tag, an dem Puerta beerdigt wird, gibt es bereits den nächsten »plötzlichen« Toten. Im israelischen Beerscheva kippt der sambische Nationalkicker Chaswe Nsofwa, 26, bei einem Trainingsspiel um; Notärzte können den Angreifer nicht wiederbeleben. Und nur knapp eine Woche zuvor starb in England der 16-jährige Nachwuchsspieler Anton Reid nach einem Zusammenbruch.

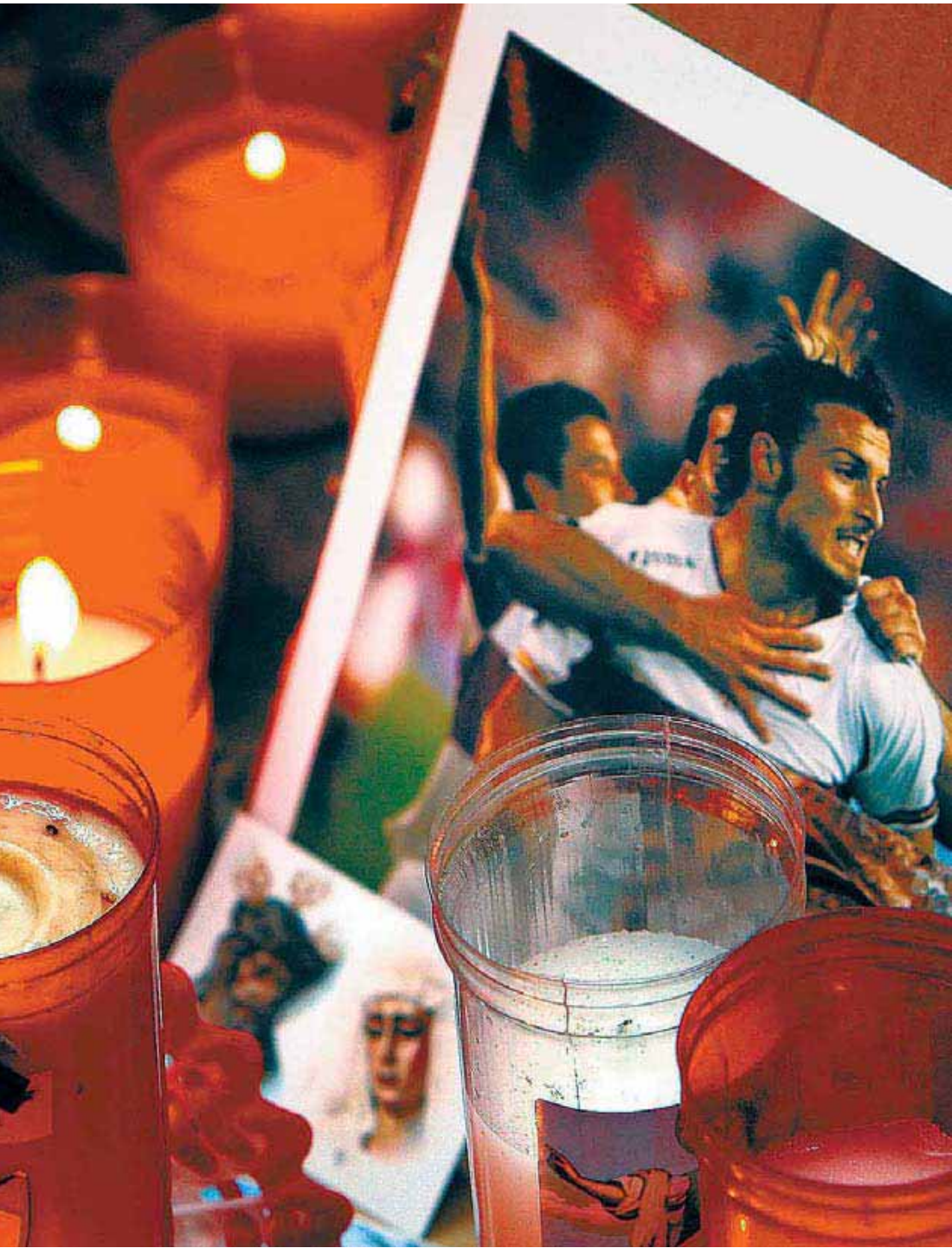
Wie kann es sein, dass durchtrainierten Sportlern das Herz versagt? Lässt sich der plötzliche Tod von jungen Ballartisten verhindern? Darüber diskutierten auch die Herzspezialisten beim größten Kardiologenkongress der Welt vergangene Woche in Wien. »Unglaublich« findet Domenico Corrado das, was da gerade im südspanischen Sevilla passiert ist. »Der Mann wurde drei oder vier Mal wiederbelebt«, sagt der führende Sportkardiologe aus Padua.

Auch Dopingmittel können das Herz aus dem Takt bringen

Selten ist ein Herzinfarkt oder ein Herzklappenfehler die Ursache für den Kollaps. Fast immer sind es schwere Herzrhythmusstörungen, die zum plötzlichen Tod auf dem Rasen führen. Bei der Arrhythmie gerät das Herz aus dem Takt, schlägt meist viel zu schnell, die Kammern pumpen in rasantem Tempo. Wenn das Herzflattern in Kammerflimmern übergeht, wird es lebensbedrohlich. »Jede einzelne Herzmuskelzelle kontrahiert zwar, aber alle arbeiten durcheinander. Dadurch kann kein Blut mehr durch den Körper gepumpt werden, es kommt zum Kreislaufstillstand«, erklärt Paulus Kirchhof, Kardiologe am Universitätsklinikum Münster. So etwas kann man überleben. Die Fußballprofis haben im Ernstfall bestens ausgestattete Ärzteteams samt Defibrillatoren in der Nähe. Doch wenn das Herz zu lange oder zu oft stillsteht, wird das Hirn nicht ausreichend mit Sauerstoff versorgt und stirbt ab. So wie bei Antonio Puerta.

Tod auf dem Platz

In einer Woche starben drei junge Fußballer an plötzlichem Herzversagen. Meist führen erbliche Defekte zum Kollaps VON CHRISTOPHER WURMDOBLER



ANTONIO PUERTA vom FC Sevilla brach im ersten Spiel der neuen Saison zusammen

Foto [W] Eduardo Abad/epalopa

Türken an die Tafel

Fortsetzung von Seite 39

Noch freilich steht der pädagogische Wandel nur auf dem Papier – und es wird weit schwieriger sein, ihn in Gang zu setzen, als viele Bildungsverantwortliche sich das vorstellen. Um mehr Migrantenlehrer in den Schuldienst aufzunehmen, braucht es nämlich erst einmal mehr Migrantenschüler mit Abitur. Bislang erlangt nur ein Bruchteil von ihnen die Hochschulreife. Sieben Prozent der Studenten haben laut der neusten Erhebung des Studentenwerks einen Zuwanderungshintergrund.

Gerade unter diesen Bildungsaufsteigern hat der Pädagogenberuf ein schlechtes Image. Zwar genießen Lehrer in der Türkei oder in Russland Respekt, ihr Verdienst jedoch ist schlecht. »Die Traumjobs der Deutschtürken sind Anwalt oder Arzt«, sagt Abbas Mordeniz. Wirtschaftswissenschaften sind das dritte gefragte Fach, das zudem wie Jura oder Medizin auch im Heimatland der Eltern eine Jobchance eröffnet. Auf Lehramt dagegen studieren nur sechs Prozent der Migranten an hiesigen Hochschulen, bei deutschen Studenten sind es doppelt so viele.

Selbst gute Studenten scheitern an der deutschen Schriftsprache

»Was, Sie sprechen Türkisch? Kann man dann überhaupt Lehrerin werden?« Mutlu Sagir hat diese Frage von ihren Schülern oft gehört. Dass die 30-jährige Deutschtürkin seit zwei Jahren in Duisburg Englisch und Deutsch unterrichtet, verdankt sie der Universität Essen, genauer dem Förderunterricht, den die Hochschule seit nunmehr 33 Jahren organisiert. Das Prinzip ist einfach und hat – unterstützt von der Mercator-Stiftung – mittlerweile in drei Dutzend Städten Nachahmer gefunden: Kinder aus Einwandererfamilien erhalten kostenlose Nachhilfe durch Studenten mit möglichst ebenso ausländischen Wurzeln. Den zukünftigen Lehrern vermittelt das Projekt erste Praxiserfahrung, vielen Schülern ermöglicht es einen höheren Abschluss.



Mutlu Sagirs Schwäche war die Mathematik, stets drohte eine Fünf. Mit dem wöchentlichen Förderkurs an der Universität jedoch verbesserten sich die Noten. Vor dem Abitur wurde in den Prüfungsfächern täglich gepaukt. »Wenn es nötig war, kamen die Studenten sogar am Wochenende zu mir nach Hause«, erinnert sich Sagir. Der Eifer ihrer jungen Lehrer beeindruckte die Deutschtürkin so stark, dass sie beschloss, selbst Lehrerin zu werden. Sie studierte in Essen, gab ebenso jahrelang Förderunterricht. Noch vor dem Examen bekam Sagir, vermittelt über die Universität, ihre erste Stelle an einer Brennpunktschule in Duisburg-Marxloh.

80 Prozent ihrer Schüler stammen aus ausländischen Familien. Da gibt es für die Lehrer weit mehr zu tun, als nur zu unterrichten, insbesondere für jene, die sich im Migrantenmilieu auskennen. Sagir übersetzt bei Elternsprechtagen, redet mit Müttern, die ihre Töchter nicht zur Klassenreise lassen wollen, weist türkische Minimachos in ihre Schranken. »Wenn die einen Spruch machen, bekommen sie einen Spruch zurück«, sagt die Lehrerin selbstbewusst.

Mit Deutsch hatte sie nie Probleme, auch deshalb hat sie das Fach studiert. Vielen ihrer Kommilitonen jedoch geht es anders. »Selbst brillante Studierende scheitern immer wieder an den Feinheiten der deutschen Schriftsprache«, sagt Jörg Ramseger, Bildungsforscher an der Freien Universität Berlin. Auch in Essen, Hamburg und Frankfurt berichten Professoren von Grammatikfehlern oder Ausdrucksschwächen der Pädagogen in spe – obwohl alle hierzulande Abitur gemacht haben (ZEIT Nr. 28/07).

Schulministerin Sommer plädiert dafür, die Sprachhürden nicht unerreichbar hoch anzusetzen: »Auch ein Lehrer sollte sich einmal einen Schnitzer erlauben dürfen.« Doch die Frage ist heikel: Darf man angehenden Migrantenlehrern ein nicht perfektes Deutsch bei der Einstellung nachsehen? Sollen die Schulbehörden gar ein Kontingent für Referendare mit türkischen oder russischen Wurzeln freihalten? Bislang zählt für die Übernahme in den Schuldienst nur ein Richtmaß: die Note im Examen beziehungsweise eine lange Wartezeit.

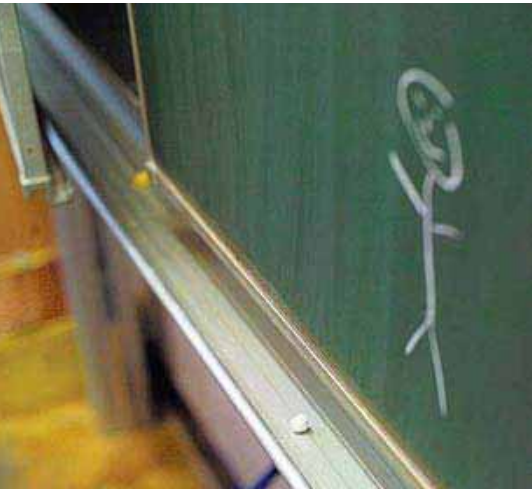


Hamburg plant, langfristig 20 Prozent der Lehramtskandidatenstellen mit Bewerbern ausländischer Herkunft zu besetzen. In einem ersten Schritt reserviert die Hansestadt in diesem Oktober 32 Referendariatsplätze für Migranten. Auch sie müssen ein gutes Examen vorweisen. Doch dank ihrer Herkunft räumt ihnen die Schulbehörde einen Vorteil ein. Eine solche Multikulti-Quote ist juristisch nicht unumstritten. Zudem ist fraglich, ob es genug Interessenten gibt, um sie zu erfüllen. In Berlin existiert ein ähnliches Kontingent seit 2003, drei Prozent der Referendariatsplätze sind dort für Bewerber ohne deutschen Pass vorgesehen. Der Effekt blieb mangels Nachfrage bislang gering.

Im multikulturellen Schulalltag ist Thomas Manns Zauberberg keine Hilfe

Der Essener Sprachwissenschaftler Rupprecht Baur warnt davor, die Herkunft eines Lehrers als wichtigstes Qualitätsmerkmal zu werten. Als Mittler zwischen Schule und Elternhaus würden sich die Migrantenlehrer durchaus eignen. Zur gezielten Sprachförderung jedoch gehöre mehr, als selbst einmal Deutsch erlernt zu haben. »Da müsste jeder, der im Leben Probleme hatte, als Sozialarbeiter taugen«, sagt Baur.

Vielmehr müssen die Lehrer den Umgang mit Schülern anderer Muttersprachen und Kulturen im Studium erst erlernen – und zwar Pädagogen mit und ohne Migrationshintergrund gleichermaßen. Genau daran mangelt es jedoch. Zwar gibt es die eine oder andere Professur für »Interkulturelle Pädagogik« oder »Deutsch als Zweitsprache«. In der Ausbildung heutiger Lehrer spielten die Fächer jedoch – wenn überhaupt – nur eine minimale Rolle. So merkten viele Pädagogen in Hamburg-Wilhelmsburg oder Berlin-Kreuzberg erst in dem Moment, als sie das erste Mal vor einer Klasse standen, dass sie mit ihrem Uni-Wissen nicht weit kommen würden. Mutlu Sagir sagt, sie habe zwar an der Uni die Grammatiktheorien von Chomsky gelernt, aber wie man die deutsche Grammatik türkischen Schülern beibringe, habe ihr niemand gezeigt.



In den vergangenen zehn Jahren sind mindestens 16 Profifußballer den plötzlichen Herztod gestorben. Die Statistik zeigt, dass Leistungssportler verglichen mit Nichtsportlern ein bis zu viermal so hohes Risiko haben, vom »Sudden Death« ereilt zu werden. Von den unter 30-Jährigen in der Gesamtbevölkerung stirbt jedes Jahr etwa einer von 100 000 daran.

Der Kardiologe Kirchhof und seine Kollegen spüren in Wien den Ursachen der Sportlersterblichkeit nach. In Vorträgen zeigen sie saubere Schnitte durch Sportlerherzen und präsentieren auffällige Elektrokardiogramme, die selbst Experten in Erstauen versetzen – Warnsignale, die womöglich übersehen wurden. Denn meist ist eine angeborene Grunderkrankung schuld am Herzversagen.

Bei Antonio Puerta war es eine »generell zwar seltene Erkrankung der rechten Herzkammer, die bei Sportlern jedoch eine wichtige und bekannte Ursache des plötzlichen Herztods ist«, teilte der Weltfußballverband (Fifa) mit. Die Muskulatur wird dabei zunehmend durch Fettgewebe ersetzt, die Herzkammer erweitert sich. Das kann letztlich fatale Störungen des Herzrhythmus verursachen.

Häufig sind auch die Herzmuskelwände verdickt, speziell die der linken Kammer. Wenn der Muskel unkontrolliert wächst, kann es zu Problemen mit der Reizleitung kommen. Oft verengen die wuchernden Muskeln auch den Ausfluss in die Hauptschlagader, was das Herz ebenfalls aus dem Tritt bringen kann. So wie bei dem Kameruner Marc-Vivien Foé, der 2003 im Halbfinale des Confederations Cup zusammenbrach und nicht mehr zu Bewusstsein kam.

Was die Herzärzte auf ihren Schnitten durch das Organ nicht sehen, sind Störungen der Reizübertragung, die das Herz zum Flimmern bringen können. Zunehmend sind Erkrankungen im Gespräch, bei denen die Ionenkanäle defekt sind – in diesem Fall ist der Signalweg in die Zelle versperrt. Wenn die Ionenkanäle regional unterschiedlich arbeiten, bilden die elektrischen Erregungen keine einheitlichen Fronten mehr, und die Muskelzellen und -fasern agieren wild durcheinander. Solche erblichen Störungen können plötzliche Herztode ohne erkennbare Ursache erklären.

Ein derart geschädigtes Herz kann bei außergewöhnlicher Belastung kapitulieren. »Es ist nicht der Sport, der die Betroffenen tötet«, sagt Domenico Corrado, der Sportkardiologe aus Padua. »Aber es kann der Auslöser für den plötzlichen Tod sein.«

Die Wissenschaftler sprechen in Wien aber auch über Doping. Da die Einnahme und Dosierung, teilweise auch die Herstellung von Dopingmitteln oft unkontrolliert vonstattengehen, tragen die Aufputschmittel unter Umständen zum plötzlichen Herztod bei. Anabolika können zu einem überschießenden Wachstum der linken Herzkammer führen

Daran hat sich bis heute nur wenig geändert. Zwar fordern die reformierten Ausbildungspläne für Lehrer in vielen Bundesländern mittlerweile die Vermittlung »interkultureller Kompetenzen« in Fächern wie Geschichte, Gemeinschaftskunde oder Deutsch. Wie die Fachdidaktiker an den Universitäten dieser Anforderung nachkommen, bleibt jedoch ihnen überlassen. In fast allen Bundesländern genießen die Hochschulen mittlerweile weitgehende Autonomie. Kein Minister kann ihnen vorschreiben, Professuren umzuwidmen und statt Seminaren zur mittelalterlichen Lyrik verstärkt Deutsch als Zweitsprache (DAZ) anzubieten.

Eigentlich müsste heute jeder angehende Lehrer, der die Universität verlasse, Sprachprobleme diagnostizieren und einen entsprechenden Förderplan aufstellen können, fordert Rupprecht Baur. Bildungsforscher wissen seit Langem, dass Schüler nicht nur im Deutschunterricht an Sprachhürden scheitern, sondern ebenso in Mathematik, Physik oder Englisch. »Wer die Aufgabe nicht versteht, kann keine richtige Antwort geben«, sagt Lehrerin Sagir.

Doch bislang verlangt nur Berlin von seinen Lehramtsstudenten, dass sie mindestens einen DAZ-Kurs absolvieren. In den übrigen Bundesländern kommt man ohne das Fach zum Examen. Wie weit das Pädagogencurriculum noch von der Realität im Klassenzimmer entfernt ist, zeigt die Ausbildung für die Berufsschule. Obwohl deren Klientel neben jenem der Hauptschule die größten Sprachprobleme hat, werden ihre Deutschlehrer immer noch ausgebildet, als müssten sie im Unterricht primär über die Figurenkonstellation im *Zauberberg* von Thomas Mann diskutieren können.

Immerhin haben die Bundesländer im Nationalen Integrationsplan zugesagt, in den kommenden fünf Jahren so viele Fortbildungen anzubieten, dass »alle Lehrkräfte ihren Sprachbildungsauftrag im Unterricht erfüllen können«. Wie ernst die Schulbehörden die Selbstverpflichtung nehmen, wird sich zeigen. In Berlin wurde das Kursangebot im vergangenen Jahr aus Spargründen gerade erst halbiert.



und den Boden für das Kammerflimmern bereiten. Amphetamine wirken wie körpereigene Stressbotenstoffe, sie lassen das Herz kraftvoller und schneller schlagen. Auf Dauer können sie so den Herzmuskel auspowern, sagen Herzspezialisten. Und Epo sowie Blutdoping ermöglichen derart hohe und lang anhaltende Belastungen, dass Herzrhythmusstörungen die Folge sein können, vermuten die Kardiologen.

In Italien werden alle Sportler getestet, in Deutschland nur die Fußballprofis

Wenn aber nicht unerlaubte Mittel, sondern unerkannte Herzfehler die Ursache für die plötzlichen Tode sind, wie kommt man ihnen auf die Schliche? Medizintechnik-Unternehmen präsentieren im Messezentrum am Wiener Prater futuristisch anmutende Diagnoseapparate. Angeschlossen an Computer, lassen junge Männer in Trainingshose und mit nacktem Oberkörper ihr Herz zu Vorführzwecken vom Fachpublikum untersuchen. Es pocht und pumpt gesund auf eleganten Flachbildmonitoren, saubere Hochglanzdiagnostik. Erste Warnzeichen eines drohenden Fußballertods sind aber viel einfacher zu erkennen: mit einem simplen EKG und vor allem mit einem Gespräch. Die Krankengeschichte des Spielers gibt am leichtesten Aufschluss über mögliche Schäden. Ohnmachtsanfälle, aber auch unerklärte Todesfälle in der Familie sind ernste Signale.

Genau auf diese Diagnoseinstrumente setzte Italien, als es im Jahr 1981 eine verpflichtende Herzuntersuchung für alle Hobby- und Profisportler ab dem Jugendalter einführte. Diese Screenings sind weltweit einzigartig. Bei Auffälligkeiten folgen weitere Untersuchungen; wenn das Risiko zu hoch ist, nimmt man die Betroffenen vom Feld oder von der Bahn und legt ihnen weniger belastende Sportarten ans Herz. Das Ergebnis nach mehr als 25 Jahren: Der »Sudden Death« kommt unter Italiens Athleten nicht mehr viel häufiger vor als unter Nichtsportlern. »Wir konnten den plötzlichen Herztod unter Athleten um 89 Prozent reduzieren«, sagt Domenico Corrado.

Deshalb fordert der Kardiologe Kirchhof, solche Screenings europaweit einzuführen. Im Profibereich hat der Deutsche Fußball-Bund die Vereine bereits 1999 verpflichtet, ihre Spieler kardiologischen Untersuchungen zu unterziehen. Bei der Fußballweltmeisterschaft 2006 waren kardiologische Tests erstmals Pflicht. Anlässlich der aktuellen Todesfälle fordert die Fifa jetzt, Vorsorgeuntersuchungen generell obligatorisch zu machen.

Im besten Fall wäre auch Antonio Puertas Herzfehler bei solch einem Screening aufgefallen. Vielleicht hätte er nie Profikicker werden dürfen. Möglicherweise hätten die Ärzte ihm seine Sportlerkarriere schlicht verboten. Dem jungen Mann, dessen Herz für den Fußball geschlagen hat.

INTEGRATIONSFÖRDERUNG

Lehrer stiften

Nicht nur die Politik, auch Stiftungen setzen auf Lehrer als Integrationshelfer. Als Pionier der Migrantenförderung hat sich die Hertie-Stiftung profiliert. Mit ihrem Start-Programm unterstützt sie begabte Schüler ausländischer Herkunft mit Geld und Seminaren. Als die knapp 500 Stipendiaten nach ihrem Berufswunsch gefragt wurden, sah so gut wie keiner seine Zukunft in einem Klassenraum.

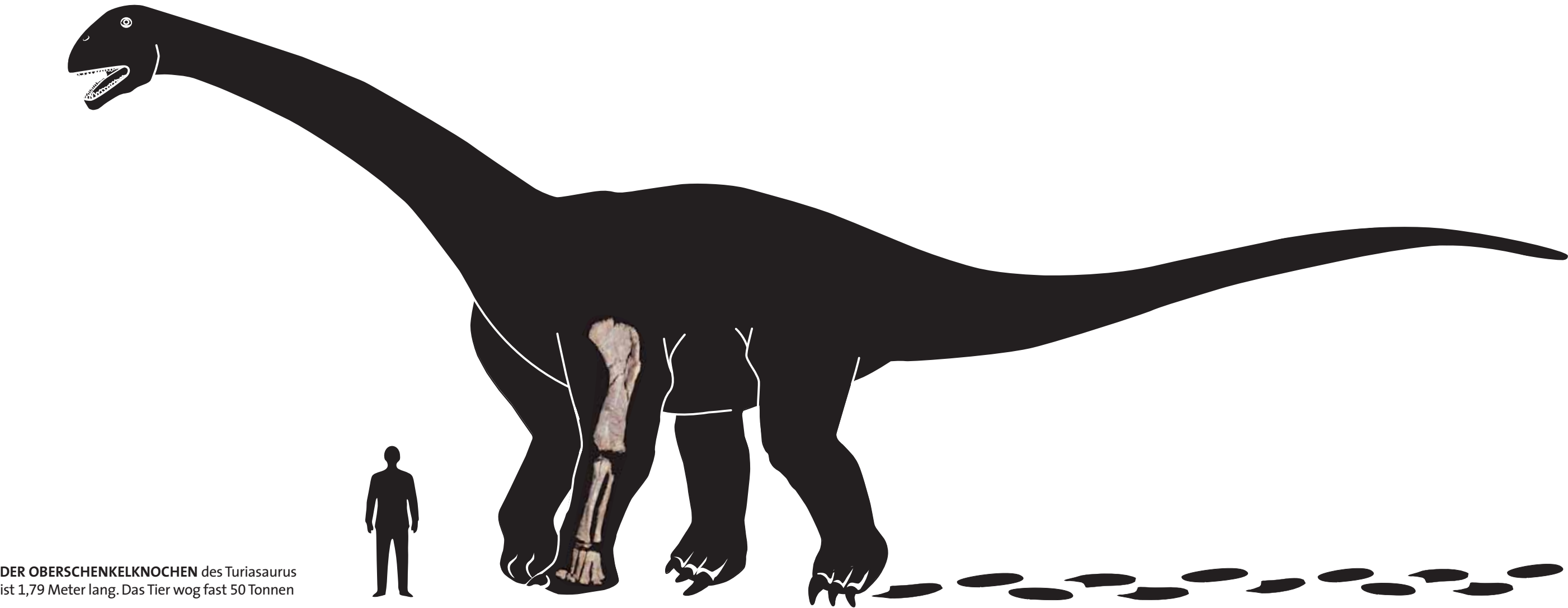
Im kommenden Studienjahr wird die Stiftung deshalb ein neues Programm auflegen, das auf Lehramtsstudenten mit Migrationsgeschichte zugeschnitten ist. Das Stipendium soll den zukünftigen Pädagogen erlauben, sich ganz auf ihre Ausbildung zu konzentrieren. Zudem sorgt die Stiftung dafür, dass jeder der Geförderten über einen eigenen Computer und ein eigenes Zimmer verfügt – keine Selbstverständlichkeiten bei Studenten, die meistens aus sozial schwachen Familien stammen. Gleichzeitig bekommen die Stipendiaten Praktika vermittelt und Mentoren an die Seite gestellt – in der Regel erfahrene Lehrer. Das Programm startet aller Voraussicht nach in Berlin und Frankfurt am Main.

Eine Stufe vorher setzt die ZEIT-Stiftung an. Sie möchte angehende Abiturienten aus Einwandererfamilien für das Lehrerstudium begeistern. Auf einem sogenannten Schülercampus solle ihnen der Schuldienst als Chance präsentiert werden, »die interkulturelle Dimension von Bildung und Erziehung mitzugestalten«, sagt ZEIT-Stiftungsvorstand Markus Baumann. Das Pilotprojekt findet in Hamburg statt, eine Ausweitung auf andere Städte ist nicht ausgeschlossen.

SPI

Fotos: Andre Zeck für DIE ZEIT

Ihre SPRACH- UND KULTURKENNTNISSE helfen Mutlu Sagir im Schulalltag. Sie übersetzt bei Elternsprechtagen, redet mit Müttern, die ihre Töchter nicht zur Klassenreise lassen wollen, und weist türkische Minimachos in ihre Schranken



DER OBERSCHENKELKNOCHEN des Turiasaurus ist 1,79 Meter lang. Das Tier wog fast 50 Tonnen

Gewaltig wirkt Brachiosaurus im halbdunklen Saal. Das Skelett des Riesens ist 24 Meter lang und 12 Meter hoch, das größte des paläontologischen Erlebnisparks Dinopolis im spanischen Teruel. Doch das beeindruckt Alberto Cobos nicht. Der Forscher deutet auf die mannshohe Vitrine hinter dem Schwergewicht: »Dies hier ist unser Meisterwerk.« Kein komplettes Skelett gibt es im Glasschrank zu sehen, sondern einzelne Knochen. Ein Bein zum Beispiel, mit Zehenknochen, Schien- und Oberschenkelbein. Überreste eines Turiasaurus Riodevensis. Den Namen trägt das Biest noch nicht lange. Erst vor knapp vier Jahren haben Cobos und sein Kollege Rafael Royo ein paar Dutzend Kilometer von Teruel entfernt die wertvollen Knochen entdeckt.

Mittlerweile steht fest, dass Turiasaurus der größte je in Europa ausgegrabene Saurier ist. Er dürfte mehr als 30 Meter lang und 40 bis 48 Tonnen schwer gewesen sein – da kann auch Brachiosaurus nicht mithalten. »Unsere ersten Funde waren ein Zehenknochen und ein Stück vom Schienbein«, erzählt Cobos. Abends haben wir sie hier mit den Knochen des Brachiosaurus verglichen. Da wussten wir, dass wir etwas Außergewöhnliches entdeckt hatten.«

Der Schriftzug über der Vitrine lautet noch nicht Turiasaurus, sondern nur »Europäischer Gigant«. Die Forscher brauchten einige Zeit, bis sie die Originalität ihres Fundes belegen konnten. »Heute ist es nicht mehr so leicht, einen neuen Namen zu vergeben«, sagt Cobos. Erst im vergangenen Dezember beschrieben er und zwei Kollegen den Fund ausführlich in *Science*, seither hat Turiasaurus seine akademische Initiation hinter sich.

Die spanische Provinz Teruel, nach der das neuentdeckte Urtier benannt ist, zählt zu den bevölkerungsärmsten des Landes. Das trockene, oft bergige Land ist karg, aber für Paläontologen besonders ergiebig. »Die Erde ist kaum bewachsen, das erleichtert den Zugang zum Fels«, erklärt Cobos. »Hier gibt es alles, von 500 Millionen Jahre alten Felsen bis hin zu jungem Gestein und Ablagerungen ozeanischen Ursprungs.« Der fossile

Reichtum regte die Landesregierung von Aragón zum Dinopolis-Projekt an, in dem sich Themenpark und wissenschaftliche Stiftung ergänzen.

Zu Lebzeiten von Turiasaurus, am Übergang vom Jura zur Kreidezeit vor etwa 150 Millionen Jahren, sah der Osten Spaniens völlig anders aus. Die Küste des urzeitlichen Tethysmeeres reichte fast bis an die Gegend von Teruel. Mäandrierende Flüsse zogen sich zum Meer hinunter. Die Vegetation war subtropisch, bestand aus Farnen, Palmen und Nadelbäumen. Die Forscher fanden im Umlkreis der Saurierknochen auch Überreste von Krokodilen, Fischen und Riesenschildkröten. Dabei geriet ihnen Turiasaurus eher zufällig unter die Augen. Im Mai 2003 stieß Cobos am Rande der Ortschaft Riodeva auf ein Feld, das vor 40 Jahren noch als Acker diente. In den Steinen, die verstreut herumlagen und jedem Bauern nur im Weg gewesen wären, erkannte er sofort fossile Knochenreste. Tausende Bruchstücke lagen auf etwa hundert Quadratmetern zwischen Sandstein und angeschwemmtem Geröll. Zwei Wochen später begann eine eilige Ausgrabung.

Allein der Oberschenkelknochen des Turiasaurus erreicht die Länge eines ausgewachsenen Menschen: 1,79 Meter. Damit bleibt die Neuentdeckung nur knapp hinter dem bisher größten Saurier zurück, dem 1987 in Argentinien ausgegrabenen Argentinosaurus. Dessen Oberschenkelknochen ist zwar nie aufgetaucht, doch Hochrechnungen ergaben eine Länge von 1,81 Metern. Dies mag den Turiasaurus auf den zweiten Platz verweisen, aber sein stolzer Finder preist andere Qualitäten. »Vom Argentinosaurus wurden lediglich fünf Wirbel und ein Unterschenkelknochen geborgen«, sagt Cobos. »Wir haben von unserem Tier 25 bis 30 Prozent aller Knochen.« Dazu gehören Teile von Vorder- und Hinterbeinen, Füße, Hals- und Brustwirbel, Teil der Hüfte und verschiedene Zähne. Insgesamt sind 70 Knochen identifiziert. Damit ist Turiasaurus der bisher »vollständigste« ausgegrabene Sauropode weltweit.

Die Gruppe der Sauropoden umfasst die größten Saurier. Sie stimmten in Körperbau und Lebensweise weitgehend überein: Ein extrem langer Hals verband einen kleinen Kopf mit einem massigen Leib. Die Beine waren stämmig, fast wie Säulen. Diese Bauart machte die Tiere nicht gerade zu

Der Gigant von Aragón

Spanische Paläontologen rekonstruieren Europas größten Dinosaurier, den Vertreter einer neuen primitiven Sauriergruppe

VON MERTEN WORTHMANN

Feinmotorikern, doch nur so konnten sie ihre enorme Masse von maximal 100 Tonnen tragen. Wie diese massigen Körper überhaupt funktionieren konnten, ist ein ungelöstes Rätsel.

Klar ist, dass sie einen mächtigen Bauch brauchten für einen riesigen Darm. Denn als Vegetarier vertilgten sie täglich mehrere Hundert Kilogramm Pflanzen. Sie waren meist im Rudel unterwegs. Fleischfressende Dinosaurier, grundsätzlich deutlich kleiner, legten sich kaum mit den Riesen an. Ob diese sich mit ihrem gewaltigen Schwanz verteidigen konnten, ist noch ungeklärt. Womöglich helfen auch die Knochen des Turiasaurus, solche Fragen zu beantworten. Noch sind die Herren aus Teruel nicht so weit. »Bisher waren wir damit beschäftigt, unserem Fund einen ordentlichen Personalausweis auszustellen«, sagt Cobos. In ihrem *Science*-Beitrag listen er und seine Kollegen eine lange Reihe von Merkmalen auf, die den Turiasaurus von anderen Spezies unterscheiden. Sie reichen von der Zahnform über die Ausrichtung des Oberschenkelknochens bis zur inneren Knochenstruktur.

Insgesamt war der Körperbau von Turiasaurus deutlich primitiver als der anderer Giganten. Das stützt die These, dass sich Riesensaurier schon vor dem Ausgang der Kreidezeit vor 65 Millionen Jahren entwickelten, also nicht erst kurz vor dem rätselhaften Aussterben aller Dinosaurier. Das Skelett des Turiasaurus beweist, dass bereits frühere, primitivere Sauriertypen aus dem Jura extreme Größen erreicht hatten. Aufgrund der bisherigen Knochenfunde sprechen die spanischen Paläontologen von einer neuen Gruppe primitiver Sauropoden, den Turiasauriern. Schon jetzt rechnen sie zwei weitere spanische Exemplare dazu, den Losillasaurus und den Galveosaurus. Verschiedene Zahnfunde in anderen europäischen Ländern deuten auf weitere, noch namenlose Verwandte hin.

Derzeit wird im paläontologischen Labor von Dinopolis weiter an der Rekonstruktion von Turiasaurus gearbeitet – unter enger Beobachtung. Denn während der Öffnungszeiten des Themenparks laufen alle Besucher auf dem Weg in das Museum mit den monströsen Skeletten an den Arbeitsplätzen der

Forscher vorbei. Eine Glasfront von 29 Metern macht das Labor zum Teil der Ausstellung, die Popularisierung der Paläontologie gehört zum Programm. Seit Turiasaurus den Wissenschaftlern von Dinopolis internationale Beachtung beschert hat, bekamen sie sogar eine Kolumne in der Regionalpresse. »Die Menschen hier sehen den fossilen Reichtum ihres Landes mittlerweile als eine Art kulturelles Erbe an«, sagt Cobos.

Aus einer Wand des Labors ragt die Nachbildung eines riesigen Sauropoden-Halses mitsamt der Echsenhaut in den Saal hinein. Darunter sitzt die junge Paläontologin Ana Gonzalez vor einem Steinblock und befreit mit einem Luftdruckstift

ANZEIGE

ZEIT Wissen Shop:

Designklassiker Barigo Wetterstation

Diese mehrfach preisgekrönte Wetterstation gehört zu den Designklassikern von Barigo. Das sorgfältig verarbeitete Messgerät besteht aus einem Barometer für den Luftdruck, einem Thermometer für die Temperatur und einem Hygrometer für die Luftfeuchtigkeit. Die Wetterstation gibt es in 2 Größen: Durchmesser 105 mm und 160 mm.

Preis: € 109*
Bestellnr.: 2302

Bestellung und Information:
www.zeit.de/wissen-shop

ZEIT WISSEN



DZ 57/07

ganz vorsichtig ein Kreuzbein aus dem Fels. Ihre letzte Rekonstruktion liegt noch auf ihrem Schreibtisch, ein Halswirbel des Turiasaurus, zusammengesetzt aus zahllosen Splittern. Wann wird man das erste komplette Modell bestaunen können? »Dafür brauchten wir wohl eine extra Halle – und viel Geld«, sagt Cobos. Er gräbt lieber noch in Ruhe weiter. »Wer weiß, in zwei, drei Jahren finden wir vielleicht noch den Kopf.«

Audio  www.zeit.de/audio

Der Südtiroler Gerichtsmediziner

EDUARD EGARTER VIGL

ermittelt seit Jahren in der Mordsache Ötzi. Gerade hat er an der Gletschermumie Schädelbrüche entdeckt. Ist der Mann aus dem Eis erschlagen worden?

VON KAI MICHEL

Sein größter Fall



Fotos: Leonhard Angerer für DIE ZEIT

Eduard Egarter Vigl gäbe einen guten Commissario ab. Hat er Besuch, nimmt er ihn schon mal mit in die italienischen Alpen, hoch zum Tatort, und spielt mit ihm den Mord nach. Er selbst versteckt sich hinter einem Felsen und schießt, sobald das Opfer kommt, einen imaginären Pfeil ab. Der Betroffene schreit auf. Und dann – ja, was kommt dann? Es gibt mehrere Szenarien für die Fortsetzung. Version eins: Egarter stürzt auf den verwundeten Mann los und haut ihm einen Stein auf den Schädel. Version zwei: Der tödlich Betroffene stürzt mit dem Kopf auf einen Stein.

Reichlich Diskussionsstoff auf 3200 Meter Höhe. Das wahre Mordopfer liegt derweil im Tal. In einer Kältekammer hinter acht Zentimeter dickem Panzerglas. Minus 6 Grad und 98 Prozent Luftfeuchtigkeit halten Ötzi frisch. Gegenwärtig stehen besonders viele Besucher vor dem Bozener Museum Schlange, um die weltberühmte 5300 Jahre alte Gletschermumie zu bestaunen. »Ötzi wurde erschlagen«, war vor ein paar Tagen in den Zeitungen zu lesen. Das muss man doch sehen.

»Gucken Sie«, sagt Egarter und zeigt durch das Sichtfenster auf die Mumie, »wir haben uns immer gefragt, warum der Eismann seinen linken Arm so unnatürlich unterm Hals längs nach oben streckt. Und warum die Wange dort viel dunkler ist als die linke.« Die neue Mordtheorie erklärt es: Das ist ein dicker Bluterguss als Folge eines Schlags auf den Kopf. »Wenn wir hier Blutreste nachweisen könnten, wäre das der endgültige Beweis«, sagt Egarter und hält inne. »Nein. Das kann ich nicht tun! Die Gewebentnahme würde sein Gesicht entstellen.«

In Eduard Egarter Vigls Brust schlagen zwei Herzen. Eigentlich ist der 58-Jährige Ötzis Leibarzt. Als die Gletscherleiche 1998 von Innsbruck nach Südtirol überstellt wurde, betraute man den Leiter der Pathologie am Zentralkrankenhaus Bozen mit der Konservierung der Eismumie. »Ich bin zuständig für ihre Gesundheit«, sagt Egarter, »sofern man bei einer Leiche von Gesundheit sprechen kann.« Er sorgt dafür, dass sich weder Bakterien noch Pilze über den Körper hermachen. Und er koordiniert die Ötzi-Forschung. Egal, ob Wissenschaftler aus Oxford DNA-Analysen vornehmen wollen oder die tätowierte Haut untersucht

werden soll: Jede Anfrage landet auf seinem Tisch. Dann kam der Tag, als der Radiologe Paul Gostner ihm den Schatten auf einem Röntgenbild zeigte. Zuvor hatte man geglaubt, Ötzi sei einfach erfroren. Aber da steckte tatsächlich eine Pfeilspitze aus Feuerstein in Ötzis Rücken. Die Sensation war perfekt. Mord! Von da an hatte der Leibarzt einen zweiten Job: ermittelnder Kommissar in einem der berühmtesten Kriminalfälle der Weltgeschichte.

Er fand neue Indizien, etwa die Handverletzung. Zwischen rechtem Daumen und Zeigefinger hatte ein Messer tief bis auf den Knochen geschnitten. Die Wunde zeigt erste Spuren von Heilung. Auch blaue Flecken auf dem Rücken machen die These plausibel, dass Ötzi zwei, drei Tage vor seinem Tod in einen Kampf verstrickt gewesen sein muss. Im letzten Jahr dann schob Egarter die Eismumie in einen Computertomografen. Deutlich sah man dort, dass der Pfeil eine schulternahe Schlagader getroffen hatte. »Verblutet«, wiederholt Egarter die damalige Diagnose. »Besser gesagt: ausgeblutet. Wir fanden fast kein Blut mehr in der Leiche.«

Die Öffentlichkeit fiebert mit in der Mordsache Ötzi und stürzt sich auf jede Neuigkeit. Untersuchungen zeigen, dass der Schädel zahlreiche Frakturen aufweist. »Eine Reihe davon sind Sprengungsbrüche«, sagt Egarter. Wiederholtes Auftauen und Gefrieren der Mumie haben den Knochen platzen lassen. Aber am Rand der rechten Augenhöhle gibt es einen tiefen Bruch, der von einem Schlag mit einem stumpfen Gegenstand herrühren könnte.

Den Tathergang rekonstruiert Egarter so: Nach einer Schlägerei flieht Ötzi verletzt in die Berge. Schließlich erreicht er das Tisench. Erschöpft ruht er sich aus, blickt besorgt zurück, ob ihm jemand folgt. »Da trifft ihn der Pfeil«, sagt Egarter. »Entweder fällt der Eismann auf den Fels, oder der Aggressor schlägt ihn nieder.« Ötzi verliert das Bewusstsein und stirbt in kürzester Zeit am Blutverlust.

»Dann greift der Mörder den rechten Arm des Eismanns, dreht ihn über den linken Arm auf den Bauch, um ihm den Pfeil aus der Schulter zu ziehen.« Dabei bricht die Pfeilspitze ab. »Wir wissen nun, dass nicht das Eis Ötzi in diese ungewöhnliche Körperlage gepresst hat.« Es ist tatsächlich seine Todesposition, in der er seit 5300 Jahren verharrt.

Warum wurde der Pfeil rausgerissen? »Der hätte den Schützen verraten«, sagt Egarter. Jeder Pfeil war eine Einzelanfertigung. »Der Mörder wollte seine Spuren verwischen.« Vielleicht hatte Ötzi aber auch einen Kumpanen dabei, der ihn retten wollte. Egarter stockt. »Hier fängt die reine Spekulation an.«

Und die wird ihm manchmal unheimlich. »Wie gesagt: Die Schädelfraktur kann auch von einem Sturz stammen«, sagt Egarter. »Aber die Zeitungen hauen einfach die Sensationsmeldung raus: Ötzi zu Tode geprügelt.« Wie vorsichtig man bei der Interpretation von Befunden sein muss, weiß er als Gerichtsmediziner. In Diensten der Bozener Staatsanwaltschaft führt er Obduktionen durch. »Ich staune immer wieder über meine Fernsehkollegen«, sagt er, »über die Entschiedenheit, mit der sie eine Leiche mit knappem Blick taxieren und dann sagen: So und so war das!« Er selber grübele hingegen oft stundenlang über der Frage, ob ihm bei der Autopsie nicht ein Fehler unterlaufen sei. Diese Sorgfalt zahlt sich im Vertrauen aus, das er international genießt: Als die Ägypter 2005 die Mumie Tutanchamuns begutachten ließen, gehörte Egarter zum dreiköpfigen Expertenteam.

Wie Ötzi genau starb, interessiert die Wissenschaft im Prinzip wenig. »Das ist eine Frage fürs breite Publikum.« Ötzi sei ja längst eine Berühmtheit wie Lady Di. »Da wollen die Leute einfach alles wissen«, sagt Egarter. »Besonders wenn es um den Tod geht. Da rätselt jeder mit.« Ihn selber ermüdet es mitunter, den Commissario zu geben. Seinen Trenchcoat hat er vor langer Zeit im Schrank verstaut: »Man nannte mich schon den Alpen-Columbo.«

Er will sich jetzt wieder auf seine Rolle als Ötzis Leibarzt konzentrieren und sich offenen Forschungsfragen widmen. Deshalb hat er in Bozen ein Mumienforschungsinstitut gegründet. »Einige Immunologen sagen, dass man aus Blutspuren ein Antikörperprofil rekonstruieren kann, das Hinweise darauf gebe, welche Krankheiten Ötzi durchgemacht hat.« Als Mediziner interessiere ihn auch, ob der Eismann schon mit Magenschleimhautentzündungen zu tun hatte. Oder ob man damals an Arteriosklerose litt: »Auf einer Röntgenaufnahme ist an der Bauchorta eine deutliche Verkalkung zu erkennen.«

Egarter ist oft spätabends noch im Museum, ganz allein mit der Mumie, und inspiziert jeden ihrer Kör-

Der Mensch ...

Eduard Egarter Vigl, geboren 1949 im italienischen Bozen, studierte Medizin in Innsbruck und Padua. Er ist seit 1988 Chef der Pathologie am Zentralkrankenhaus in Bozen. Als 1998 die Gletschermumie Ötzi ins Südtiroler Archäologiemuseum kam, übernahm er die Verantwortung für ihre Konservierung. Er koordiniert auch die Forschung am Eismann.



... und seine Idee

Seit die Forscher eine Pfeilspitze in Ötzis Rücken fanden, weiß man: Es war Mord. Egarter Vigl entdeckt immer mehr Indizien für die Bluttat. Damit auch weniger populäre Forschungsfragen beantwortet werden, hat er in Bozen ein Mumienforschungsinstitut gegründet. Er untersuchte ebenfalls die Eismumien von Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg. In Ägypten durfte er die Mumie Tutanchamuns begutachten.

perwinkel. Hat er da Angst? »Nein, nie. Nicht einmal ein mulmiges Gefühl.« Und Mitleid? »Auch das nicht. Es ist wie im Autopsiesaal: Sehe ich dort die Leiche, trete ich innerlich ein, zwei Schritte zurück.«

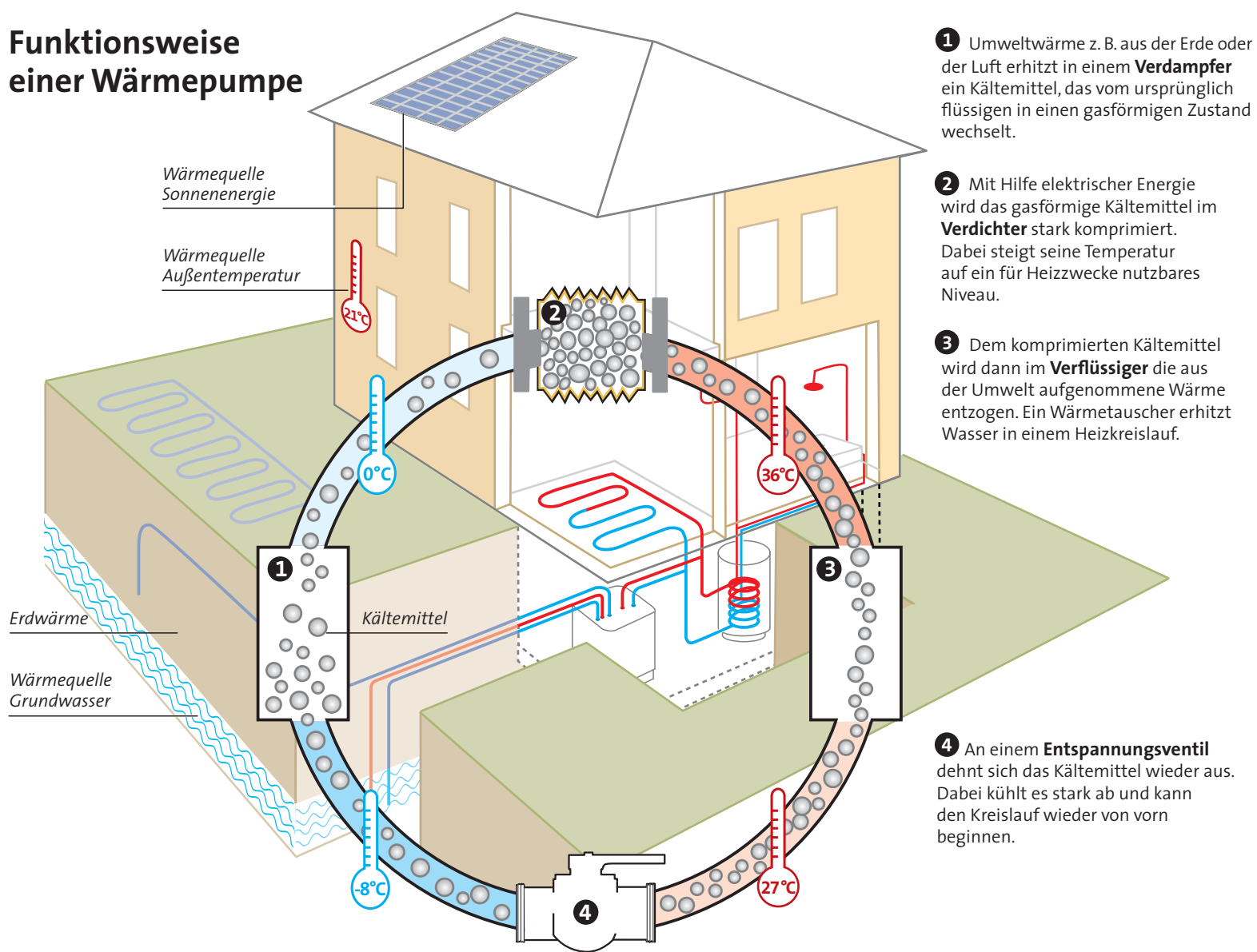
Manchmal fragen ihn die Leute, wie er nur Pathologe werden konnte, wie er es ertrage, immer mit Toten und ihrem Leid zu tun zu haben. »Erstens verbringe ich 90 Prozent meiner Arbeit am Mikroskop und untersuche meistens Gewebeproben lebender Menschen«, sagt Egarter, »und zweitens braucht es keine große Überwindung, an einer Leiche zu arbeiten.« Das sei nur ein Körper, ohne Leben. »Das Leiden ist da längst vorbei.« Intensivmediziner hingegen stünden ständig an der Schwelle von Leben und Tod. »Ich jedenfalls wurde Pathologe, weil ich für den Klinikalltag mit dem täglichen Leid im Krankenbett zu schwach war.«

Ganz kalt lässt ihn sein prähistorischer Patient aber nicht. »Mich fasziniert schon dieses seltsame Flair, das man spürt, wenn man ihm ins Gesicht sieht, in die ausgetrockneten, aber immer noch blauen Augen. Das ist nicht der Blick einer Leiche.« Mit den vorstehenden Backenknochen wirke der Eismann auf ihn wie ein Asket. Sicher sei er vor 5300 Jahren ein mächtiger Mann gewesen, ein Häuptling vielleicht. »Obwohl er muskulös war, zeigt der Zustand seiner Gelenke: Er hat nie hart gearbeitet.«

Und so werde es schon einen Grund gegeben haben, warum man Jagd auf ihn machte, glaubt Egarter. Nun ist er doch wieder der Commissario, der mögliche Motive wälzt. Vielleicht Rache. »Ötzi war sicher kein Unschuldslamm. Er war im Kampf erprobt und vermutlich auch im Töten.« So sehe doch kein friedlicher Mensch aus, sagt Egarter und deutet auf das verzerrte Gesicht: »Ich würde die Geschichte schon gerne aufklären.«

Plötzlich lacht er. Wie immer, wenn er merkt, dass der Fall Ötzi ihn einfach nicht loslässt: »Wenn ich mit ihm allein bin, ertappe ich mich manchmal bei dem Gedanken, wie es wäre, wenn er mir aus seinem Leben erzählen könnte – und warum man ihn umgebracht hat.« Hält er gar Zwiesprache mit dem Eismann, verhört er ihn? »Schwer zu sagen. Es gehen schon Gedanken in seine Richtung«, sagt Eduard Egarter Vigl und grinst vor sich hin. »Aber es kommt nichts zurück.«

Funktionsweise einer Wärmepumpe



Energie aus dem Garten

Wie umweltfreundlich sind Wärmepumpen für Wohnhäuser? **VON DIRK ASENDORPF**

Heizen mit Strom – das klingt nach Verschwendung und hohen Rechnungen. Doch inzwischen ist auch das Gegenteil möglich. Wer mit Strom heizt, kann Energie und Geld sparen. In der Schweiz hat sich das schon herumgesprochen. Die Hälfte aller Neubauten wird dort elektrisch beheizt. In Norwegen und Schweden sind es praktisch alle, in Deutschland immerhin fast zehn Prozent. Selbst Altbauten lassen sich mit Strom sparsamer beheizen als mit Öl oder Gas.

Zum Beispiel das niedersächsische Fachwerk-Bauernhaus der Familie Hagemann. Eine Fußbodenheizung bringt die umgebaute Scheune mit der Glasfront auf eine wohlige Temperatur. Gespeist wird sie von einer Wärmepumpe. Das gefrierschrankgroße Gerät kann im Keller stehen, in der Waschküche oder auch – wie bei Hagemanns – auf dem Dachboden. Elektronisch gesteuert, surrt es leise vor sich hin. Anders als bei den Nachspeicheröfen der sechziger und siebziger Jahre kommt die Energie nur zu einem Viertel aus der Steckdose. Drei Viertel der Heizleistung steuert die Umwelt bei, im Fall der Hagemanns aus sechs rund 50 Meter tiefen Bohrlöchern in ihrem Garten. Dort unten liegt die Temperatur im Sommer wie im Winter bei rund 10 Grad. Ein gut isolierter Wasserkreislauf bringt die Wärme aus dem Untergrund auf den Dachboden.

Dort tritt die Wärmepumpe in Aktion. In ihrem Inneren zirkuliert, wie in jedem Kühlschrank, ein Kältemittel – auf der einen Seite flüssig, auf der anderen gasförmig. Nur dient der Kreislauf hier nicht zur Erzeugung von Kälte, sondern zur Erhöhung der Erdtemperatur auf bis zu 55 Grad für den Betrieb der Heizungsanlage (siehe Grafik). Das Wasser, das in die Bohrlöcher zurückfließt, hat dafür rund zehn Grad Wärme abgegeben.

Das technische Prinzip ist schon seit 1852 bekannt, im größeren Umfang kam es erstmals in der Schweiz zum Einsatz, als während des Zweiten Weltkriegs die Kohlelieferungen ausblieben. 1938 wurde die Heizung des Zürcher Rathauses auf Wärmepumpenbetrieb umgestellt. Eine Anlage, die 1943 in einem benachbarten Bürogebäude installiert wurde, erreichte bereits die auch heute noch übliche Jahresarbeitszahl 4. Sie sagt aus, dass mit jeder Kilowattstunde Strom vier Kilowattstunden Wärmeenergie erzeugt werden.

Ende der siebziger Jahre erlebte die Wärmepumpentechnik einen ersten Aufschwung in Deutschland. Der Ölschock hatte sie wirtschaftlich so interessant gemacht, dass die wenigen Hersteller die große Nachfrage kaum befriedigen konnten. Mit dem drastischen Rückgang des Ölpreises nach 1982 brach der Markt schnell wieder zusammen. Viele der eilig gebauten Wärmepumpen machten zudem technische Probleme. Für die nächsten 20 Jahre wurde es still um das Thema.

Jetzt sind die Kinderkrankheiten überwunden. Alle großen Heizungshersteller haben zuverlässige Wärmepumpen im Programm, und der Markt boomt. Mit 55 000 wurden im vergangenen Jahr genau dreimal so viele Anlagen installiert wie 2005. »Wir verkaufen ein bis zwei Anlagen im Monat«, sagt der Heizungsinstallateur Udo Freßonke, der auch das Bauernhaus der Hagemanns auf Stromheizung umgerüstet hat. Die Nachfrage ist noch weit größer, kann von der kleinen Firma aber

nicht bewältigt werden. »Der Beratungsbedarf ist enorm.«

Immer wieder muss Freßonke potenziellen Kunden am Ende auch abraten. In Altbauten ist häufig die bestehende Heizungsanlage ein Hinderungsgrund. Benötigt sie eine Vorlauftemperatur von über 55 Grad, ist die Umstellung nicht sinnvoll. Am effizientesten arbeiten Wärmepumpen in Kombination mit einer Fußbodenheizung, die nur 35 Grad benötigt. Für das Wasser zum Duschen und Baden reicht das dann allerdings nicht, hier kann ein zusätzlicher Durchlauferhitzer helfen. Zimmer ohne Fußbodenheizung können womöglich durch große Flächenheizkörper wärmepumpentauglich gemacht werden. All das muss vor einer Entscheidung gründlich berechnet werden.

»Das A und O ist die richtige Auslegung der Anlage«, sagt der Installateur. Ist sie zu groß dimensioniert, läuft die Pumpe in den Übergangszeiten zu selten im effizienten Dauerbetrieb, ist sie zu klein, muss an zu vielen Wintertagen mit einem Elektrostab teuer nachgeheizt werden.

Noch komplizierter ist die Auswahl der richtigen Quelle für die Umweltwärme. Anlagen, die sie der Luft entziehen, sind klein, schnell und billig gebaut, bringen bei tiefen Minusgraden aber kaum noch Leistung und

schungen – eiszeitliche Findlinge, Grundwasserblasen, Lehmschichten oder Sand. Bei den Hagemanns standen am Ende 16 000 Euro auf der Bohrrechnung – 3000 mehr als beim geschätzten Angebot. Entsprechend länger müssen sie jetzt warten, bis sich die Investition von insgesamt 38 000 Euro für den Umstieg vom Gasbrenner auf die Wärmepumpe amortisiert.

Die laufenden Heizkosten für das Bauernhaus sind deutlich gesunken, und der Schornsteinfeger muss nicht mehr kommen. Auch eine jährliche Wartung ist nicht nötig. Wäre die Pumpe falsch dimensioniert, würde sich das frühestens in ein bis zwei Jahren zeigen. Entzieht sie dem Boden zu viel Wärme, sinkt die Heizleistung. Im Extremfall kann das Erdreich um das Bohrloch herum sogar einfrieren, was zum Totalausfall der Heizung führen würde. Anders als in Skandinavien oder der Schweiz sind Wärmepumpen in Deutschland noch kein Standardprodukt. »Es gibt nur wenige Firmen, die wirklich Ahnung davon haben«, hat Bauherr Hagemann festgestellt, »wenn man einen Auftrag erteilt, ist das auch ein großer Vertrauensvorschluss.«

Ob Wärmepumpen tatsächlich, wie von den Herstellern propagiert, zum Klimaschutz beitragen, hängt vor allem davon ab, wie der Strom für ihren Betrieb erzeugt wird. In Norwegen stammt er zu 100 Prozent aus Wasserkraftwerken, elektrisches Heizen ist dort ökologisch vorbildlich. Auch die Schweiz speist ihr Netz zu 55 Prozent mit Wasserkraft und bezieht den Rest aus fast CO₂-freien Atomkraftwerken. Und wer seine Wärmepumpe in Deutschland mit Ökostrom betreibt, erspart der Atmosphäre bei einem Wärmeverbrauch von 10 MWh bis zu zwei Tonnen CO₂ im Jahr – gegenüber der konventionellen Erdgasheizung.

Im normalen deutschen Strommix mit seinem hohen Kohleanteil führt die Umstellung von Gas auf Wärmepumpe allerdings erst dann zur Verminderung von Treibhausgasemissionen, wenn die Jahresarbeitszahl deutlich über drei liegt. Das ist bei richtig dimensionierten modernen Anlagen der Fall. »Typischerweise fallen dann rund 20 Prozent weniger CO₂ als bei einer Erdgasheizung an«, sagt Volker Quaschnig, der sich an der Berliner Fachhochschule für Technik und Wirtschaft mit regenerativen Energiesystemen befasst.

Dies gilt allerdings nur dann, wenn die Wärmepumpe mit einem FKW-freien Kältemittel wie Butan betrieben wird. Das ist bisher äußerst selten der Fall. Von den 22 Herstellern, die Quaschnig im vergangenen Jahr auf dem deutschen Markt vorfand, hatten nur fünf überhaupt eine FKW-freie Anlage im Angebot. Alle anderen Wärmepumpen tragen das gern aufgeklebte Ökoetikett eigentlich zu Unrecht. Denn der enorme Klimaeffekt des Kältemittels, das über die Jahre in die Luft entweicht, führt gegenüber der Erdgasheizung zu einer um bis zu 15 Prozent schlechteren CO₂-Gesamtbilanz.

Einen ersten Aufschwung

erlebte die Technik in den Jahren der Ölkrise.

Mit dem sinkenden Ölpreis brach der Markt zusammen.

Heute haben alle großen Heizungshersteller

Wärmepumpen im Angebot. Die Nachfrage wächst

stören womöglich den Nachbarn durch das Geräusch ihrer Ventilatoren. Grundwasser eignet sich sehr gut als Wärmequelle, darf in den meisten Regionen aber nicht genutzt werden und greift, wenn es eisenhaltig ist, den Wärmetauscher an. Kollektoren, die als Netz dünner Rohre ein bis zwei Meter tief im Garten versenkt werden, benötigen möglichst feuchtes Erdreich und eine große Fläche, die nicht überbaut werden darf.

Die meisten in Deutschland gebauten Anlagen beziehen die Umweltwärme aus bis zu 100 Meter tiefen Erdsonden. Die Wärmeabgabe ist gut, der Platzbedarf gering. Dafür sind die Bauarbeiten teuer und spektakulär. »Unser Garten sah hinterher aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen«, erinnert sich Lüder Hagemann. Die Arbeiter waren mit einem 16-Tonner aufs Grundstück gefahren, um ihren zehn Meter hohen Bohrturm aufzurichten. Pro Kilowatt Heizleistung sind rund 20 Meter Bohrlänge erforderlich, ein typisches Einfamilienhaus benötigt 200 Meter, die auf zwei bis drei Bohrungen aufgeteilt werden.

Wo und wie tief genau gebohrt werden muss, ist eine Wissenschaft für sich. »Wer bohrt, muss Ahnung von Geologie haben«, sagt Installateur Freßonke und rät seinen Kunden, den Auftrag nicht für eine festgelegte Länge, sondern für die damit erzielte Wärmeleistung in Kilowatt zu erteilen. Einen Festpreis hält er jedoch für unseriös. Denn häufig birgt der Untergrund auch in relativ gut kartierten Gebieten unangenehme Überras-

Weitere Informationen im Internet:

www.zeit.de/2007/37/waermepumpen

SECHS FRAGEN IM STEHEN

Gestörte Enzyme



KURT ULLRICH ist Direktor der Universitäts-Kinderklinik in Hamburg

Sie sind Präsident des Internationalen Kongresses für angeborene Stoffwechselerkrankungen, der in dieser Woche in Hamburg stattfindet. Um welche Krankheiten geht es bei diesem Treffen?

Wenn ein Enzym im Körper nicht richtig arbeitet, reichern sich Substanzen an, die verschiedene Organe stark beeinträchtigen können. Oft lagern sich schädigende Eiweiße im Gehirn ab; dann kommt es bei den Kindern zu gravierenden Rückschritten in der Entwicklung. Sie können nicht mehr laufen, nicht mehr sprechen, und am Ende steht meist der Tod.

Die Krankheiten sind in der Öffentlichkeit kaum bekannt. Liegt das daran, dass sie selten sind?

Es gibt sehr viele verschiedene Stoffwechselerkrankungen. Insgesamt ist etwa eins von tausend Kindern betroffen. Allerdings ist es gerade wegen des geringen Bekanntheitsgrades der Erkrankungen sehr schwierig, Sponsoren zu finden, die unsere Forschung und die Betreuung der kleinen Patienten unterstützen.

Welche Möglichkeiten gibt es, den schrecklichen Verlauf der Krankheiten aufzuhalten?

Durch eine spezielle Diät kann bei einigen Krankheiten vermieden werden, dass sich giftige Abfallprodukte bilden. Das funktioniert bei der Phenylketonurie, auf die in Deutschland alle Kinder nach der Geburt untersucht werden, ziemlich gut. Allein durch eine konsequente Diät können sich erkrankte Kinder körperlich und geistig normal entwickeln.

Gibt es andere Behandlungsmöglichkeiten?

Bei einigen Stoffwechselerkrankungen können wir das defekte Enzym ersetzen, indem wir es regelmäßig in die Vene des Patienten infundieren – und zwar sein ganzes Leben lang. Die Kosten sind allerdings extrem hoch, etwa 100 000 Euro im Jahr. Oft streiten wir uns deshalb mit den Krankenkassen, obwohl es sich um zugelassene Präparate handelt.

Welche neuen Perspektiven werden auf dem Kongress erörtert?

Seit kurzem wissen wir, dass bei der Mukopolysaccharidose die nur als Nebenprodukte bekannten Ganglioside die eigentlichen Übeltäter sind. Mit speziellen Entzündungshemmern oder auch durch eine Knochenmarktransplantation könnte die Schädigung des Hirns durch diese Ganglioside verhindert werden. Im Tierexperiment mit Hunden ist es bereits gelungen, Gen-Sequenzen mit viralen Transportern, die dann das fehlende Enzym produzieren, in das Gehirn zu befördern. Dadurch wird verhindert, dass sich Mukopolysaccharide ablagern.

Wie weit sind wir von einer Erfolg versprechenden Gentherapie beim Menschen entfernt?

Da diese Therapie bei Hunden bereits zu funktionieren scheint, ist ein Versuch bei kranken Kindern in der Zukunft denkbar. In Deutschland sind allerdings bei solchen Experimenten die ethischen Bedenken stets besonders groß, sodass die ersten Erfahrungen mit der neuen Methode sicher erst in anderen europäischen Ländern gemacht werden.

INTERVIEW: ACHIM WÜSTHOF



NEU AM KIOSK: Das aktuelle ZEIT Wissen über die größte Hirnbank der Welt in Boston



Foto: SAL, www.sal-shipping.com

Schiffe an Bord

Ob komplett montierte Bohrtürme oder Maschinenanlagen von der Größe eines Mehrfamilienhauses – das in Steinkirchen bei Hamburg ansässige Schifffahrtskontor Altes Land (SAL) transportiert Lasten über die Meere, vor denen andere Unternehmen die Segel streichen. Doch dieser Auftrag war selbst für den weltweit zweitgrößten Spezialisten für extrem gewichtiges Frachtgut ungewöhnlich: Der Schwertrans-

porter »Maria« wurde von der australischen Regierung angefordert, um zehn Patrouillenboote in den Jemen zu verschiffen. In Maßarbeit wurden die 38 Meter langen (und 90 Tonnen schweren) Boote auf dem 128 mal 15 Meter messenden Deck der »Maria« verstaut. Die Reise ging mit 20 Knoten, 37 Kilometern in der Stunde, voran. Nur neun Tage dauerte der Schiffs-Trip von Perth nach Hodeida.

Bengalisches Beben

Ein australischer Seismologe warnt vor einem Tsunami, der die Küsten von Myanmar und Bangladesch treffen könnte

Mehrere zehn Millionen Bewohner der Küstenregion von Myanmar und Bangladesch sind möglicherweise von einem Tsunami bedroht. Eine Studie in der aktuellen Ausgabe des Magazins Nature (Bd. 449, S. 75–78) kommt zu dem Schluss, dass ein gewaltiges Beben den Golf von Bengalen erschüttern und dabei eine Riesenwelle auslösen könnte.

Nach dem Seebeben im Indischen Ozean, das am 26. Dezember 2004 verheerende Flutwellen verursachte und Hunderttausende Todesopfer forderte, gilt es allgemein als wahrscheinlich, dass es zu einem weiteren Seebeben kommen könnte – diesmal ausgehend von Zentralsumatra, also etwas weiter östlich von der Stelle, an der 2004 der Meeresboden bebte.

Was die Experten bislang jedoch kaum im Blick hatten, ist die Subduktionszone im nördlichen Teil des Golfs von Bengalen. Dort

schiebt sich entlang der Küste von Myanmar die indische Platte unter den asiatischen Kontinent und taucht steil ins Erdinnere ab. In seiner Veröffentlichung warnt der australische Seismologe Phil R. Cummins vor möglichen gewaltigen Erdbeben in dieser Region. Anhand geologischer Daten und mit Hilfe von GPS-Bildern will der Wissenschaftler dort die Grenze der Erdplatten entdeckt haben – versteckt unter einer dicken Sedimentschicht. Ein Beben in dieser Zone, befürchtet Cummins, würde mit großer Wahrscheinlichkeit einen Tsunami auslösen.

Historische Augenzeugenberichte über ein Erdbeben in Arakan (Myanmar) im Jahr 1762 bestätigen diese Vermutung. Den Beschreibungen zufolge hatte sich das Meer damals zu Wellen von drei bis sieben Metern Höhe vor der Küste aufgetürmt. Auf Basis dieser Berichte und der geologischen Daten simulierte

Cummins einen Tsunami, wie er infolge des Bebens 1762 stattgefunden haben könnte. Würde ein solches Ereignis tatsächlich eintreten, dann hätte das vor allem für das dicht besiedelte Ganges-Bhramaputra-Delta an der nördlichen Spitze des Golf von Bengalen dramatische Auswirkungen. Dort leben mehr als 60 Millionen Menschen in Küstennähe – und nur bis zu zehn Meter über dem Meeresspiegel.

Der Wissenschaftler räumt ein, dass das nächste Seebeben nicht so stark sein müsse, wie er bei der Simulation für das Jahr 1762 angenommen habe. Außerdem könnten noch über 200 Jahre vergehen, bis der Untergrund in dieser Stärke bebt. Dennoch plädierte er dafür, die Gefahr eines Tsunami ernst zu nehmen; ein kleineres Beben könnte die Region schon sehr viel früher erschüttern.

CLAUDIA WÜSTENHAGEN

STIMMT'S?

Kein Blitzmagnet

Letzte Woche las ich eine Meldung in unserer Lokalzeitung: Eine Urlauberin sei auf einem Campingplatz nachts vom Blitz erschlagen worden, weil sie ihr Handy unterm Kopfkissen hatte. Kann ein Handy tatsächlich den Blitz anziehen? TERESA TRETTER, HAMBURG

Ich weiß nicht, warum sich Menschen nachts ihr Handy unters Kopfkissen legen, noch dazu im Urlaub. Aber ein »Blitzmagnet« ist das Handy nicht. In ein eingeschaltetes Mobiltelefon schlägt der Blitz nicht mit größerer Wahrscheinlichkeit ein als in ein ausgeschaltetes. Die Vorstellung, er würde sozusagen »entlang der Radiowellen« verlaufen, ist irrig, und man kann diese Meldung guten Gewissens als Unfug bezeichnen. Die Frau wäre auch ohne Handy getroffen worden.

Der Blitz sucht sich meistens den höchsten Punkt in der Umgebung für seinen Einschlag aus, und der war mit Sicherheit nicht das Handy unter dem Kopfkissen. Allerdings können elektronische Geräte, die man am Körper trägt, die Wirkung eines Blitzschlags verschlimmern. So erlitt ein Jogger, den der Blitz traf, kürzlich schwere Verletzungen: Ein MP3-Player leitete den Stromstoß über die Kopfhörerkabel zu den Ohren des Läufers, beide Trommelfelle platzten, und die Kabel fügten ihm obendrein starke Verbrennungen auf der Haut zu.

CHRISTOPH DRÖSSER

Die Adressen für »Stimmt's«-Fragen: DIE ZEIT, Stimmt's?, 20079 Hamburg oder stimmts@zeit.de. Das »Stimmt's?«-Archiv: www.zeit.de/stimmts

Audio www.zeit.de/audio

ERFORSCHT UND ERFUNDEN

Frauen, denen vor der Menopause die Eierstöcke entfernt werden, erkranken später häufiger an Parkinson oder Demenz als nicht Operierte. Diesen Zusammenhang wies ein Wissenschaftlerteam der Mayo-Klinik im amerikanischen Rochester nach (Neurology, online). Die Forscher untersuchten 3000 Frauen, die sich dieser Operation zwischen 1950 und 1987 unterzogen hatten, auf neurologische Hinweise für eine spätere Erkrankung und verglichen die Daten mit denen nicht operierter Frauen im gleichen Alter. Dabei zeigte sich außerdem, dass die Wahrscheinlichkeit für eine Parkinson- oder Demenzerkrankung umso höher war, je jünger die Frauen bei der Operation waren.

Eine bewegliche zweite Zahnreihe ermöglicht es der Atlantischen Netzmuräne, ihre Beute zu fressen. Während die meisten Knochenfische ihre Beute mit dem Wasser in ihr Maul saugen und mit einer zweiten Zahnreihe im Rachen zerfleischen, kann die Muräne in ihrem schlanken Körper nicht genug Unterdruck erzeugen, um ihre Opfer einzusaugen. Um das auszugleichen, verfügt das Tier über eine extrem bewegliche Zahnreihe tief in der Kehle, die es mittels starker Muskeldehnung bis ins Maul vorschieben kann, um seine Beute zu packen und in den Rachen zu ziehen (Nature, Bd. 449, S. 79). Durch diese Technik kann die schlanke Muräne in engen Nischen leben, sich aber trotzdem von großen Fischen und Kopffüßlern ernähren.

Anhänger von gesunder Ernährung fallen häufig dem Irrtum zum Opfer, dass Biokost weniger Kalorien als Fastfood enthalte. Wissenschaftler der Cornell University in Ithaca baten die Teilnehmer einer Studie, in Restaurants die Kalorienzahl ihres Hauptgerichts zu schätzen. Wo ein »gesundes« Image gepflegt wurde, fielen die Schätzungen bis zu 35 Prozent niedriger aus. Das verleitete die Esser dazu, beim Nachtisch kräftiger zuzulangen. Die Kalorienbilanz der Biokost-Anhänger, so ergab die Studie, unterschied sich kaum von jener der Fastfood-Konsumenten (Journal of Consumer Research, online).

Vorsicht, heiß!

Viele träumen von sündhaft teuren Espressomaschinen. Was passieren kann, wenn man an eine Billigversion gerät, erzählt **MARK SPÖRRLE**

Bei allen anderen hatten wir sie schon bewundert, die chromblitzende Hebelmaschine in der Küche, die nach dem Essen fauchend köstlichen Espresso bereitete. Fragte man dann, enthemmt vom Zucker, nach dem Anschaffungspreis, murmelte der Hausherr, man habe halt die Sondertilgung aussetzen müssen.

Wir konnten es kaum glauben, als wir von unserer neuen Bank so ein Gerät als Prämie bekamen. Na ja, der Bomann-Espressoautomat ES 1913 CB ist äußerlich etwas kleiner, etwas einfacher: reduzierte Retrooptik, kein Hebel, nur eine Druckanzeige, kein Chrom, stattdessen viel Kunststoff – aber wer sieht schon näher hin, wenn so eine Maschine ganz selbstverständlich in einer Küchenecke steht und wunderbaren Espresso liefert?

Kurz bevor der erste Besuch kam, entdeckte meine Liebste dann die »speziellen Sicherheitshinweise« in der Bedienungsanleitung. Erstens: Das Gerät muss, vermutlich des vielen Plastiks wegen, auf einer »hitzebeständigen« Unterlage stehen. Kein Problem, wir

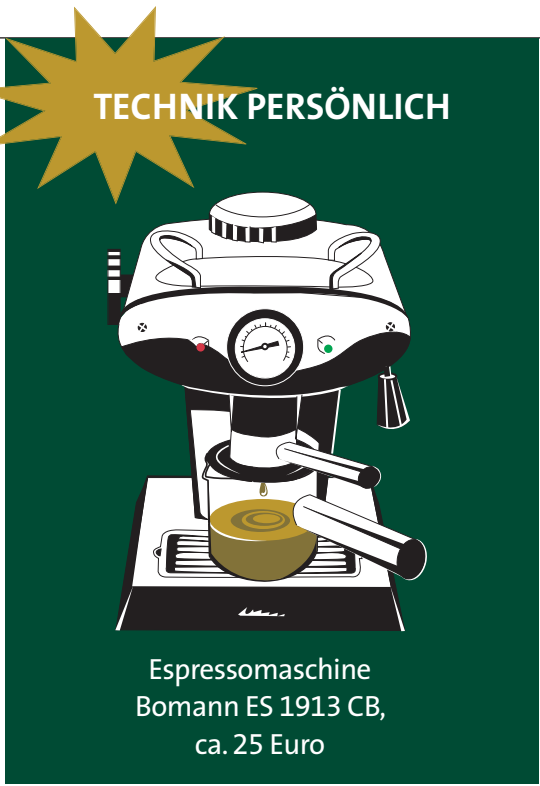
würden ein dickes Brotbrett zwischen Bomann und Arbeitsplatte legen. Zweitens: Das Gerät darf, zur Vermeidung eines »Hitzestaus«, »nicht direkt unter einem Schrank« stehen. In unserer Küche hängen überall Oberschränke, mit Ausnahme des Luftraums über dem Esstisch. »Wir können die Maschine doch zum Espressomachen schnell auf den Tisch stellen und sie dann gleich wieder wegräumen«, sagte ich.

»Aber sie wird doch offenbar fürchterlich heiß!«, wandte meine Liebste ein.

»Topflappen«, sagte ich schnell, »mit Topflappen geht das ganz einfach.«

Drittens, las meine Liebste mit gerunzelter Stirn weiter vor, müsse man vor jedem Zubereiten den Wassertank völlig leeren, indem man das Gerät auf den Kopf stelle. »Auch das ist zu schaffen«, sagte ich sehr pragmatisch, »dieser kleine Automat ist glücklicherweise sehr leicht. Stell dir vor, wir hätten ein so schweres Gerät wie Gabi und Ludwig!«

Meine Liebste zog die Augenbraue hoch und schwieg. Bis wir auf die Angabe stießen, welche



Menge Espresso der Apparat zubereiten kann, bevor man den Tank wieder leeren und neu füllen muss: vier Portionen. Also zwei doppelte. Fast all unsere Freunde trinken doppelten Espresso, weil sich einer nicht lohnt. Wir auch.

»Wie soll das gehen?«, fragte meine Liebste.

»Wieso?«, wich ich aus.

»Willst du«, fragte meine Liebste, »wenn wir einmal mehr als zwei große Espressi brauchen, dieses heiße, dampfende Höllenteil mit Topflappen in der Hand vom Tisch nehmen, zum Waschbecken tragen und es auf den Kopf stellen, um den Tank zu leeren?«

»Es gibt auch Topflappen in Handschuhform«, fiel mir ein. »Außerdem können wir auch mal Grappa statt Espresso trinken. Dann reicht ein Durchgang, sofern wir nicht mehr als zwei Gäste haben.«

»Aber«, sagte meine Liebste verzweifelt, »heute kommen doch schon drei!«

Wir packten die Bomann ES 1913 CB wieder weg und servierten doppelten Grappa.

THEATERSPIELPLÄNE

FEUILLETON

Familienspiele

Groß werden, ohne sich zu verkaufen:
Die Schauspielerin Nina Hoss und
ihre Mutter Heidemarie Rohweder.
Von Peter Kümmel **Seite 53**

Auch Alice Schwarzer hat schon mal einen Minirock getragen. Aber das ist lange her. Damals besuchte sie als junge Journalistin Jean-Paul Sartre in Paris. Mitten im Gespräch platzte Simone de Beauvoir ins Zimmer, warf einen vernichtenden Blick auf die entblößten Schenkel der Besucherin und verschwand. Nie wieder, hat Alice Schwarzer einmal bekannt, habe sie nach diesem Erlebnis einen Minirock getragen. Das erste Zusammentreffen der berühmten französischen und der noch unbekannten deutschen Feministin hatte sofort ein handfestes Ergebnis: das Minirock-Tabu.

Wie einst der strenge Papa misst Alice Schwarzer bis heute die Rocklängen der Töchter und Enkelinnen nach und vermutet in jedem unbedeckten weiblichen Knie die Kollaboration mit dem Patriarchat. Man kann sie verstehen. In einer Zeit, in der man kein Brötchen mehr erwerben kann, ohne auf dessen »geilen Geschmack« hingewiesen zu werden, sehnt sich mancher nach dem väterlichen oder mütterlichen Lineal, das fürsorglich am Rocksaum angelegt wird. Die Frage allerdings, ob Alice Schwarzer auch recht hat, ist eine ganz andere und führt vom kurzen Rock beinahe nahtlos zur Pornografie.

Denn darum geht es in der neuen *Emma*-Kampagne gegen Pornografie: um die alles vergiftende Pornografisierung der Gesellschaft. Sie reicht, das ist die Diagnose der *Emma*-Autorinnen, vom Stiletto-Absatz über die String-Unterhose bis zur brutalen Gonzo-Pornografie und unterscheidet sich jeweils nur in Härtegraden, aber nicht im Wesen. Wer sich heute noch in der Rocklänge vergreift, der kann morgen schon als Busenluder bei der *Bild*-Zeitung landen, dem Zentralorgan des männlichen Sexismus, für das Alice Schwarzer in einem doppelmoralischen Salto mortale im Augenblick an jeder Straßenecke Reklame macht.

Die Therapie der feministischen Anti-Porno-Bewegung ist radikal: Wer die menschenrechtsverletzende Gewaltpornografie wirksam bekämpfen will, darf sich nicht damit begnügen, hier und da ein besonders sadistisches Video zu stoppen. Der muss bei der Pornografisierung des Alltagslebens anfangen. Denn beide, der Minirock und das Vergewaltigungsvideo – dies ist die These aller Anti-Porno-Kampagnen –, sind Ausdruck der bis heute ungebrochenen Gewaltherrschaft der Männer über die Frauen. Der in weiblicher Selbstbestimmung getragene Minirock, die in weiblicher Souveränität wasserstoffblond gefärbten Haare, die weibliche Lust an Sex und Pornografie sind in dieser Lesart mehr als ein Widerspruch in sich: Sie sind Lügen, Selbsttäuschungen der Frau, die den Ausgang aus der männlich verschuldeten Unmündigkeit noch nicht gefunden hat.

Diese Ausweitung der Pornografiedebatte empfinden viele Frauen als vorgestrig und als Bevormundung. Die ekelerregenden Hardcore-Pornos, in denen die Frau als jemand vorgestellt wird, für den noch nicht einmal das Tierschutzgesetz gültig ist, beleidigt alle Frauen. Doch berechtigt das den *Emma*-Feminismus, den Frauen Vorschriften für die wahren und falschen Ausdrucksformen ihrer Sexualität zu machen? Müssen Frauen sich im dreißigsten Jahr der Anti-Porno-Bewegung noch immer von Alice Schwarzer darüber belehren lassen, dass »rein genitale Sexualität« unweiblich, dass ein »vaginaler Orgasmus« nicht möglich und die »Penetration« der weiblichen »Lust oft eher hinderlich« sei? Solchen Ansichten über die Natur der Weiblichkeit vertrauen die meisten Frauen heute genauso wenig wie dem biologistischen Abrakadabra einer Eva Herman.

Trotzdem beginnt auch die aktuelle Kampagne wieder bei den langen, weiß lackierten Fingernä-



PORNOGRAFIE ist beinahe überall: Stilleben mit einer Szene aus der Sendung »La Notte« auf 9Live

geln, dem feucht glänzenden Lipgloss der jungen Frauen, um in direkter Ableitung bei den Sexportalen entblößter Hausfrauen und den spermabespritzten Pornodarstellerinnen zu landen. Auch in der Therapie bietet sie wenig Neues: Aus der Trillerpfeife im Pornokino ist heute der *Emma*-Sticker geworden, den man »überall dranpappen soll, wo Pornografie ist«. Von der alten, damals erfolglosen Gesetzesvorlage, die Zivilrechtsklagen gegen Pornografie ermöglichen sollte, bleibt die Forderung nach einem »Gesetz gegen Pornografie als Verstoß gegen die Menschenwürde und gegen Frauenhass als Volksverhetzung«.

Dennoch hat eine neue Pornografiedebatte angesichts der Radikalisierung des Genres eine unabweisbare Dringlichkeit. Sie geht weit über die lässliche feministische Gretchenfrage hinaus, ob die »Penetration« nur in einer Männergesellschaft aufkommen und nur durch männliche Gewalt derartige Verbreitung auf Erden finden konnte. Was bei den Ehehygiene-Artikeln einmal schamhaft anfang, hat sich bis zu den inzwischen selbst unter Schul-

kindern verbreiteten »Gangbang«-Videos, die mit der Massenvergewaltigung einer Frau aufwarten, in rasender Geschwindigkeit ständig selbst überboten – und wird im weltweiten Netz von keinem nationalen Jugendschutzgesetz mehr eingeholt.

Eine tickende Bombe ist der bisher noch wenig erforschte Zusammenhang zwischen dieser Art medial konsumierter und real ausgeübter Gewalt. Unbestritten ist: Die Macht der Schreckensbilder, früher gerne als kathartisch, also entlastend beschrieben, ist inzwischen in der sozialen Wirklichkeit angekommen, wo sie gelegentlich für Nachahmung und zuverlässig für Abstumpfung sorgt. Die Vorstellung vom Gewaltporno-Konsumenten, der nachts sein mediales Vergnügen an der Massenvergewaltigung einer Frau findet und am nächsten Morgen geläutert den menschenfreundlichen Vorgesetzten im Büro gibt, ist historisch. Unvorstellbar ist heute, was noch in den achtziger Jahren zum guten Ton gehörte: im Namen der menschlichen Freiheit für einen durch kein Gesetz gezähmten pornografischen Markt zu plädieren.

Wie naiv erscheinen im Rückblick diese letzten Jahre vor dem Anbruch des multimedialen Zeitalters. Damals gab es noch die Idee von einer progressiven Pornografie, in der Geschlechterrollen neu entworfen werden. Dieser Traum ist heute in den Internetportalen der Amateuropornografie auf ernüchternde Weise wahr geworden. Allerdings nicht als subversive Gegenkraft zur kommerziellen Pornografie, sondern als deren massenhafte traurige Nachäffung.

Die Stereotypen des Kommerz-Pornos vervielfältigen sich bis ins Unendliche in den medialen und realen Posen und Selbstinszenierungen der Amateure. Schulkinder imitieren »Gangbang«-Vergewaltigungen, und die Betreuer verwahrloster Jugendlicher müssen befürchten, dass ihre Schützlinge in unbewachten Augenblicken kollektiv Oralsex-Pornos nachspielen. Halbe Kinder sehen Pornofilme auf ihren Handys, bevor sie die ersten Küsse tauschen. Und dass dieses ewige Rein-Raus auf der Matscheibe von den traditionellen konfliktträchtigen Zutaten wie Liebe oder Verständigung gänzlich befreit ist, halten sie irgendwann für Normalität. Das alles zu bedauerlichen, aber unvermeidbaren Liberalisierungsschäden in einer freien Gesellschaft zu erklären ist nicht mehr möglich. Das alles wirksam zu bekämpfen aber auch nicht.

Denn dieser Feind ist nicht mehr mit Trillerpfeifen zu beeindrucken. Den Geschäftsgeist des Neoliberalismus, der wahllos alles herstellt und vertreibt, was sich verkaufen lässt, unterscheidet vom Sexismus alten Stils, dass er für moralische Appelle unerreichbar ist. Der Sexismus meinte seinen Frauenhass ernst. Er war durch Moralisierung zwar nicht zu bekehren, aber immerhin noch zu erreichen. Der Zynismus von heute macht sich aus dem Frauenhass einen Spaß, solange er dafür Abnehmer findet.

Die Porno-Rapper etwa verkaufen jede beliebige Provokation. Denn Bushido, Sido, Frauenarzt, Orgi und wie sie alle heißen, die Frauen in ihren Liedern bluten lassen und zusammenschlagen, meinen angeblich gar nicht, was sie da singen. Sie wollen, so wird versichert, nur Blödsinn machen und sich mit dem Erlös tolle Villen in Berlin kaufen, um ganz Heinz-Rühmann-mäßig ihre Hecken zu schneiden. Sie singen »halt den Mund und hör zu / Dein Silikon gehört mir und meiner Crew« oder »der Arsch, der war so geil / also fickte ich da rein / und fünf Minuten später fängt die Nutte an zu schreien / damit sie nicht mehr schrie / steckte ich meinen Schwanz in ihre Fressen« und bejammern in Interviews, dass es keine Jugendlichen mehr gibt, die noch nett danke und bitte sagen können. Sie bedienen sich im Antiquitätenladen des Rassismus, des Sexismus und des Homosexuellenhasses, nehmen von allem etwas, mixen die Hassdiskurse und sampeln die Vorurteile. Schläge werden mit noch mehr Schlägen, Ekel wird mit noch mehr Ekel beantwortet.

Diese Kinder des Pornozeitalters haben ihre Leere und Kaltherzigkeit als Absatzmarkt entdeckt. Wenn sie Glück haben, werden sie damit erfolgreich. Wie Michel Houellebecq. Wie Bushido. Wenn sie Pech haben, haben sie immer noch die Pornografie und ihre Traurigkeit.

Wen soll man dafür noch anklagen? Auf wen soll man den ersten *Emma*-Sticker kleben? Natürlich kann man einzelne Filme, einzelne Songzeilen indizieren. Man kann noch härtere Gesetze gegen den Frauenhass einfordern. Man kann Houellebecq einen frauenverachtenden Sexisten nennen und die Kinder vor Bushido warnen. Man sollte das auch alles tun. Die Kälte, aus der sie kommen, wird das nicht erwärmen. Diese Kälte lässt sich mit den alten Waffen des Geschlechterkampfes nicht mehr besiegen.

Audio www.zeit.de/audio

Digitale Mauerspechte

Kunst gegen chinesische Zensur

Das Internet bietet Informationsfreiheit. Da kann es gar nicht anders sein, als dass diese Freiheit von Finsterlingen genutzt und von finsternen Mächten bekämpft wird. Um die Kontrolle des Netzes wagt ein unausgesetzter Kampf. Deren Gegenstände sind Kinderpornografie oder Musikdateien, Aufrufe zum Dschihad oder einfach nur Dissidenz, also eine andere Meinung als die der Herrschenden – in Iran beispielsweise oder in China. Dort mauert eine mehrere Divisionen starke Bürokratie die Netzbesucher ein. Sie können eine Vielzahl von Websites nicht besuchen oder nur eingeschränkt nutzen. Mächtige Programme knipsen den Informationsstrom ab, sobald sie darin bestimmte Begriffe registrieren.

In diese Mauer haben zwei Künstler aus Berlin und Zürich, Christoph Wachter und Mathias Jud, nun eine Lücke geschlagen. »Picidae« heißt ihr Programm, »Spechte«, und es beruht auf einer einfachen Idee. Wer einen Computer mit Picidae-Software anwählt, kann ihn anweisen, von einer beliebigen Website ein Bild anzufertigen und zu übermitteln. Auch die verbotenen Wörter sind darin nur als Bild, nicht als Text enthalten. Mit solchen Bilddateien kann das chinesische Abwehrprogramm verschlüsselt und ebenfalls in Anweisungen umgesetzt, weitere Bilder der gesuchten Website anzufertigen. Das funktioniert, jedenfalls haben die beiden Mauerspechte mit ihrem Programm in chinesischen Internetcafés verbotene Netzinhalte abrufen können.

Die Picidae-Software wird bald auf Tausenden Computern laufen, weshalb es sinnlos ist, die Adresse eines einzigen Servers zu sperren. Doch existieren Programme zur Buchstabenerkennung in Bildern bereits zuhauf, weshalb es nicht lange dauern dürfte, bis die Zensoren wieder die Oberhand haben. Bis dahin indes könnten wieder andere Lücken geschlagen sein: Die Produktionsmittel des Internets sind auf seine Teilnehmer verteilt, und zwar so, dass sich jederzeit Individuen zusammentun können, um diesen Raum zu verändern.

Wer wird am Ende gewinnen, die Dissidenz oder die Netzkontrolle? Die Geschichte des Buchdrucks legt den Gedanken nahe, dass Medien, deren Mittel sich dezentralisieren lassen, stets nur zeitweilig kontrolliert werden können. Und das Netz ist ein Medium, das zur Dissidenz passt wie kein zweites, denn seine Technik ist beweglich wie Quecksilber. Im Internet verfallen Individuen immer wieder auf neue Ideen, auf die Behörden erst einmal reagieren müssen. Insofern verhält es sich wie im Rennen zwischen den Codierern und Codeknackern – Letztere hecheln hinterher. Die Blogger in Iran kennen das Phänomen, so wie die Samisdat-Journalisten es kannten: Heute stark, morgen schwach, auf Dauer aber eine Öffentlichkeit, an der die Zensur sich aufreiben wird.

GERO VON RANDOW

Langsam kann man es auch mal satthaben. In den letzten Jahren sind die großen Filmfestivals zu einer Art Langzeittherapie der amerikanischen Gesellschaft geworden. Natürlich kann niemand etwas dagegen haben, wenn sich das Kino mit den Folgen des 11. Septembers, mit terroristischen Bedrohungen und dem Irakkrieg beschäftigt. Oder wenn es amerikanische Befindlichkeiten in Krisenzeiten erkundet. Aber der Bewältigungszirkus hat auch seine Redundanzen. Er macht Festivalpaläste zu Traumazentren, Pressekonferenzen zu Gruppensitzungen und Filmkritiker zu Therapeuten. In diesem Jahr präsentiert sich der Lido als Amerikas Analytikercouch, hier sind düstere Spätwestern und verzweifelte Kriegsfilme, ramponierte Ikonen und versehrte Männerseelen versammelt.

Tatsächlich wirkt die überfüllte Pressekonferenz von Brian De Palma, der seinen Irakfilm *Redacted* im Wettbewerb zeigt, wie die Anamnese einer angeschlagenen Nation. Anders als in den siebziger Jahren, als der Vietnamkrieg in Amerikas Wohnzimmer einbrach, gebe es vom Irakkrieg keine Bilder in den US-Medien, sagt De Palma: keine Kampfhandlungen, keine Toten, keine Verwundeten, keine heimkehrenden Särge. Daher habe er einen Film gedreht, der einem breiten amerikanischen Publikum zeigen solle, »was da unten wirklich passiert«.

Was passiert, ist Schwitzen, Warten, Patrouillieren, Schießen und Durchdrehen. Man ahnt, was De Palma erzählen will. Etwa was es heißt, in voller Montur mit Helm und schussicherer Weste fünf Stunden lang bei vierzig Grad im Schatten einen Checkpoint zu bewachen. Oder jeden Tag Menschen zu kontrollieren, deren Sprache man nicht versteht, deren Sitten man nicht kennt und die man nur als mögliche Sprengstoffträger wahrnimmt. Von diesem Alltag einer Handvoll Soldaten, die in Samarra stationiert sind, will *Redacted* in Form eines pseudodokumentarischen GI-Video Tagebuchs erzählen. Die wackelnde Kamera versucht live zu wirken, schnappt aber nur aufgesagte Dialoge auf, die aus dem Handbuch des dumpfen Soldaten zu kommen scheinen. Seinen Versuch, eine realistische Soldatenperspektive einzunehmen, überhöht De Palma mit Barockmusik und Auszügen aus Puccinis *Tosca*. Mit diesem Gemisch aus kruden Stilmitteln und widerstrebenden Ambitionen steuert er auf eines der schlimmsten Kriegsverbrechen zu, die im Irak begangen wurden.

Irgendwann beschließen die Soldaten, nachts einer vierzehnjährigen Irakerin einen Besuch abzustatten. Die auf einem Helm befestigte Videokamera hält fest, wie die Männer in die Schlafzimmereinbrechen, das Mädchen vergewaltigen und zusam-

men mit seiner Familie ermorden und anzünden. Der Rest des Films besteht aus den Vertuschungsversuchen und Verhören der Soldaten.

Es hat etwas Scheinheiliges, dass sich De Palma auf ein weltweit verurteiltes Verbrechen konzentriert, statt den Kriegsalltag zu schildern, der es hervorbringt. In *Redacted* sind die an der Tat beteiligten GIs reaktionäre Bestien, in deren Grinsen fotogener Wahnwitz aufblitzt. Hohnlachend und bierselig, fast wie Karikaturen ihrer selbst, begehen sie die Tat.

Schon einmal, vor rund zwanzig Jahren, drehte Brian De Palma einen Film über ein amerikanisches Kriegsverbrechen. In *Casualties of War (Die Verdammten des Krieges)* schilderte er die tagelange Vergewaltigung und anschließende Ermordung einer jungen Vietnamesin durch amerikanische Soldaten. Schon damals blieb das Opfer seltsam unpersönlich und geschichtslos, während die Vergewaltigungen ausführlich ins Bild gesetzt wurden. In *Redacted* gibt es eine ähnliche Unentschlossenheit zwischen Anklage und Kolportage, echter Auseinandersetzung und De Palmas B-Movie-Instinkten. Trotzdem erfasst dieser Film etwas, gerade in seinem Scheitern: weil De Palmas Unfähigkeit, für diesen Krieg eine halbwegs überzeugende Kinoform zu finden, auch von der Verzweiflung erzählt, aus der sein Film entstanden sein muss.

Betrachtet man den Festivalzirkus der letzten Jahre tatsächlich als eine Art amerikanisches Traumbewältigungsprogramm, dann wäre Brian De Palma ein Patient, der sich mit *Redacted* noch in der chaotischen Rede des Schocks befindet, während Paul Haggis und sein Film *In the Valley of Elah* schon ein recht reflektiertes Verhältnis zu Schuld und Verdrängung besitzen. De Palma sucht die schmutzige Wahrheit des Krieges, Haggis interessiert, was er mit den Menschen, die ihn führen, anrichtet. De Palma will den Krieg mit seinen Bildern nach Amerika holen, Haggis zeigt, dass er dort längst angekommen ist. Wo der eine aufhört, fängt der andere erst an.

In the Valley of Elah beginnt wie ein Thriller und endet als amerikanische Parabel. Irgendwo in Tennessee erhält ein Vater die Nachricht, dass sein Sohn, der nach seinem Irakeinsatz wieder in die Heimatkaserne kommandiert wurde, als vermisst gilt. Er reist nach New Mexico und kommt einem bestialischen Verbrechen auf die Spur: Der junge Soldat wurde erstochen und zerstückelt, seine Überreste wurden im Nirgendwo zwischen Wüste und Kaserne verbrannt. Tommy Lee Jones spielt den Vater und Exmilitär Hank Deerfield mit tragischer Würde und unbewegt-bewegtem Gesicht. Er spielt ihn als einen Mann, der alles verloren hat und umso beharrlicher nach der letzten Wahrheit sucht, die in seinem Leben noch eine Rolle spielen wird. Gemeinsam mit einer Polizistin (Charlize Theron) erforscht er das Verbrechen, dessen Aufklärung die örtlichen Militärs sabotieren.

Haggis' Film zielt ins Herz des amerikanischen Selbstverständnisses. Er zeigt, wie ein Krieg, der Zehntausende Kilometer entfernt stattfindet, auf den dunklen Parkplätzen der Provinz, zwischen Pussy Bar und Chicken Diner weitergeführt wird. Er erzählt von der Verrohung einer Gesellschaft, von der Ohnmacht gegenüber einer Tradition der Gewalt, von einer Westernlandschaft, in der nicht mehr die großen Mythen, sondern die verkohlten Überreste der amerikanischen Jugend liegen. Am Ende wird Tommy Lee Jones seine zerschlissene amerikanische Flagge verkehrt herum aufhängen und aus dem Bild fahren. Es ist das Eingeständnis einer inneren Kapitulation, der Angriff auf ein Nationalsymbol, das seine Bedeutung verloren hat.

Stärker als solche ambitioniert bedeutsamen Bilder sind die Momente, in denen wenig oder nichts geschieht. Wenn Tommy Lee Jones einfach nur in die Leere blickt, in seinem Hotelzimmer sitzt oder im Diner frühstückt. Wenn er die Hose über der Tischkante glatt zieht oder seine Schuhe mit Kasernenperfektion wienert. Immer wieder macht die Kamera vor seinem verrunzelten Gesicht halt, als sei es eine Landkarte, in der sich doch noch ein Rest Orientierung finden lässt.

Es passt zu diesem Festival der Krisen und Selbstbefragungen, dass auch der Western, das amerikanische Genre schlechthin, sein Tempo wechselt, verlangsamt, in sich geht, die Ängste und Neurosen seiner aggressiven Helden wie unter



BRAD PITT in Andrew Dominiks »Die Ermordung des Jesse James durch den Feigling Robert Ford«

Ganz Amerika beim Analytiker

Auf den Filmfestspielen von Venedig zeigt Hollywood lauter Melancholiker, Depressive und Psychotiker. Für die Nation im Krieg wird das Kino zur Therapie **VON KATJA NICODEMUS**



J. Schwartzman, O. Wilson, A. Brody (von links) in Wes Andersons »THE DARJEELING LIMITED«



TOMMY LEE JONES in Paul Haggis' »In the Valley of Elah«

einem Vergrößerungsglas betrachtet. In Andrew Dominiks Film *Die Ermordung des Jesse James durch den Feigling Robert Ford* spielt Brad Pitt den großen Outlaw der Nation als Manisch-Depressiven, den man am liebsten in eine Selbsthilfegruppe stecken würde.

Zu Beginn zeigen unbewegte Einstellungen den Räuber und Revolverhelden wie eine Statue in der Landschaft. Vom Weitwinkelobjektiv wird der Himmel tief hinabgezogen, als drohe er den Helden zu zerquetschen. Dominiks Film beginnt zu der Zeit, als Jesse James bereits einer der berühmtesten Männer der Vereinigten Staaten war, ein glorreicher und gefeierter Gangster. Er erzählt die letzten Monate eines von Rheuma und paranoiden Schüben geplagten Menschen, der selbst vor seinen Freunden auf der Lauer liegt. Unberechenbar und introvertiert, schwankend zwischen Gewaltausbrüchen und spontaner Herzlichkeit, wirkt dieser Jesse James, als sei er von sich selbst gehetzt.

Eine seltsame Spannung liegt in James' Verhältnis zu seinem Bewunderer und späteren Mörder Robert Ford, gespielt von Casey Affleck. Es ist eine Beziehung zwischen Star und Fan. Der eine genießt die Bewunderung, lässt sie aber nicht an sich herankommen, der andere verzehrt sich in einer Sehnsucht, die so groß ist, dass sie von der Wirklichkeit nur enttäuscht werden kann. Seine Ermordung durch Ford akzeptiert James als unabwendbares Schicksal, als nehme ein Sünder seine Strafe entgegen.

Schon einmal, in den Zeiten des Vietnamkrieges, reagierte das amerikanische Kino auf die Krise mit Antihelden. In den siebziger Jahren feierten die Regisseure des New Hollywood Gangster und Outlaws wie Bonnie und Clyde oder Billy the Kid. Brad Pitt aber macht Jesse James zum einsamen Psychotiker, der in seiner Legende gefangen ist. Es sagt einiges über die besondere Natur der gegenwärtigen Verunsicherung, dass nicht einmal mehr die großen amerikanischen Outlaws zur Heldenfeier taugen.

Die Postkarte mit der Fotografie von Jesse James' Leiche, so heißt es im Film, wurde seinerzeit häufiger verkauft als die des Petersdoms und des Taj Mahal. Es hat eine schöne Ironie, dass gerade Brad Pitt, meistfotografierter Star der Welt, Hollywoods lebendes Taj Mahal, den Mann spielt, der auf der Leinwand von seinem Ruhm erdrückt wird. Wer bei Pitts abendlichem Auftritt auf dem roten Teppich das Gekreische der Schaulustigen erlebte, das noch bis zur kroatischen Küste zu hören gewesen sein muss, konnte ahnen, was ihn an der Rolle interessiert haben mag.

Nur bei George Clooney waren die Dezibelwerte in etwa vergleichbar. Und vielleicht hat es eine gewisse Logik, dass auch dieser Strahlemann und eleganteste Schauspieler seiner Zeit in einem Genrefilm zum wandelnden Symptom wird. In dem Thriller *Michael Clayton* spielt Clooney einen New Yorker Anwalt, der seine Lebensoptionen ausgeschöpft hat. Clayton ist hoch verschuldet, geschieden, resigniert und in einer großen Kanzlei damit beschäftigt, die schmutzige Privatwäsche der Klienten zu waschen. Wie sediert bewegt er sich durch kühle Bürohäuser und Glaskanzleien, durch eine zynische und korrupte Geschäftswelt. Als sein Freund die Machenschaften eines Chemiekonzerns aufdeckt, wird sich Clayton auf die gute Seite schlagen, aber trotzdem kein anderer oder besserer Mensch werden.

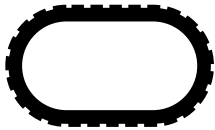
Muss man sich nicht ernstlich um eine Nation sorgen, die so viele Abgesänge und Depressionen, Melancholiker, Resignierte und Psychotiker auf die Leinwand bringt? Oder sollte man vielmehr froh sein über ein Kino, das sich quer durch alle Genres und mit ungeheurer Beharrlichkeit den Krisen und Kriegen seiner Gesellschaft stellt? Vielleicht funktionieren Festivals ja tatsächlich ein wenig wie Gruppentherapien. Dann nämlich wäre Wes Andersons Film *The Darjeeling Limited* der eine Patient, der allen Hoffnung gibt, weil er sich schon selbst gefunden hat. Anderson, der lebenswerte Spinner unter den amerikanischen Regisseuren, schickt drei Brüder auf der Suche nach sich selbst und ihrer Mutter nach Indien. Auf ihrer wunderlichen Zugfahrt durch die indische Landschaft begegnen Adrien Brody, Owen Wilson und Jason Schwartzman giftigen Schlangen, schönen Frauen und den Mustern ihrer Kindheit. Dazu schlucken sie in großen Mengen Antidepressiva. Am Ende dieser spirituellen Reise treffen sie in einem Tempel Anjelica Huston, die ein Machtwort spricht: Die Menschen sollten endlich aufhören, sich selbst zu bemitleiden, und den anderen anblicken, am besten wortlos und in Liebe.

Da mag man ihr nicht widersprechen.

ANZEIGE

DEUTSCHE BANK & SOLOMON R. GUGGENHEIM FOUNDATION

14. JULI – 14. OKTOBER '07
PHOEBE WASHBURN
REGULATED
FOOL'S MILK MEADOW



Deutsche Guggenheim
Unter den Linden 13/15 · 10117 Berlin-Mitte
www.deutsche-guggenheim.de · Telefon (0 30) 20 20 93 - 0
Täglich 11 bis 20 Uhr · Donnerstags bis 22 Uhr · Montags Eintritt frei

SEHENSWERT

»Karger« von Elke Haucks.
»Tuyas Hochzeit« von Wang Quan'an.
»Am Ende kommen Touristen« von Robert Thalheim. »The Dixie Chicks: Shut up & Sing« von Barbara Kopple und Cecilia Peck



Fotos: Oliver Schmauch/laif für DIE ZEIT (grosste Foto); »Yella«: Christian Schulz/Schrammfilm (u)

HEIDEMARIE ROHWEDER
(links) ist Schauspielerin – wie ihre
Tochter NINA HOSS

Lass dich nicht erniedrigen!

Wie man als Schauspielerin groß werden kann, ohne sich zu verkaufen: Eine Begegnung mit Nina Hoss und ihrer Mutter Heidemarie Rohweder **VON PETER KÜMMEL**

Zwei Frauen stehen sich gegenüber und sehen einander an. Die eine hat genau doppelt so viel Lebenszeit hinter sich wie die andere. Die eine ist 64, die andere 32. Wunderbarerweise haben beide am gleichen Tag Geburtstag, am 7. Juli. Der Fotograf hat die Frauen so aufgestellt, sie lassen es lächelnd geschehen, jetzt fotografiert er sie im Profil. Es ist eine vertrackte Inszenierung: Wenn sie einander ansehen, sieht die eine in ihre Zukunft und die andere in ihre Vergangenheit.

Die beiden sind Mutter und Tochter, die Schauspielerinnen Heidemarie Rohweder und Nina Hoss, und ohne das Beispiel der Mutter wäre die Tochter wohl nie Schauspielerin geworden. Nina stand schon als 14-Jährige auf der Bühne des Stuttgarter Theaters im Westen, an dem Heidemarie Rohweder Intendantin war, und später spielte sie an der Landesbühne Esslingen, als Rohweder dort Chefin war. Die Mutter hat die ganz großen Rollen nicht gespielt, die ihre Tochter nun reihenweise bekommt; sie hat den Starrruhm nicht erlangt, mit dem ihre Tochter seit Jahren skeptisch und eher unauffällig lebt. Bezeichnenderweise hat die Mutter weniger Sorge, unvorteilhaft fotografiert zu werden, als die Tochter, und man ahnt etwas von der seltsamen Freiheit, die mit verblassender Schönheit einhergeht.

Heidemarie Rohweder wurde in Dithmarschen geboren, nahe der Nordseeküste, da lebt ein trockenes, beinhart ehrliches Volk. Sie wollte von dort weg: »Mein Onkel schlug sich nach dem Krieg als mobiler Kinovorführer durch; er fuhr mit seinem DKW-Dreirad durch Dithmarschen und zeigte in Vereinsheimen und Kneipen Filme. Sonntags war er immer in meinem Heimatort und zeigte in Hases Gasthof Filme. Da durfte ich mit hinein. Und wenn es einen nicht jugendfreien Film gab, saß ich beim Onkel im Vorführraum. Anschließend ging ich nach Hause – und mein Gang hing davon ab, welchen Film ich zuletzt gesehen hatte. Ich versuchte immer, in den Gemütszustand der Helden zu schlüpfen. Ich glaube, damals wurde meine Sehnsucht geweckt, Schauspielerin zu werden.«

Sie ging zur Schauspielschule nach Hamburg – und wurde genommen. Sie sprach dem Intendanten Peter Palitzsch vor – und wurde genommen. Sie war eine schöne junge Frau und kam 1968 ans Stuttgarter Staatstheater, spielte bei Zadek, Neuenfels, Niels-Peter Rudolph, Kirchner, Peymann, Palitzsch.

»Ich war«, sagt sie, »immer das kleine süße Mädchen mit Minikleid und langen blonden Haaren, das Sexybienechen – aber ich wollte eine Charakterdarstellerin sein.«

Sie habe immer um gute Rollen kämpfen müssen, sagt Heidemarie Rohweder, und sie habe Jahre verloren, weil es ihr an Selbstbewusstsein mangelte. »Es war eine harte Zeit: vor allem, was die Macht der Männer und die Besetzungspolitik angeht. Deshalb habe ich Nina immer vermittelt: Hab keine Angst! Lass dich nicht kleinmachen! Folge deinem Instinkt. Lass dich nie erniedrigen.«

Es war, sagt Heidemarie Rohweder, in der 68er-Zeit nicht einfach für eine junge, unerfahrene Frau am Theater. Thema: sexuelle Befreiung – wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment. Einige Regisseure hätten die Abhängigkeit junger Frauen missbraucht: »Entsetzlich, wenn man sich dem aus Angst fügte. Das jedenfalls hat bei mir niemand hingekriegt.«

Zwischen Mutter und Tochter spürt man starke Solidarität und eine fast literarische Gegensätzlichkeit. Die eine ist der anderen die wichtigste Ratgeberin. Aber während die Mutter sich im Gespräch gern erhitzt und empört und ein heiter-vulkanisches Temperament hat, ist die Tochter ruhig, gesammelt, und ihre Gesten sind sparsam, als richte sie alle Kraft darauf, den Gedanken, der gerade gedacht wird, schlackenlos in zitierbares Deutsch zu bringen. Sie denkt über die letzten Sätze ihrer Mutter nach und sagt:

»Das gibt es heute Gott sei Dank so nicht mehr. Aber es ist immer noch ein unglaublich hierarchisches System. Ich habe manchmal das Gefühl, das Theater und der Film sind die letzten Bereiche, wo diese starken Hierarchien einfach so hingenommen werden. Ich wundere mich immer wieder über Schauspielerkollegen, die sich das gefallen lassen ...«

»Weil sie Angst haben«, wirft ihre Mutter ein.

»Und weil sie so erzogen werden«, sagt Nina Hoss. »Sie sind im ganzen System auch die Ausgesetztesten. Sie sind permanent in ihrer Person angreifbar. Und natürlich geraten sie immer sofort in Zweifel über sich selbst. Deswegen sind Schauspieler so schön zu deckeln. Sie müssen darum kämpfen, geliebt zu werden. Wenn du dich jetzt hier so offensiv verhältst, dann besetzt der Regisseur dich vielleicht nie wieder – so denkt man. Aber man darf diesem Mechanismus nicht auf den Leim gehen. Ich bin glücklicherweise ganz anders erzogen worden, zur Gegenwehr.«

Wir fragen: Leute, die auf der Bühne Auflehnung und Heldenmut darstellen, sind also hinter der Bühne zu Anpassung konditioniert?

»Das wird dir vermittelt, dass Widerstand nicht angesagt ist«, sagt Nina Hoss. »Über Frauen, die sich wehren, wird ganz schnell das Urteil gefällt: Oh, die ist schwierig! Das ist 'ne Diva! 'ne Zicke! Man ist sofort in einer Schublade, wenn man mal sagt: Entschuldigung, so mach ich es nicht. Da kann es ganz schnell schwierig werden mit weiteren Engagements. Das ist bei mir noch nicht so, aber es könnte bald so weit sein (*lacht*). Je länger man arbeitet, desto mehr denkt man: Man muss sich nicht alles gefallen lassen. Und wenn ich von einer Kollegin höre, die ist schwierig, denke ich immer: Die möchte ich mal kennenlernen.«

»Der Fehler liegt im System«, sagt Nina Hoss. »Ich habe eine Rede von Klaus Völker, dem ehemaligen Rektor der Ernst-Busch-Schule, in Erinnerung. Er klagte, wie mit den Abgängern der Schauspielschulen umgegangen wird: Die Anfänger werden an die Theater geholt, denn sie sind billig, begabt und motiviert. Sie kriegen einen Ein- oder Zweijahresvertrag, aber sobald sie aus dem Anfängerstatus heraus sind und mehr Geld verlangen könnten, werden sie entlassen, und es kommen die nächsten Anfänger, denn die sind ja wieder so billig und so begabt. Es gibt nicht mehr die Tradition, Schauspieler aufzubauen und zu entwickeln.«

Und Heidemarie Rohweder sagt: »Wenn die Jungen dann anfangen, teuer zu werden, erfahrener zu werden – weg mit ihnen. So passiert es dann, dass ganz Junge auch die Rollen der Alten spielen – es werden teilweise keine älteren Schauspieler mehr engagiert, und das auch aus rein finanziellen Gründen.«

Ist das ein Gesprächsthema zwischen Ihnen, fragen wir: Wie wird man als Schauspielerin in Würde alt?

»Bei solchen Gesprächen«, sagt Nina Hoss, »geht es zwischen uns eher um den Charakter als ums Aus-

sehen. Ich treffe ab und zu ältere Kolleginnen, die große Probleme mit dem Alter haben, was ich gut nachvollziehen kann, aber die dann so bestig werden. Darüber sprachen wir. Es ist schwer, zu altern, und als Schauspielerin besonders. Aber ich habe mir geschworen, bevor man so bestig und neidisch und missgünstig wird, muss man es sein lassen – wenn man den Wechsel nicht ertragen kann von der jungen zur reifen Frau. Ich habe aber nicht so viel Angst vor diesem Wechsel, ich habe ihn schon vollzogen. Um genau zu sein, gab es ihn nie.«

Heidemarie Rohweder sagt: »Dass man als ältere Schauspielerin nicht mehr so gefragt ist, ist ein Problem, mit dem auch ich mich herumschlagen muss. Es ist ganz schwierig, ein Engagement zu kriegen für Schauspielerinnen meines Alters – und es sind sehr gute Schauspielerinnen darunter. Es gibt kaum gute Rollen für sie, denn die Rollen der Alten sind fast ausschließlich Männerrollen. Das ist sehr problematisch, und wenn man nicht innerlich gefestigt ist, ist es schrecklich. Für mich bleibt nun die komische Alte; das liegt mir, darauf freu ich mich jetzt schon.«

Das ist heiter gesagt, aber bitter empfunden. Es gibt im Theater keinen Platz für ältere Frauen. Das entwertet den ganzen Betrieb. Der Theaterbetrieb versagt vor den Alten – so wie vor ihnen auch die Gesellschaft versagt, als deren aufklärerische Gegenwart sich das Theater doch versteht.

Nina Hoss, halb so alt wie ihre Mutter, auf der Höhe ihrer Kunst, mit Angeboten, besten Kritiken, Preisen überhäuft, steht derweil vor ganz anderen Herausforderungen. Sie muss mit ihrer Schönheit arbeiten, ohne zu sehr auf sie zu vertrauen. Sie muss damit fertig werden, dass viele Filmkritiker sie für den (einzigen) kommenden internationalen Filmstar deutscher Herkunft halten.

Und sie geht einen sehr eigenen Weg – den ersten Weg. Bei den schönen Frauen des französischen Films, zum Beispiel, sind Sorge und Gefahr meist nur ein Hindernis, das dem Glück im Weg steht. Unter all ihrer Not aber glüht die Lust am Dasein. Bei Nina Hoss ist das, in ihren großen Filmrollen, ganz anders: Da ist alle Lebenslust, alles Glück nur Vorboten eines Schicksals, das Dunkles mit dieser Frau vorhat: Erkenntnis nämlich, Erkenntnis durch Schmerz.

Bei Sandrine Bonnaire oder Isabelle Huppert spürt man auch in der Katastrophe eine gewisse spielerische Fahrlässigkeit, manchmal Frivolität. Nina Hoss ist nie fahrlässig, und sie erscheint nie wie eine Spielerin. Sie ist eine Gesandte aus einem anderen Land, eine aus ihrem Paradies Vertriebene. Traumatische Erfahrungen haben den Kern ihres Wesens freigelegt, und sie kann nicht mehr zurück in die Zeit der sonnigen Unmündigkeit.

Sie wirkt deshalb in allen Rollen klug, klüger als die Männer, die sich um sie bemühen und auf die sie – wegen ihrer körperlichen Größe und ihrer rätselhaften seelischen Reife – herabzublicken scheint. Sie schart Menschen um sich, sie schafft Gruppen, aber sie geht nicht in ihnen auf.

Nina Hoss zwingt ihre Betrachter dazu, über ihre Schönheit nachzudenken. Als Schauspielerin zerrt sie an dieser Schönheit, sie unterzieht sie immer neuen Belastungsproben. Sie stellt jene Hinfälligkeit aus, die entsteht, wenn hinter einem schönen Gesicht ein böser Gedanke aufzieht, Angst sich einnistet, ein Entschluss gefällt wird. Und in ihren komischen Rollen zelebriert sie das Statuenhafte der verführerischen Frau, aber auch die Lust, die Statue mit einem schrägen Grinsen von innen her zu zerbröseln.

Am Deutschen Theater Berlin spielt sie derzeit die Medea, die Kindsmörderin aus der griechischen Tragödie, und der *Berliner Zeitung* hat sie erzählt, wie es ist, wenn sie sich in der Garderobe vor der Vorstellung allmählich in diese rabenschwarze Furie, diesen lebenden Racheblitz verwandelt. Nina Hoss blickt also in den Spiegel und sagt: »Da ist sie ja wieder.« Als sei sie erst, wenn Nina und Medea zusammenfallen, wieder komplett. Als heiße eine beherrschte Frau ihre wilde jüngere Schwester willkommen, die sie für ihre fürchterliche Wut insgeheim bewundert. Auf der Bühne, als Medea, steht sie dann wie eine ins Gemäuer ihres Gefängnisses eingewachsene, aus dem Gestein herausfauchende Bestie: Sie zeigt, was es bedeutet, einen Ort zu verfluchen. Der Fluch vergiftet erst das Haus und dann das ganze Land.

In manchen Filmen ist es fast so, als wolle sie ihre Schönheit abwerfen, sich dieser Last entledigen. Ein über die Lebenslust hinausgehender Erkenntniswille treibt sie an. Um zu wissen (oder um zu vergessen), wäre sie auch bereit, ihr Leben zu opfern. Davon



»Yella«

heißt der neue Film von Nina Hoss, der kommende Woche in den Kinos anläuft. Sie spielt darin eine Grenzgängerin zwischen Ost und West, Diesseits und Jenseits (das kleine Bild zeigt Yella nach einem fatalen Autounfall ...). Regie führte Christian Petzold. Inzwischen hat Nina Hoss, einer der großen Stars des deutschen Films und Theaters, schon ihren nächsten Film abgedreht, »Anonyma« von Max Färberböck. Die Begegnung mit Nina Hoss und ihrer Mutter Heidemarie Rohweder fand zwischen zwei Drehtagen zu »Anonyma« in Köln statt. Mutter und Tochter sind seit Jahrzehnten auch bühnenkollegial vertraut; Nina Hoss hat ihre ersten Rollen an Heidemarie Rohweders Theatern in Stuttgart und Esslingen gespielt. Ninas Vater und Vorbild als politischer Geist ist der im Jahr 2003 verstorbene Willi Hoss; er war Betriebsratsvorsitzender bei Daimler und Mitgründer und Bundestagsabgeordneter der Grünen; in seiner letzten Lebensphase leitete er ein bedeutendes Entwicklungshilfeprojekt in Brasilien. Die Ka'apor-Indianer im brasilianischen Regenwald ernannten ihn aus Dank zu ihrem Ehrenhäuptling

erzählen ihre Filme: Etwas muss in Erfahrung gebracht, eine Tat muss gerächt werden, ein Kreis muss sich schließen (oder ausstrahlt werden).

Wenn Theaterspieler Kino machen, spielen sie meistens zu laut, zu groß – für ein Parkettpublikum. Dieser Gefahr entgeht Nina Hoss souverän. Ihr Gesicht bietet den Kameras keine Aktion, eher den Nachhall einer Tat. Man sieht nicht, wie sie etwas »macht«. Man sieht, wie sie etwas – in ihrem Inneren – erlebt. Man fragt sich nicht: Was denkt sie wohl gerade? Man fragt sich: Wo ist sie wohl gerade?

Aber es sind keine angenehmen Szenen, die sie innerlich erlebt. Die Frauen, die sie bei ihrem liebsten Regisseur Christian Petzold spielt, haben, wenn die Filme beginnen, für ihre Schönheit immer schon bezahlt: durch erlittene Gewalt, Gefahr, Angst, durch Verlust, durch Tod zu Lebzeiten. Sie sind verdammt zu einem Schicksal als hellsichtige Untorte.

In Petzolds *Wolfsburg* nimmt sie Rache an dem Mann, der ihr Kind überfahren hat. In *Toter Mann* bringt sie den Mann zur Strecke, der ihre Schwester missbraucht und ermordet hat. In dem Film *Hannah* (Regie: Erica von Moeller) wird sie beinahe zur Mörderin ihres Kindes. Und in Petzolds *Yella*, der jetzt in die Kinos kommt, spielt sie, als sei ihr der Glaube an die Sprache vergangen. In dieser Rolle, für die sie bei der Berlinale den Silbernen Bären erhielt, hat sie kaum Text, nah am Verstummen ist das Mädchen, das aus der leeren ostdeutschen Stadt Wittenberge in den Westen geht, um dort das Leben zu finden, und das doch nur die andere Leere des Marktes, des gespensterhaft schnellen Geldes findet. Yella geht »nach drüben«, räumlich und metaphysisch, sie sieht zu, wie andere handeln, und es ist, als versetze das Geschehen ihr Rückstöße.

Sie spielt Borderline-Existenzen in einer Borderline-Gesellschaft. Sie ist der Engel, die Sterntalerfrau eines Landes, welches in einem Stand-by-Modus der Depression und Verdrossenheit verharrt.

So schwebt sie zwischen Extremen: zwischen dem Glück, das ihre Schönheit verspricht, und dem Missbrauch, den ihre Schönheit provoziert. Sie verkörpert die Makellosigkeit, aber auch die Gefahr, in der alles Makellose schwebt. Sie steht für das feenhafte Gute und für das Böse, das sich davon anlocken lässt.

»Einmal ein Drehbuch wie von Billy Wilder« wünscht sich ihre Mutter für sie, »eine tolle, komische Rolle! Ich finde nämlich, dass du auch sehr komisch bist.«

Und sie selbst sagt: »Ich liebe Komödie. Aber es kommen die Drehbücher nicht. In Frankreich gibt es die, *Das Leben ist ein Chanson* von Alain Resnais, das war ein Genuss, darauf hätte ich so eine Lust. Wie die Leute plötzlich anfangen zu singen. Eine Wonne! Auch die Hollywood-Filme, in denen die Leute plötzlich anfangen zu tanzen und zu singen, habe ich immer geliebt. So was wird mir nicht angeboten.«

Die Autoren wissen also, was sie zu tun haben. Manchmal blitzen im Spiel der Nina Hoss ohnehin »amerikanische Momente« von heller Vollkommenheit auf, ein Lächeln, ein Blick über die Schulter. Man ahnt: Das kann sie auch, in solchem Glamour könnte sie längst verschwunden sein, untergegangen in Rausch und Makellosigkeit. Doch dann fällt der Show-Vorhang, und Nina Hoss ist wieder allein mit uns und ihrer rumorenden, unruhigen Schönheit. Sie bevorzugt den schweren Weg. Auf dieser Seite des Vorhangs ist sie die Einzige ihrer Art.

100 KLASSIKER DER MODERNEN MUSIK

Der Architekt

Neues hat sich in der Musikgeschichte oft durch Skandale angekündigt, und mit tosendem Unverständnis wurde auch die Uraufführung von Iannis Xenakis' Orchesterstück *Metastaseis* 1955 in Donaueschingen quittiert. Das auf Novitäten durchaus eingestellte Publikum hatte damals instinktsicher erkannt, dass mit dieser Musik etwas nicht stimmte. Sie funktionierte nicht nach den Mustern von Thema, Motiv, Tonhöhe und Rhythmus, sondern brachte anderes hervor: Massen, Felder, Flächen.

Die Idee zu dem Stück entstammte zu dem einem Erfahrungsbereich, aus dem Komponisten eher selten schöpfen – den Erlebnissen als Widerstandskämpfer. 1922 in Rumänien geboren und in Griechenland aufgewachsen, beteiligte sich Xenakis in den vierziger Jahren im Kampf gegen die nationalsozialistische Besatzung: »Die Deutschen wollten Griechen als Zwangsarbeiter ins »Dritte Reich« deportieren – aber wir inszenierten riesige Protestdemonstrationen. Ich lauschte dem Geräusch der Menge, die auf das Zentrum Athens zumarschierte, hörte das Skandieren der Parolen, die abgehackten Maschinengewehrsalven, das rhythmische Geräusch Hunderttausender Demonstranten ... Nie hätte ich gedacht, dass all dies eines Tages an die Oberfläche dringen und zu Musik werden würde: *Metastaseis*.«

Zu Beginn von *Metastaseis* spannen auseinanderstrebende Glissandi eine Klangfläche auf. Durch Tremoli wird sie in Vibration versetzt, in Partikel zerstäubt, vielfältig gewandelt und am Ende wieder durch Glissando-Kurven zum Ausgangspunkt, einem einzelnen Ton, zurückgeführt. Mit diesem

76
Iannis Xenakis:
Metastaseis



Foto: action press

Stück führte Xenakis den Begriff der »Masse« in die Musik ein. Er organisierte ihre Bewegungsrichtung und -energie, Verdichtung und Verflüchtigung. Xenakis griff zu mathematischen Verfahren, wie die Physik sie für Strömungen verwendet, denn er hatte nicht nur Musik studiert, sondern war auch Ingenieur und Architekt.

In Griechenland durch seine Untergrundaktivitäten zum Tode verurteilt, verdiente er in Paris sein Brot im Büro von Le Corbusier. Dort entwarf er die Pläne zum Philips-Pavillon der Weltausstellung in Brüssel 1958, der berühmt geworden ist durch seine frei tragende Konstruktion hyperbolischer Flächen, die wie Wellen ineinander übergehen. Zum Entwurf verwendete er die Skizzen, die er für *Metastaseis* berechnet hatte – der wohl einmalige Vorgang, ein Musikstück zum Vorbild für ein Gebäude zu machen. Trotz aller Rechenarbeit hatte Xenakis nicht die Absicht, abstrakte, selbstbezügliche Musik zu schreiben: »Der Hörer muss gepackt und, ob er will oder nicht, in die Flugbahnen der Klänge hineingezogen werden. Der sinnliche Schock muss ebenso eindringlich werden wie der Schlag des Donners oder der Blick in einen bodenlosen Abgrund.« Das ist ihm gelungen.

FRANK HILBERG

Iannis Xenakis: *Orchestral Works and Chamber Music*; Orchester des SWR, Ltg.: Gilbert Amy, Hans Rosbaud (Col Legno 20504/Harmonia Mundi)



Foto: © Warner Bros. Entertainment Inc.

Colleen Fitzpatrick, Deborah Harry, Divine, Ricki Lake (von links) in »HAIRSPRAY«

Haarspray für die freie Liebe

KINO-DVD: Der Regisseur John Water und seine übergewichtigen Diven VON SABINE HORST

Tracy Turnblad will so bleiben, wie sie ist. Und sie gehört nicht zu den Frauen, denen die Werbung das erlaubt hat. Tracy trägt billige Röcke und Blusen in Übergrößen, ohne einen Gedanken an ihren Body-Mass-Index zu verschwenden. Denn sie ist eine Erfindung des Regisseurs John Waters. Dessen Heldinnen können sich auf die herausforderndste Art wohlfühlen in ihrer Haut – auch wenn sie zu weit ist oder an den falschen Stellen beult. Im Baltimore der frühen Sechziger jedenfalls gilt ein Mädchen wie Tracy als fett – und für die bessere Gesellschaft markieren ihre Kurven zudem die Zugehörigkeit zur Unterschicht. Dass Tracy plötzlich zur Vortänzerin in der örtlichen Schlagershow aufsteigt, grenzt bereits an ein Wunder. Dass sie dann auch noch erfolgreich für Rassenintegration im Matineefernsehen streitet, kommt einem Umsturz gleich. Dabei möchte man in dem Film, einer bonbonfarbenen, von reichlich zeitgenössischer Musik untermalten Teenage-Fantasie aus dem Jahr 1988, auf den ersten Blick gar nicht mehr so viel subversives Potenzial erkennen.

Tatsächlich markierte *Hairspray*, zusammen mit der Vorstadt-Satire *Polyester*, den Aufbruch eines

der bekanntesten Schmutzdelkinder der Filmgeschichte in den Mainstream. John Waters war Anfang der Siebziger mit *Multiple Maniacs* und *Pink Flamingos* einer Szene kultischer, in Schund und radikale Experimente verliebter Kinogänger ans Herz gewachsen. Der Regisseur hatte für die hübsche zeitgenössische Idee von der freien Liebe eine zweihundert Pfund schwere, in Goldlamé gekleidete Transe mit dem Künstlernamen Divine parat. Die Hippies selbst nahmen sich ziemlich schlicht aus neben den Dragqueens und Hermaphroditen, den Koprophagen, Exhibitionisten, Fetischisten, Kannibalen, Hühnerfickern und anderweitig »Gehandicapten« oder Durchgeknallten, die den Kosmos des Autodidakten Waters bevölkerten. Bei ihm bezeichnete »Normalität« nie etwas anderes als eine von der Mehrheit gesetzte Norm, mit der Politik gemacht wird.

Um die Wende zu den Achtzigern war der Sumpf freilich ausgetrocknet, in dem solche Extravaganzen gedeihen konnten. Die Tradition der Mitternachtss Vorstellungen, in denen die frühen Waters-Werke gelaufen waren, überlebte sich allmählich; das Design seiner Filme und der Look

ihrer Stars waren vom Punk überholt worden; der *gender blur*, die Geschlechterverwirrung, die Waters und seine Hauptdarstellerin angezettelt hatten, wurde Gegenstand akademischer Untersuchungen.

Als Stoff hat sich *Hairspray* indes gehalten: 2002 eroberte er als Musical den Broadway, nun startet bei uns eine neue Filmversion mit Starbesetzung – in die Kittelschürze von Mama Edna (im Original von der anbetungswürdigen Divine gespielt) hat sich mutig John Travolta geworfen. Und es ist gar nicht so schwer, die nachhaltige Popularität der Familie Turnblad zu erklären. In einer Zeit, in der keiner mehr in der passenden Haut zu stecken scheint und in der die Jeans schneller schrumpfen als die Computerchips blüht Tracys Charme erst recht auf. Wenn man lange genug hinsieht, wird ihre Darstellerin Ricki Lake immer schöner: Kein Zweifel, sie ist das fehlende Glied zwischen Elizabeth Taylor und Lindsay Lohan.

Very Crudely Yours – John Waters Collection: *Hairspray*, *Polyester*, *A Dirty Shame* Warner Home Video, 3 DVDs, 253 Min.

Ein Schwede am Strand von Bruce Springsteen

POP: Anders Wedin alias Moneybrother und seine Rock-Aneignungen VON THOMAS WINKLER

Reisen ist auch nicht mehr das, was es mal war. In der Zeit, in der einen die Postkutsche früher ins Nachbardorf schaukelte, gelangt man heute auf die andere Seite der Welt. Und während angehende Universalgenies einst mit einem Ausflug über die Alpen ihr Lebenswerk prägten, kehrt ein Anders Wendin heutzutage nicht einmal von den Grenadinen mit neuen musikalischen Einflüssen zurück. Die Fernreise liefert gerade mal den Titel des neuen Albums von Moneybrother, der Einmannband des schwedischen Touristen. *Mount Pleasure* wurde zwar benannt nach einer Erhebung auf der Insel Bequia, in der Musik aber sucht man Karibisches vergeblich.

Jene Kulturlandschaften, die Moneybrother vorzugsweise und geradezu systematisch durchschreitet, liegen in Nordamerika. Für *To Die Alone*,

das Album, mit dem ihm vor zwei Jahren der Durchbruch gelang, domestizierte er den Soul. Das neueste Reisetagebuch beschreibt nun detailliert seine Raubzüge in die Geschichte der Rockmusik. *Any Other Heart* oder die erste Single *Just Another Summer* sind mit ihrer fast schon verzweifelten Dringlichkeit, drängendem Saxofon und Boogie-seligem Klavier ehrfürchtige Reminiszenzen an den frühen Bruce Springsteen, *Guess Who's Gonna Get Some Tonight* zitiert die operettenhafte Nervosität eines Randy Newman, und *Will There Be Music?* ist ganz offiziell die Thin-Lizzy-Kopie, die, folgt man Wendin, auf keiner Schallplatte fehlen darf.

Um den drohenden Sonnenbrand schert sich der Pauschalreisende Wendin dabei nicht: Ohne jede Absicherung wirft sich der schwedische Tou-

rist an jeden Rockmusik-Strand, der ihm gefällt, auch wenn der vollkommen überlaufen ist.

Die Aneignung zum Prinzip erheben und Anglo-amerikanisches Vorgaben nahezu ungebrochen zu übernehmen, wagt niemand so unbelastet wie Musiker aus Skandinavien. In dieser Tradition vergrößert Moneybrother für *Mount Pleasure* seine Schnappschüsse zu Fototapeten. So wirken manche dieser Postkartenansichten zwar überladen, manchmal sogar kitschig, aber selbst unter den sorgsam aufgetragenen Retuschen funkeln sie aufregender und überzeugender als manches Original – wohl auch deswegen, weil die Erinnerung meist schöner ist, als es der Urlaub selbst gewesen war.

Moneybrother: *Mount Pleasure* (Columbia/SonyBMG)



WILLEMSSEN HÖRT

Tiefseebotanik

Ich kaufte das erste Album, weil ich neugierig, das zweite, weil ich unglaublich, das dritte, weil ich verstört war ... Das sechste kaufte ich, weil ich immer noch nicht verstand. So ist das geblieben. Man tritt in ein Album von **Tom Harrell** ein wie in einen Blumenladen, in dem man nur Tiefseebotanik findet – dass das lebt!

Tom Harrell wurde einmal im Hotel ein Doppelzimmer zugewiesen, und er kommentierte: »Gut, für jede meiner Persönlichkeiten eines.« Das war seine Form, jener Schizophrenie einen Witz umzuhängen, die sein Spiel gezeichnet und bisweilen entstellt hat. Man kann diesen leisen, immer gedankenverlorenen Mann auf der Bühne sehen, wenn er wie erloschen auf seinen Einsatz wartet, die Trompete in erstarrter Gestik vor sich haltend. Doch ist sein Moment gekommen, stürzt er mit einem Kopfsprung hinein, attackiert, flackert. Er schlägt seinen Ton an, diesen warmen, körperhaften, gern uneleganten Ton, und kann bersten vor Mitteilungsdrang. Unablässig gibt er an seine Mitspieler Kraft und Einfälle ab. Sie sagen, er sei ein großer Lehrer, der jeden sein lasse, jedem zu seinem Charakter ver helfe. Und dann wieder hört man hin und denkt: Er quält sich. Und er wird nicht versuchen, diese Qual nicht Musik sein zu lassen.

Harrells Labyrinth (BMG Music), sein ambitioniertestes Projekt bis dahin, wurde 1996 zum Durchbruch für den damals schon fast Fünfzigjährigen – eine zehnköpfige Hydra, ihre Musik wuchs in vielen Alben und Stilen nach. Aber ich mag auch **Live At The Village Vanguard** (Bluebirdjazz) auf eigene Weise, ein Konzert aus dem November 2001, so erwachsen wie übermütig, mal konzertant wie vom Blatt gespielt und im nächsten Moment reiner Ausbruch.

Harrell kann die Musik ins Riskante führen, wo sie zersplittern, wo sie havariieren muss. Sie hat dann beides, untrügliche Selbstgewissheit, Zielstrebigkeit und den Mut, sich live in die Auflösung zu treiben. Wie wird er sich von dort erholen, in selbstvergessenen Meditationen wie in *A Child's Dream*, in fröhlichen Chorälen wie in *Where the Rain Begins*, in Orientalismen wie in *Party Song*? Jedenfalls wird er von der Erneuerbarkeit einer Musik erzählen, die lange auf der Stelle zu treten schien und hier glücklich in Bewegung gerät, weil sie so persönlich ist und zugleich so jung und so reif.

ROGER WILLEMSSEN

Die ZEIT empfiehlt

Neue Hörbücher

- Jurek Becker: *Jakob der Lügner***
Gelesen vom Autor; Der Hörverlag, 59 Min., 14,95 €
»Man würde Jurek Becker liebend gern Stunden und Tage lang zuhören«, schrieb einst das Magazin der »Frankfurter Allgemeinen«. Da hatte es einmal unglaublich recht. Nun kann das jeder nachprüfen
- Irene Dische: *Loves/Lieben***
Gelesen von A. Winkler und Irene Dische; Hoffmann & Campe, 2 CDs, 145 Min, 19,95 €
Jede Gelegenheit, Angela Winkler zu erleben, muss man ergreifen. Dazu liest Irene Dische eine Erzählung im Original und kommentiert klug ihre Geschichten über verschiedene Formen der Liebe
- Karl May: *Der Orientzyklus***
Der Hörverlag, 12 CDs, 646 Min., 79,95 €
Aus sechs Romanen und der Biografie Mays komprimieren 140 Sprecher, samt gewaltiger Musik (Pierre Oser) und Geräuschkulissen ein Hör-Cinemascope-Spektakel für eingefleischte Junggebliebene

Er sitzt im Schatten der Terrasse, auf Olivenbäume blickend. Er wirkt kleiner als erwartet, wie das oft ist, wenn man zuerst die Werke kennt. Kleiner auch als der Mann, den man nach Uraufführungen sah, wo er jederzeit der Bestgekleidete war, mit bronzenem Teint auffallend vital wirkend zwischen bleichen Musikern und geschminkten Sängern. Hans Werner Henze ist jetzt 81 Jahre alt. Mit einiger Mühe steht er auf, doch er funkelt amüsiert, als er die Herkunft des Besuchers erfährt, Niedersachsen. »Darf ich was sagen? Sie sehen aus wie ein Hannoveraner. Meine Großmutter war auch aus Hannover ...« Henze sieht jedenfalls nicht aus wie ein gebürtiger Westfale in seinen leichten weißen Sommersachen, mit dem Aristokratenprofil und den hellen mittelmeerischen Augen. Vor mehr als einem halben Jahrhundert ist er nach Italien gezogen.

Und hier, auf seinem Gut südlich von Rom, hat er vor fünf Monaten seine jüngste Oper fertiggestellt, *Phaedra*. Die hat ihn fast das Leben gekostet. Henze erlitt während der Arbeit einen Kollaps, sein Lebensgefährte pflegte ihn gesund. Doch Fausto Moroni selbst starb mit erst 63 Jahren, kaum dass *Phaedra* fertig war. Henzes »engster, liebster Freund«, Gestalter des Wundergartens, der das gelbe Haus umgibt, »byzantinisches Fürstenkind, Kleinbauer und Seefahrer von beispielloser Begabung für die Kunst des Lebens«. Fausto, der ihm vier Jahrzehnte zuvor in Rom erklärt hatte, er könne mit seiner Musik so gut wie gar nichts anfangen, dann die Ruine auf dem Landsitz sah, den Henze gerade erworben hatte, und beschloss, doch nicht nach Amerika auszuwandern, sondern sich um die Baustelle zu kümmern. Jetzt spürt man hier die Trauer.

Am 6. September ist Uraufführung. Das Libretto hat ein Pfarrer gedichtet

Seine 14. Oper ist Henze in mehrfacher Hinsicht nahegegangen. Der zweite Akt von *Phaedra* spielt hier in der Nähe, am Saum der Berge. Die Gegend ist von vorchristlicher Geschichte durchtränkt wie keine andere, das reicht tiefer zurück als in der Ewigen Stadt, die man vom Garten aus im Tiber-tal liegen sieht. »Rom ist für die Leute hier Kinderkram«, sagt Henzes Assistent Michael Kerstan. »Es gibt hier eine Autowerkstatt, in der man an der Wand ein Fresko des Mitras-Kults sehen kann. Das war noch vor Diana.« Also noch bevor die hel-lenische Artemis zur lateinischen Diana wurde und hier in der Nähe ihr Heiligtum bekam, als Folge des Dramas um Phaedra ...

Am 6. September wird *Phaedra* in der Staatsop-er Berlin uraufgeführt, die 14. Oper von Henze, der nach seiner 13. gesagt hatte: »Es langt, denke ich.« Peter Mussbach inszeniert, Olafur Eliasson gestaltet den Raum, Michael Boder leitet das En-semble Modern.

Als der junge sächsische Lyriker Christian Lehn-ert erfuhr, Henze wünsche ihn als Librettisten, wusste er wohl kaum, wie ihm geschah. Es ist »in gewisser Weise so, als würde man für Brahms ar-beiten. Oder für Beethoven ... er hatte das Gefühl, daß sein Blut abrupt die Blutgefäße hinunterstürz-te, so daß er für einen Moment schwankte und sich eine Sitzgelegenheit suchte.« So schreibt es nicht Lehnert, sondern ein früherer Librettist. Hans-Ulrich Treichel machte aus seinen Erfah-rungen mit Henze den Roman *Tristanakkord*, in dem es allerdings um eine Hymne und nicht um eine Oper geht, schließlich hat auch Brahms nie eine geschrieben. Es empfiehlt sich nicht, Henze auf den Roman anzusprechen. »Er hat es nie ge-le-sen«, sagt sein Assistent, »er hat sich davon erzäh-len lassen und war empört.« Schade, es ist ein wit-ziges, schönes Buch.

Diesmal entstand ein Buch schon vor der Oper, es vereint Tagebucheinträge von Henze und Noti-zen von Lehnert, der im Mai 2004 das Berliner Hotel Adlon betrat, mit zerschlagenem Rucksack. Mit der Musikwelt hatte er kaum zu tun. Lehnert, von Beruf Pfarrer in Müglitztal bei Dresden, hatte bis dahin nur Lyrik geschrieben. Die aber entdeck-te Henze in einer Zeitung, danach entschied er sich für den jungen Sachsen. Man wollte den im Hotel zuerst gar nicht vorlassen zum Komponis-ten. Dann saßen sie im luxuriösen Appartement, aßen »Sandwiches von der Größe eines Kronkor-kens« und besprachen die neue Oper. Lehnert zweifelte, ob er der Richtige sei. »Hans insistierte in einer für ihn typischen Mischung aus Komplimenten, Ironie und Starrsinn.« Der neue Text soll-te neben Euripides, Racine und Schillers Überset-zung bestehen.

»Schiller ist grauenvoll, finden Sie nicht auch? Vielleicht sollten wir einige seiner Verse aufneh-men.« So ging das los. *Phaedra* ist die Geschichte einer unerwiderten Liebe. Phaedra, Frau des The-seus auf Kreta, hat sich in ihren Stiefsohn Hippo-lyt verliebt. Den lässt das kalt. Gedemütigt ver-leumdet sie ihn bei ihrem Mann, dem Bezwing-er des Minotaurus: Hippolyt habe sie zur Liebe ge-zwungen. Dann erhängt sie sich. Theseus glaubt ihr. Er ruft den Meeresgott an, der einen gewal-tigen Stier aus den Fluten steigen lässt, als Hippo-lyt seinen Wagen am Ufer entlangsteuert. Die Pferde gehen durch, die Räder brechen, der Jüng-ling wird zu Tode geschleift. Doch die Göttin Ar-temis bringt ihn in einer Wolke nach Italien und erweckt ihn zu neuem Leben – am See Nemi, zwölf Kilometer von hier. Da gibt es noch die Tempelreste, müllübersät.

Hier wurde nämlich bei den Römern Hippolyt zu Dianas Priester und hieß Virbius, »aber das klingt ja wie eine Schlaftablette, Virbiol oder so«, meint der Komponist. Seine Gestalten bleiben griechisch. Es singen Aphrodite, Artemis, Mino-taurus, Hippolyt und Phaedra. Die verfolgt als Untote und Vogelwesen den Geliebten bis nach Italien. Henze fand sie »zuerst ganz nett, aber dann stellt sich raus, dass es ein ziemlich mieses Weib-s-tück ist, unedel, habstüchtig, bösatig, intrigant, achtlos, ohne Achtung ... *I'm sorry!*« Sie ist als Mezzosopran besetzt – eine Mezzosopranistin regte Henze zuerst zu diesem Stoff an. Mitunter tauchen mit Phaedra zwei Wagnertuben auf, die hier keineswegs nach Drachenhöhle klingen, son-der-n zum Beispiel sanft das Erwachen der Liebe begleiten: »Dein Blick traf mich einst im Tempel beim Erheben des Opfers ins Feuer ...«

Endlos sitzt Henze auf der Terrasse, allein mit seinem Olivenhain

Die Besetzung des kleinen Orchesters ist gewagt, ausgerichtet am Ensemble Modern, das die Urauf-führung realisiert. Von 23 Instrumentalsolisten sind gerade mal vier Streicher: Geige, Bratsche, Cello, Kontrabass. Zwei Perkussionisten bear-beiten dagegen 28 verschiedene Felle, Hölzer und Metalle, es kommen Klavier und Celesta dazu, und zu den 15 Bläsern gehören die beiden Wag-nertuben. Wenn sie überhaupt nach Wagner klin-gen, dann wie einer, der auch dem späten Nietz-sche gefallen hätte: mozartisch, südlich, melodisch. So wirkt es zumindest bei der ersten Durchspiel-probe ohne Sänger in Frankfurt. »Wie ist es mit der Balance?«, fragt Henze, der nicht dabei sein konnte. Das Ganze ist so durchsichtig, ja licht-durchlässig, dass es keine Probleme gibt. »Ich kann eben einfach gut instrumentieren!« Er lacht, als hätte er das bezweifelt.

Bei der Uraufführung in Berlin, schreibt er im Tagebuch, »werde ich mehr über mich erfahren

»Der Sarg war schon bestellt«

Schwerkrank hat Hans Werner Henze »Phaedra« komponiert, seine 14. Oper. Ein Hausbesuch bei dem 81-Jährigen **VON VOLKER HAGEDORN**

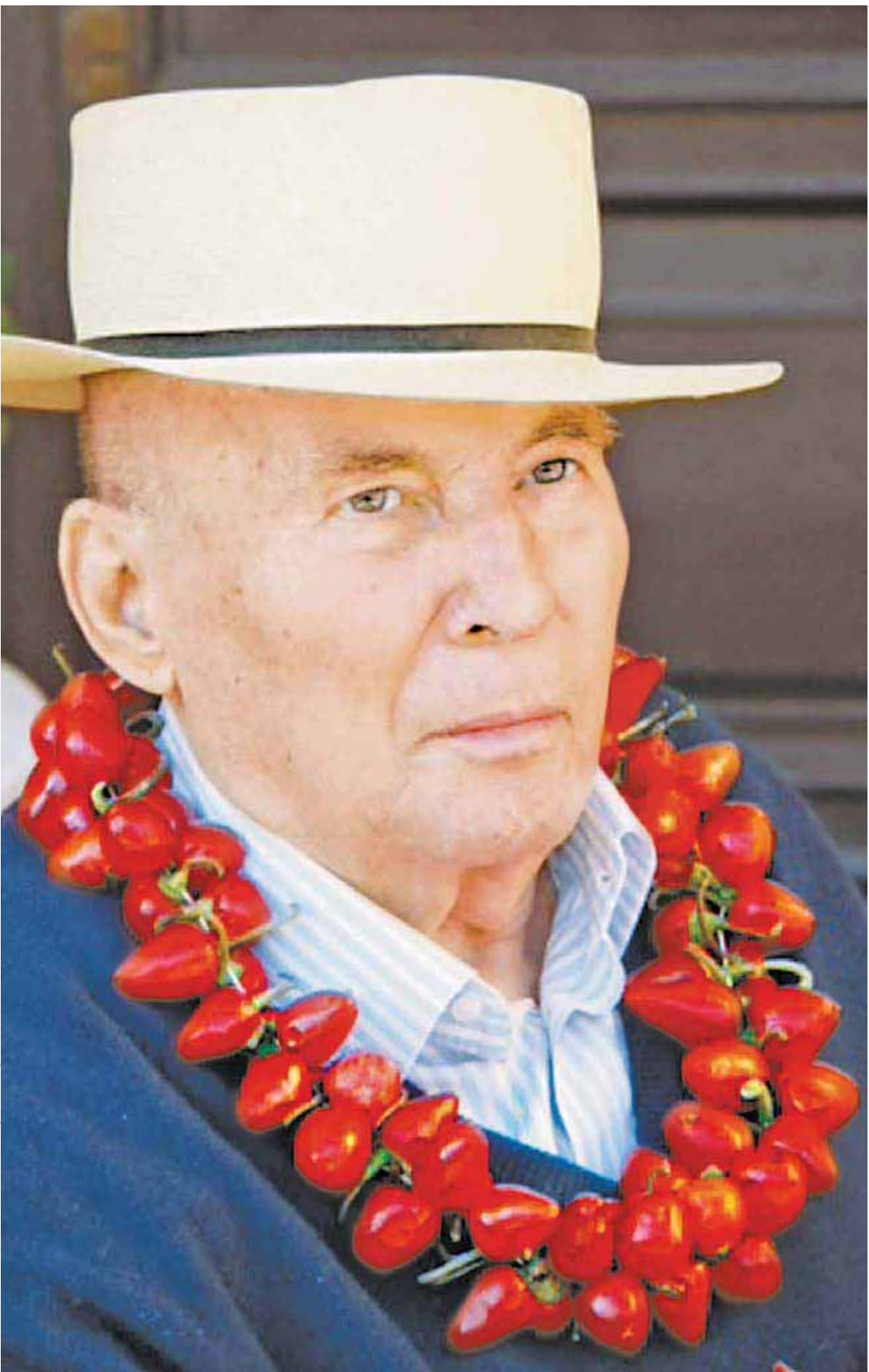


Foto aus »Phaedra« von Michael Kerstan / Verlag Klaus Wagenbach, 2007

ITALIENER DES HERZENS – seit Jahrzehnten lebt der Gütersloher Henze im Sehnsuchtsland der Deutschen

können, über mich als Fachmann für Angst und Leiden«. Nicht nur, weil in *Phaedra* die Liebe mehrfach zum Tod führt, sondern weil der Tod auch Henze selbst bedrohte. Nach dem ersten Akt, im Herbst 2005, verließen Henze die Kräfte. »Ich hörte auf zu reden und schlief immerzu«, sagt er. Im Oktober brach er zusam-men und wurde nach Rom ins Krankenhaus gebracht. Dann pflegten ihn sein Lebensge-fährte Fausto Moroni und Assistent Michael Kerstan zu Hause sechs Wochen lang. Es stand schlecht um ihn. »Der Sarg war schon bestellt, die Traueranzeige gedruckt«, sagt er, ohne eine Miene zu verziehen. Und doch ging es gut. An-fang 2006 begann er mit der Arbeit am zweiten Akt, passenderweise der Reanimation des zer-schmetterten Hippolyt am Nemisee.

Die Arbeit ging langsam vonstatten. »Er kann endlos auf seiner Terrasse sitzen, allein mit seinem Olivenhain«, schreibt der Librettist. »Er scheint den Lebensrhythmus der Bäume anzunehmen. Schon die Hühner, die zwischen den Stämmen picken, empfindet er als unak-zeptable Störung. Noch schlimmer sind die Flugzeuge, die von Ciampino starten, oder die Hubschrauber, die über seinen Garten zur Sommerresidenz des Papstes fliegen.« Indessen genügt Henze, wenn er so da sitzt, mitunter schon der Blick auf fünf Telegrafendrähte hin-ter der alten Mauer, um in diesen luftigen No-tenlinien eine Zwölftonreihe zu imaginieren. »Immer mehr habe ich ein Es gesehen, ein F, ein Cis ...« Und manche komplexe mehrstim-mige Passage, sagt er, »brauche ich nicht nach-zuprüfen am Klavier, es stimmt einfach, das kommt in den letzten Jahren öfter vor«.

»Mit dem Tod ist alles aus. Das zu wissen, macht das Leben intensiver«

Aber die Arbeit und die Schicksalsschläge ha-ben ihn müde gemacht, er hört oft nicht mehr gut, seine linke Hand, mit der er früher schrieb, zittert. Als abends eine Besucherin aus Japan mit Blumen kommt, gibt er den Strauß schnell weiter – der Arm tut rasch weh von dem Ge-wicht, lieber noch eine »acqua macchiata«, Wasser mit Schuss, ehe man sich zum Essen setzt. Es wird zubereitet von dem albanischen Ehepaar, das er und Fausto aufnahmen – Boots-flüchtlinge mit einem dreijährigen Sohn. Eine Tochter kam vor neun Jahren hier zur Welt, auf La Leprara. Nun stehen diese Geschwister vor ihm, Aurora und Aurelian, sanft und schön wie aus einem Märchen, schüchtern lächelnd. »Ich bin nicht der Vater, leider«, sagt er. »Es ist meine größte Freude, diese Kinder wachsen zu seh-en. Fausto hat alles für sie getan. Jetzt haben sie sogar italienische Pässe.«

Die Japanerin ist in Nagoya geboren, das bringt uns wieder zu *Phaedra*. Denn in Nagoya erlebte Henze erstmals das Stück von Racine, vor gut 40 Jahren. Auf Japanisch. Er schlief im Theater ein und schreckte erst hoch, als Pha-edra laut »Kokolo!« rief. So hieß damals auch Henzes Hund. Auf Japanisch heißt es aber »Herz«. Er fragt sie, wie man es in Japan mit der Religion halte. Die spiele keine große Rolle, erzählt sie. Er schweigt wieder und lauscht dem Gespräch, das über den Papst und dessen Stein-way zu dessen Haushälterin gewandert ist. Plötzlich sagt er: »Ich finde es gut, wenn die Leute an nichts glauben. Keine Religion. Mit dem Tod ist *finita la commedia*. Es macht unser Leben intensiver und klüger, wenn wir das wis-sen.« Vollmond über der Terrasse, ein Flugzeug von Osten blinkt im Sinkflug. Das ist die Rou-te, sagt er, auf der einst die Götter kamen.

Seit einiger Zeit knirscht es vernehmlich im Gedanken- und Verwaltungsgebäude der Denkmalpflege. Obwohl sich alljährlich Millionen Menschen an den Tagen des offenen Denkmals auf den Weg machen, um Kirchen, Palais oder Fabriken zu besichtigen – auch am kommenden Wochenende wird es wieder so sein –, obwohl also alte Bauten allseits beliebt sind, wird in den Denkmalämtern eine Stelle nach der nächsten eingespart, und die Etats schrumpfen. Mancherorts wird schon erwogen, die Denkmalschutzbehörden gleich ganz abzuschaffen. Der Staat solle sich zurückziehen und den Bürgern nicht länger vorschreiben, welche Kulturgüter wie zu schützen seien, so die populäre Forderung.

In der Konsequenz bedeutet diese Art von Deregulierung: Nicht *die Denkmalpflege* ist als kulturelle Fürsorgeinstanz des Staates verantwortlich für den Zustand der Denkmale, sondern die Eigentümer selbst sind es. Das mag sich für manche Denkmalpfleger wie eine große Bedrohung anhören, doch ist es durchaus möglich, mit der Entwicklung vernünftig umzugehen. Schon unter weit übleren Bedingungen als heute ist es gelungen, Kulturdenkmale zu retten. Gerade Denkmalpfleger aus der Ex-DDR wissen das und haben in einem mürbere gewordenen Bevormundungsstaat gelernt, wie sehr es auf ein Zusammenspiel von Bürgern und Denkmalpflegern ankommt.

Die vergangenen anderthalb Jahrzehnte nach dem Wendejahr 1989 waren jedenfalls eine günstige, vielleicht sogar eine Glanzzeit der Denkmalpflege. Es gehört zur positiven Bilanz der deutschen Einheit, dass das Sterben ganzer Städte wie Schwerin, Görlitz oder Erfurt verhindert werden konnte. Solche Erfolge sind kommunalen Denkmalpflegern zu verdanken, die meistens auch von politischer Seite unterstützt wurden, etwa in Aschersleben, Naumburg oder Halberstadt.

Mancherorts waren die Denkmalpfleger sogar so erfolgreich, dass nun einige meinen, es gebe mittlerweile viel zu viele Baudenkmale. Doch gibt es nicht zu viele Denkmale, sondern eine zu große Pedanterie im Umgang mit ihnen, sodass selbst gutwillige Bürger verschreckt werden. Im Eingangsflur, spätestens aber im Wohnzimmer eines einfachen Bauern- oder Gründerzeithauses werden »Forderungen« des Denkmalschutzes schnell als Hausfriedensbruch empfunden. Mit Augenmaß beim Formulieren von »Auflagen« und einem Gespür für die finanziellen Möglichkeiten der Denkmaleigentümer lässt sich mehr Akzeptanz erreichen. Zu den Grenzen, an die Denkmalpflege stößt, gehört schließlich nicht selten, gerade im Osten, reale Armut.

Es stellt sich die Frage nach den Prioritäten: Wo ist was und wann nötig und möglich? Wann wird der Widerstand gegen den Abriss eines unrettbaren Baudenkmals zum bloßen Verwaltungsritual, das ohne Erfolgsaussicht nur Kräfte bindet? Wer solche Fragen stellt, wird leider oft als Defätist geschmäht, doch ist die Diskussion unausweichlich.

Dasselbe gilt für die Frage nach dem Denkmalwert: Der exzellent gestaltete Industriebau aus den 1920er Jahren ist unter Umständen nicht weniger erhaltenswert als ein Barockschloss. Doch meinen nicht wenige, alle nach 1870 entstandenen Bauten

bräuchten eigentlich keinen Schutz, und Jüngeres könnte man gleich ganz vernachlässigen – ein Rückfall in eine vorhistorische Denkart.

Einst war es üblich, dass ein altes Denkmal automatisch als wertvoller galt als ein weniger altes. Zudem gab es eine Rangordnung der Bauaufgaben, derzufolge eine Kirche automatisch bedeutsamer war als ein Schlachthof. Zum Glück hat die Denkmalpflege des 20. Jahrhunderts solche Vorstellungen überwunden. Doch zugleich hat die sogenannte »Erweiterung des Denkmalbegriffs« zu einer großen Unsicherheit geführt, wie Einzelobjekte und Ensembles einzustufen und zu bewerten sind – vor allem dann, wenn abstrakte Strukturbegriffe und ein dokumentaristisches Interesse an Geschichte die Diskussion dominieren. Die Wissenschaftsroutine erschwert es manchmal, eingängig und für alle verständlich jene historischen und ästhetischen Werte zu benennen, um die es wirklich geht.

Ein Rückzug der Denkmalpflege auf »klassische Monumente« allerdings wäre ihr Ende. Es gibt jenseits der Berliner Museumsinsel und des Dessauer Bauhauses viele Kostbarkeiten, die kaum einer kennt und über die alle staunen, wenn man sie ihnen nur zeigt und erklärt. Jeder Denkmalpfleger, der sich im Alltagsgeschäft ein minimales Forschungsinteresse für seine Landschaft bewahrt hat, weiß das. Diese Dinge in Schutz zu nehmen, und zwar durch Argumente, nicht durch Verfügung, darum muss es gehen. Um die Existenz von Kathedralen, Schlössern, um das ganze Inventar der Unesco-Welterbeliste muss man nicht bangen.

Die Zeit ist reif für eine subsidiäre Definition der Denkmalpflege: Helfen, Unterstützen, Möglichmachen statt ubiquitärer Kontrolle und Sicherstellung weltferner Restaurierungsstandards. Scharf gesprochen: Denkmalpflege unterstützt nicht tote Objekte, sondern Initiativen von lebendigen Menschen, die das tote Ding »Denkmal« als materiellen und ideellen Wert begreifen und es damit erst lebendig, wertvoll und nutzbar machen. Es ist besser, interessierte Bürger beim Unterhalt ihrer denkmalgeschützten Häuser tatkräftig zu fördern, als Unwillige zu kontrollieren und zu ahnden. Zugegeben, solcher Pragmatismus birgt Gefahren, denn eigentlich muss Denkmalpflege beides leisten ...

Wirkliche Werte behaupten sich zwar nur in der Sphäre der Freiwilligkeit. Doch muss es auch Instanzen und Institutionen geben, die entsprechende Wertbildungsprozesse anstoßen können. Die Denkmalpflege der Zukunft wird vielleicht mehr Bildungsinstitut als Verwaltungsapparat sein müssen. Sie wäre dann Element einer umfassend gedachten Baukultur, Teildisziplin der Architektur, Ingredienz historischer und ästhetischer Bildung. Gerade in einer älter werdenden Bevölkerung dürften Bereitschaft, Bedürfnis und Befähigung wachsen, sich mit Dingen zu beschäftigen, die nicht flimmern, sondern seit Jahrhunderten einfach so dastehen. Kindern die alten Bauten und kuriosen Kunstsachen interessant zu machen, ist nicht schwer und verlangt doch hohe didaktische Professionalität.

Sehr wichtig ist auch die mediale Verankerung des Themas. Noch immer meinen manche Denk-



malpfleger, es schade ihrem Ansehen, wenn sie die visuelle Erlebnisqualität eines Denkmals hervorheben. Aber wer das Schaubedürfnis des Publikums zum Beispiel bei aufwendigen Restaurierungen ignoriert, läuft Gefahr, dass die Denkmalpflege nur noch als eine akademische Geheimlehre wahrgenommen wird. Viele Publikationen der Denkmalpflege sprechen vor allem Denkmalpfleger an; und Gleiches gilt für die Sprache. Der allgegenwärtige Begriff der *Konservierung*, der das fälschungverdächtige *Restaurieren* abgelöst hat, klingt nach Präparat und Mumifikation, nach »Viecherl in Spiritus«, wie es der bayerische Generalkonservator Egon Greipl kürzlich in einem Fernsehinterview sarkastisch formuliert hat. Die Denkmalpfleger tun gut daran, ihren Wissenschaftsjargon permanent zu überprüfen.

Pikanterweise zeigen gerade die Archäologen mit ihren unterirdischen und vergleichsweise unscheinbaren Gegenständen, wie man das macht. Das kleine und problemgeplagte Bundesland Sachsen-Anhalt zum Beispiel hat durch international beachtete Ausstellungen, brillante Präsentation und superfließige Publizistik rund um die »Himmelscheibe von Nebra« einen ungeheuren Popularitätsschub erzeugt, der mehr ist als nur oberflächliche Imagepflege.

Der Wissens- und Erfahrungsschatz der traditionsreichen Landesdenkmalämter muss zwar bewahrt werden. Sachverstand in solcher Breite und Tiefe kann man ebenso wenig privatisieren wie Schule und Museum. Zugleich muss sich die Denkmalpflege selbst vor einer Ökonomisierung des Denkens hüten. In ihrer Verunsicherung meinen manche, sich jetzt nur noch oder vorrangig mit ökonomischen Argumenten wie Nachhaltigkeit und Ressourcenschonung als Wirtschaftsfaktor empfehlen zu können. Es geht beim Schützen und Pflegen von Kulturdenkmälen aber wesentlich um Werte jenseits der ökonomischen Vernunft. Welchen Sinn hat es sonst, ein wunderschönes, leider aber riesengroßes Renaissanceschloss wie das im anhaltischen Bernburg zu erhalten, ohne dass langfristige Nutzung und Finanzierung absehbar wären? Die Ökonomie entscheidet ohnehin in letzter Instanz, was möglich ist, auch in der Denkmalpflege. Über das Schöne, Wahre und Gute entscheidet sie aber nicht.

Von der hoheitlichen Denkmalpflege als Kulturpolizei haben sich viele innerlich längst verabschiedet. Der richtige Rest der alten Institution muss aber bleiben. Die Zukunft der Denkmalpflege wird nicht in der »Entstaatlichung« liegen, sondern in einer neuen, allerdings auch heiklen Balance zwischen Verwaltungshandeln und Bürgerwillen. Dass im Übrigen Denkmalpflege nicht nur Ärger, sondern sogar den »Betroffenen« Freude machen kann, gehört immer noch zu den Alltagserfahrungen, die man in diesem Beruf allenthalben macht, und sei es nur ein- oder zweimal mal in der Woche. Weniger sollte es aber nicht sein.

Der Autor ist Architektur- und Kunsthistoriker und arbeitet als Gebietsreferent am Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt in Halle (Saale)

Es heißt ja auch Gedenken und nicht Gerede

Ulrich Mühle hat bei seiner eigenen Trauerfeier Regie geführt. Ansprachen hatte er sich verboten und sich stattdessen zwei Filme gewünscht **VON HEIKE KUNERT**

Draußen die Sonne. Aber drinnen ist alles erdrückend schwarz. Dunkelheit saugt einen in die Berliner Schaubühne und lenkt den Blick auf den einzigen großen Lichtpunkt neben der Bühne. Das Porträt, an die Wand projiziert. Ulrich Mühle schaut über alle, die gekommen sind, um seiner zu gedenken, mit fast Angst einflößendem Blick hinweg; hin zu einem Ort, den wir nicht erreichen können. Der Saal ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Kollegen des Toten wie Otto Sander, Ulrike Folkerts und Jörg Gudzuhn sind da. Der legt, als er hereinkommt, eine weiße Rose auf das Rednerpult, und es bleibt dies die unumstritten berührendste Geste an diesem Nachmittag. In der ersten Reihe sitzen Susanne Lothar und die Kinder. Die rund um seine letzte

große Rolle gewachsene Dr.-Kolmaar-Gemeinde ist stark vertreten. Für ein paar Stunden sind wir alle noch einmal die letzten Zeugen einer vom Aussterben bedrohten Meisterschaft. Es war Ulrich Mühles Wunsch, dass Christoph Rütters Dokumentarfilm *Die Zeit ist aus den Fugen* (1990) und Michael Hanekes *Funny Games* (1997) gezeigt werden.

Und worauf warten wir jetzt noch? Sollte Rütters Film zu Heiner Müllers Hamletprojekt nicht schon längst begonnen haben? Kaum stellt man sich die Frage, zieht Marianne Birthler in hellem Gewand an der Bühne vorbei und besetzt ihren Platz links außen. Wer ist hier der Geist?, fragt man sich. Denn im Grunde verläuft so eine Trauerfeier in der Berliner Schaubühne nicht viel anders als auf irgendeinem

Dorf in der Provinz: Alle sind da. Nur der Geistliche fehlt noch, und ohne den geht bekanntlich gar nichts. Es wird dann wirklich höchste Zeit, dass Tom Cruise im Gefolge des Florian Henckel von Donnersmarck eintritt und sich in der ersten Reihe niederlässt.

Ulrich Mühle habe keine Reden gewollt, sagt Thomas Ostermeier. Nur so viel: Für den künstlerischen Leiter der Schaubühne sei ein Traum in Erfüllung gegangen, als er den Schauspieler 2005 für das Stück *Zerbombt* von Sarah Kane gewinnen konnte. Schon die wenigen Worte sind eine furchtbar schwere Angelegenheit. Aber es heißt ja auch Gedenken und nicht Gerede. Ulrich Mühles Gesicht bleibt ein Rätsel. Es verkörpert eine Zartheit, in die schlagartig der Frost einfahren kann. Wie gut es tut, sich noch einmal

von dieser Kälte verführen zu lassen. Man möchte sich seine Gesichtszüge wie eine geheime Formel für immer einprägen.

In der Pause ist das Café gut besucht. Gedenken macht hungrig. In der Tat erinnern die Kuchenteller, der Kaffeeduft, das Klappern des Bestecks unwillkürlich an einen Leichenschmaus. Es wird über die neuesten Filmkritiken geredet, neue Projekte und wie man Frikassee zubereitet. Katja Riemann plaudert mit Sebastian Koch. Man sieht Udo Samel und Bruno Ganz. Eva Mattes und Maren Kroymann. Die Kollegen aus dem Osten sieht man nicht mehr. Barbara Schnitzler ist weg, ebenso Christoph Hein. Auch Jörg Gudzuhn ist gegangen. Dafür kommt Gesine Cukrowski – hinreißend schöne Assistentin und ewig

unerfüllte Liebe des lakonischen Gerichtsmediziners in der ZDF-Serie. Als Liebhaber des *Letzten Zeugen* ist man versucht, in ihr die eigentliche Witwe zu sehen. Dass sie den Saal an der Hand eines Mannes betritt, der nicht Ulrich Mühle oder vielmehr Dr. Kolmaar heißt, versetzt uns in Empörung. Wir sind geradezu geneigt zu tuscheln: Kaum ist ihr Mann ... und so weiter und so weiter.

Als Michael Hanekes Psychothriller läuft, lichten sich die Reihen. Jemand fragt: »Muss man sich das angucken?« Man muss. Natürlich wird die Sonntagsruhe durch Hanekes exzessive Brutalität ganz erheblich gestört. Aber hat jemand ernsthaft damit gerechnet, Ulrich Mühle entlasse uns mit einem schönen Gedicht? Er entließ uns in menschliche Abgründe.

Und wer ist Schuld?

Kerstin Kohlenberg und W. Uchatius: »Von oben geht's nach oben«, ZEIT NR. 35

Ich lese Ihr bedrückend zutreffendes Dossier über Aufstiegschancen in Deutschland und denke, toll, dass die *ZEIT* sich diesem Thema mal wieder zuwendet; gut beobachtet, gut analysiert. Und nun? Wo bleibt das Nachdenken darüber, wie der Status quo zu mildern wäre? Und dann blättere ich durch Ihr Magazin ... Laptopaschen für 690, 790 Euro ... High-End Hi-Fi-Bausteine, usw. – Oberschichtspielzeug. Wo ist der Hinweis: »Wenn Ihr Budget solche Einkäufe erlaubt, dann greifen Sie doch bitte auch Ihrer nächstgelegenen Hauptschule mit einer Geldspende unter die Arme«? Solange die Kenntnisnahme zunehmender Ungleichheit gepaart ist mit dem Schwelgen in Konsumekstase – so lange wird auch von so hellstichtigen Artikeln wie dem Ihren nichts übrig bleiben als Altpapier. (Aber auch dafür gibt es ja schicke Design-Sammelbehälter.)

ELISABETH ADOLPH, AACHEN

Ein Phänomen habe ich in dem Dossier vermisst: die sukzessive Auflösung der »mittleren Mittelschicht«, zu der ich etwa meine Eltern zählen würde, die keine Akademiker sind, aber trotz eingeschränkter finanzieller Mittel ein Abonnement des Stadttheaters und einen Weinkeller besitzen. Heute scheint sich dagegen das kulturelle Kapital fast ausschließlich an das ökonomische gebunden zu haben. Ich selbst könnte wohl auch ein Beispiel für den seltenen Aufstieg ins akademische Milieu sein, da ich gerade meinen Magister in Literaturwissenschaft und Philosophie mache und danach gerne promovieren würde. Dafür wäre ich auf ein Stipendium angewiesen. Dieses Problem stellt sich den wenigsten meiner Kommilitonen, die auch nie, wie ich, durchgängig neben dem Studium arbeiten mussten. Die meisten haben auch selbstverständlich stets das neuste Equipment wie ein nagelneues I-Book (sponsored by Omi). Aber wahrscheinlich sollte ich dankbar sein, dass ich überhaupt bis hierhin gekommen bin, und mir die Promotion abschminken. Allerdings kann ich mir das Überleben in der »Generation Praktikum« nicht leisten, ich werde wahrscheinlich einen Job annehmen, für den ich gar nicht hätte studieren müssen, und somit doch wieder im Milieu meiner Eltern landen. Das kulturelle Kapital, das mir von zu Hause aus mitgegeben wurde (wie meine Liebe zu Büchern und gutem Essen), nutzt mir so kaum etwas, wenn es ohne ökonomisches Kapital auskommen muss. Vermutlich liegt genau hier auch das Dilemma der verschwindenden »mittleren Mittelschicht«, der langsam schlicht die materiellen Möglichkeiten fehlen, ihr immaterielles Gut – Bildung und Kultur! – zu erhalten. Adieu Aufstiegsutopie.

LAURA GERSCH, BERLIN

Keine erfreuliche Entwicklung. Doch was schlagen Sie als Lösung vor? Wir werden uns vermutlich die örtlichen Schulen vor Einschulung unseres Kindes genau ansehen. Werden

wir unserem Kind dauernde Ausfallzeiten, viel zu große Klassen und womöglich unkontrollierte Gewaltprobleme zumuten, um eine stärkere gesellschaftliche Durchmischung zu erreichen? Würden Sie das? Gesellschaftliche Durchlässigkeit bedarf verbesserter Verhältnisse für Kinder aus den finanzschwachen Familien. Es geht darum, dass ich mein Kind sorglos auf die nächstbeste Schule schicken kann, mit allen anderen, weil da verlässlich und in vertretbarem Umfeld unterrichtet wird. Und es geht darum, dass die Eltern von »Chantal und Justin« ihre Prioritäten ändern. Beruflich habe ich viel Kontakt zu Hartz-IV-Empfängern. Etliche telefonieren unablässig mit dem Handy und tragen Markenkleidung, die Kinder dagegen werden vernachlässigt. Hier muss Bildung erst mal als Wert gesellschaftlich implementiert werden, sonst hilft den Kindern keine Anhebung von Hilfesätzen. Ich komme aus einem quasi geldlosen Elternhaus, aber meiner Mutter war es wichtig, dass mir Chancen offenstehen, und Voraussetzung ist nun mal Bildung. Sie hat heute weder Handy noch Luxus, aber eine Tochter mit Hochschulabschluss.

ANNA WELSCHER, FREIBURG

Die soziale Herkunft mag immer noch die Bildungschancen eines Menschen beeinflussen, aber über Karriere oder Arbeitslosigkeit entscheiden heute auch die schieren Erfordernisse des Marktes. Und der lechzt nach Juristen und Betriebswirten und gibt sich schon mit wenigen Ethnologen und Romanisten zufrieden. Für viele Geisteswissenschaftler bleibt nicht selten und auf unbestimmte Dauer ein Leben am Existenzminimum.

EIKE CHRISTIAN LASPE, BERLIN

Ist das »Bürgertum« wirklich schuld oder eher der Staat? Als eine im Ausland aufgewachsene, eingebürgerte Deutsche ist mir aufgefallen, dass die Bedingungen im deutschen Schulsystem gleiche Bildungschancen für alle Kinder verhindern. Die wichtigsten Missstände sind: Die SchülerInnen werden schon nach der vierten Klasse separiert, unter anderem aufgrund einer Beurteilung, welche in diesem Alter der Schüler nicht objektiv sein kann. Meines Erachtens sollte die gemeinsame obligatorische Schulzeit acht Jahre dauern, gefolgt von einem vierjährigen spezialisierten Gymnasium/einer Fachoberschule/Berufsausbildung et cetera – den Zugang hierfür sollten schriftliche Aufnahmeprüfungen regeln. Schuluniformen, flächendeckend eingeführt, würden auf einen Schlag äußerliche »Klassenunterschiede« beseitigen und den armen SchülerInnen helfen, den Lehrern und Klassenkameraden unbefangen entgegenzutreten. Die SchülerInnen sollen Gewissheit haben, dass ihre Leistungen objektiv beurteilt werden. Daher plädiere ich für schriftliche, anonymisierte Prüfungsarbeiten.

DR. IRENA DOICESCU, DRESDEN

Dem Patienten nützt das wenig

Stefanie Schramm: »Doktor Schwester«, ZEIT NR. 35

In den vergangenen zehn Jahren sind 13,5 Prozent der Stellen für Krankenpflegekräfte abgebaut, Arztstellen im selben Zeitraum dagegen um 19,5 Prozent aufgebaut worden. Gleichzeitig hat sich die Pflegebedürftigkeit der Patienten erheblich erhöht. Es ist nichts gegen die Übernahme delegierbarer Tätigkeiten einzuwenden, sofern Fachkompetenz und Rechtssicherheit sowie Planstellen garantiert sind. Dem Patienten nützt das aber wenig, wenn auf der anderen Seite keine Kapazitäten für professionelle Pflege mehr vorhanden sind. Handlungsspielräume und Zeit braucht die Pflege nicht für Blutabnahmen oder Kurznarkosen, sondern für patientenorientiertes Pflegehandeln.

DR. ANNE-KATHRIN CASSIER-WOJDASKY KARLSRUHE

In vielen Kliniken wurden längst ärztliche Tätigkeiten an die Pflegekräfte delegiert. In der Regel ohne rechtliche Klärung, Schulung, Aufstockung des Personals. Dass dadurch die ohnehin dramatisch dünne Personaldecke des Pflegepersonals weiter belastet wird, ist das eigentliche Patientenrisiko, wie auch die Ergebnisse

des Pflege thermometer 2007 beweisen. Deutschland leistet sich nach den USA und der Schweiz das drittteuerste Gesundheitssystem. In Bezug auf Qualität und Effizienz sind wir dagegen untere Mittelklasse. Wir haben die höchste Ärztedichte pro tausend Einwohner. Wozu eigentlich? Andere Länder haben es uns längst vorgemacht und stellten fest: Eine Allokation von qualifizierten Tätigkeiten bei kompetenten und erfahrenen Pflegefachkräften verbessert nicht nur die Versorgungsqualität messbar, sondern erhöht die Patientenzufriedenheit, schon das Budget und setzt Ressourcen frei, die an anderer Stelle dringend gebraucht werden.

JOHANNA KNÜPPEL, BERLIN

Mit Befremden und einer ordentlichen Portion Ärger las ich Ihren Artikel. In einem Beruf, in dem rund 90 Prozent Frauen tätig sind, von »KrankenPFLEGERN« zu schreiben, finde ich nicht in Ordnung. Selbst in der Beschreibung der einzelnen Tätigkeiten einer Schwester und eines Pflegers bezeichnen Sie die beiden als »Kran-

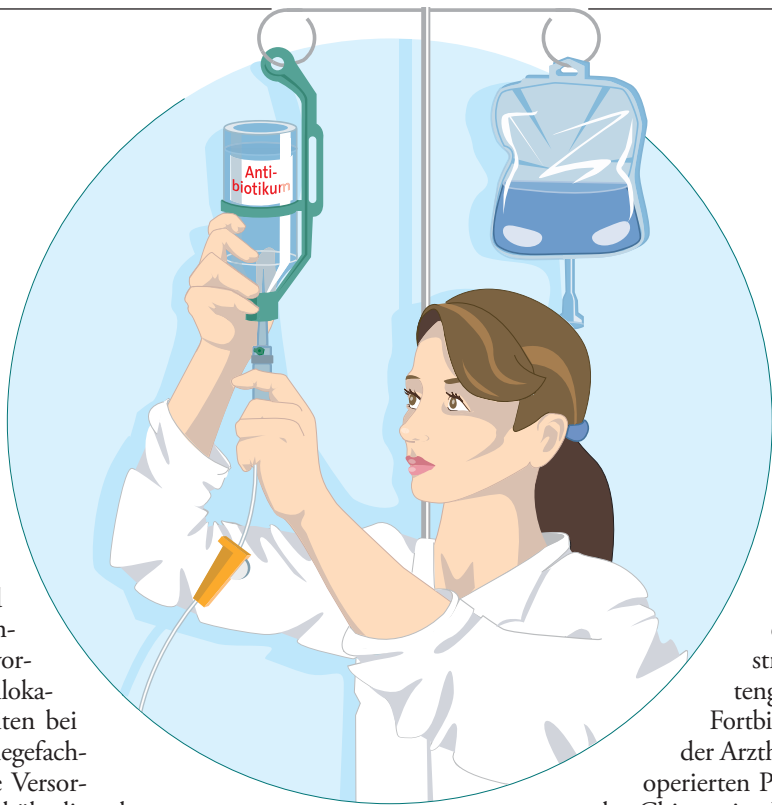


Illustration: Anne Gerdes

ken-PFLEGER«. Ich war viele Jahre Krankenschwester an einer Uni-Klinik, habe einige sehr wertvolle Pfleger als Kollegen gehabt, aber in Ihrem Artikel komme ich mir als Frau übergangen vor – auch ohne mich als Feministin bezeichnen zu wollen.

ANITA TILG, AXAMS/ÖSTERREICH

Ärztliche Tätigkeiten sollen auf Schwestern und Pfleger übertragen werden. Es gibt aber schwerwiegende Gründe gegen eine solche Systemänderung.

Die ärztliche Aufsichtspflicht und Verantwortung wird bleiben, aber nach und nach nicht mehr wahrgenommen werden können, da junge Ärzte die fraglichen Tätigkeiten nicht mehr lernen werden. Krankenhäuser werden die eine oder andere Arztstelle streichen und lieber einer kostengünstigeren Schwester die Fortbildung bezahlen. Und während der Arzthelfer beginnt, den Bauch des operierten Patienten zu verschließen, eilt der Chirurg in den Nachbarsaal, wo ihn der nächste geöffnete Bauch schon erwartet. Und müssen Ärzte wirklich Visiten machen? Die dabei anfallenden Daten (vormals: Klagen des Patienten, Beobachtungen der Schwester, Anweisungen des Arztes) werden ohnehin oft schon elektronisch erfasst. Dann kann man sie doch gleich technisch aufarbeiten, konzentrieren und zum Beispiel in den OP-Planer einspeisen oder automatisch den Taxiruf für die Entlassung betätigen. Wird aber ein Punktwert unterschritten, geht eine SMS an das Seelsorgeteam und eine E-Mail an die Angehörigen.

DR. MED. LEO VOSS, AHAUS

Wir leben doch in einem Rechtsstaat. Oder?

Evelyn Finger: »Mut ist nur ein Wort«, ZEIT NR. 35

Meine Oma sagt immer, ich soll nicht eins von meinen antirassistischen T-Shirts tragen, wenn ich zu Hause in der Sächsischen Schweiz unterwegs bin. Sie hat Angst, dass ich verprügelt werde, oder Schlimmeres. Ich trage aber gern meine Gesinnung auf T-Shirts. Ob das meine FDP-Mitgliedschaft, Antirassismus oder meine Ablehnung gegenüber Wolfgang Schäuble betrifft. Stur wie ich bin, sehe ich gar nicht ein, warum ich mich der Angstherrschaft auf dem Lande beugen soll. Wir leben doch in einem Rechtsstaat, oder? Auch wenn dieser in einigen Regionen von der Polizei nicht durchgesetzt wird oder werden kann. Doch tief in mir drin weiß ich auch, dass ich es nicht mit einer ganzen Gruppe von »Rechtsradikalen« aufnehmen könnte. Ich weiß ehrlich gesagt nicht, ob ich so ein T-Shirt zum Beispiel auf einem Stadtfest in Sachsen tragen würde. Ich glaube, das stimmt schon, was in Ihrem Kommentar gesagt wird: dass jeder für sich selbst entscheiden muss, ob er riskiert, was auf die Presse zu kriegen. So was können einem keine selbstgeordneten westdeutschen Journalisten vorschreiben. So was kann man nur entscheiden, wenn man in so einer Gegend lebt. Aber eben dann sollte man sich auch Gedanken darüber machen.

MARC DRESSLER, BERLIN

Nicht nur Oma Meier hat Angst – und das zu Recht, wie ich durch meine Arbeit bei einem Verein gegen Rechtsextremismus immer wieder erfahre. Auch ich habe manchmal Angst, auch ich überlege mir, ob ich spätabends die Straßenbahn nehme oder doch lieber ein Auto. Ob ich bei einer Veranstaltung, in der Rechtsextreme im Publi-

kum sitzen, offen meine Meinung sage. Wer sich wehrt, lebt gefährlich. Und dennoch setze ich mich manchmal bewusst dieser Gefahr aus. Und ich möchte andere Menschen dazu bewegen, eben dieses zu tun. Denn was wird aus uns, wenn ich mich nicht mehr wehre? Wenn wir alle nur noch schweigend zugucken? Zivilcourage kann man lernen und einüben. In Trainings werden Menschen nicht zu selbstlosen Helden, aber sie erfahren, dass es manchmal doch eine gewaltfreie Möglichkeit gibt einzugreifen. Und sie werden sicherer, Situationen einzuschätzen und angemessen zu reagieren. Das macht die Situationen selbst und das Leben danach nicht ungefährlicher. Aber es schafft Verbündete. Fördern kann man Zivilcourage auch dadurch, dass man von positiven Erfahrungen berichtet. Hier in Magdeburg haben wir gerade ein aktuelles Beispiel: Nachdem Ende Juli im Hundertwasserhaus ein Thor-Steinar-Laden öffnete, war das öffentliche Geschrei groß. Doch was tun? Trotz Urlaubszeit fanden sich 50 Menschen, die gegen diesen Laden im Hundertwasserhaus eine Ausstellung eröffnet haben und geöffnet halten, obwohl sie sich nicht sicher waren (und sind), ob im nächsten Moment Rechts-extreme in der Ausstellung auftauchen oder sie nach der Schicht verfolgen. Wer sich wehrt, lebt nicht nur gefährlich, sondern er verteidigt Demokratie und Menschenwürde. Und dafür riskiere ich so einiges. Wenigstens manchmal. Und hoffentlich noch öfter.

CHRISTINE BÖCKMANN, MAGDEBURG

Ich wurde von diesem Artikel geradezu entmutigt. Ist es so, dass wir Deutsche wirklich mit »historisch gewachsenem

Mangel an Zivilcourage« ausgerüstet sind? Gibt es wirklich ein »notorisch gewaltbereites Ostdeutschland«? Und genügt es wirklich, »nicht lebensmüde zu sein«, um nicht einzuschreiten? Hey, Deutschland, möchte man laut schreien, bist du das wirklich? Gibt es »uns Deutsche« auch als »wir«, die wir uns nicht von einer kleinen Minderheit beherrschen lassen? »Wir«, die wir zusammenhalten. »Wir«, die keine Gewaltherrschaft wollen. Denn der Terror hört ja nicht bei Ausländern auf. Alles, was stört, muss »weggeprügelt« werden. Andersdenker, Behinderte, Alte, Kranke ... Ist Zivilcourage nicht schon viel früher gefragt? In der Schule, wenn der Mitschüler stottert und verspottet wird? Hierzu muss man nicht lebensmüde sein. Aber hier fängt es an, das »Wir«. Wenn wir das nicht mehr können, dann nützt uns »Oma Meier« an vorderster Front natürlich nichts.

MONIKA STREITER, ULM

Wie kann der Staat, wie können Politiker Zivilcourage fordern, wenn die Strafverfolgung lax gehandhabt wird. Solange immer nur von »beschämend« oder Schande gefaselt, aber nicht gehandelt wird, Politik und Justiz dem braunen Sumpf nicht entschlossen genug entgegenzutreten, das Bundesverfassungsgericht glaubt, die NPD als eine normale Partei einstufen zu können, solange werden Neonazis sich geradezu ermuntert fühlen, ihr brutales Spiel weiterzutreiben. Wenn Präventiv- und allerlei soziale Maßnahmen gefordert werden, dann ist die Antwort: Man muss das eine tun und soll das andere nicht lassen.

BURKHARD KOETTLITZ, BERLIN

Eitle Fehltritte

J. Jessen: »Feldzug der Worte«, ZEIT NR. 35

Jens Jessen ist dafür zu danken, dass er eine differenzierte Analyse des Meinungskampfes über den Irakkrieg erstellt hat. Was fehlte, war die Zuordnung der verschiedenen Positionen zu den Rollen, die die Diskutanten spielen. Es ist nicht verwunderlich, dass ein Sicherheitsberater der US-Regierung oder ein US-Politiker ideologisch-propagandistisch argumentiert. Wieso aber die vielen Fehltritte von politisierenden Intellektuellen und Schriftstellern, auch von professionellen Politologen? Nun, was die Schriftsteller betrifft, so liegt das daran, dass die liberale Presse, auch die *ZEIT*, ihnen viel zu viel Platz für ihre von wenig Sachkenntnis getriebenen Beiträge eingeräumt hat. Wer bekannt ist und eine polemische Feder führt wie Biermann, de Winter oder Enzensberger, darf sich äußern. Die vielen Beiträge der westlichen Presse bleiben oft oberhalb des Leidens der Bevölkerung. Hier wäre Schweigen oder die Veröffentlichung von Namen der Opfer angemessener als der oft eitle selbstbezogene Meinungskampf der Intellektuellen. Was Jessens Fazit betrifft, dass allein die USA ihr Verständnis von Moral gegen das Völkerrecht durchsetzen können, weil sie die Macht dazu haben, so stimme ich dem zu. Aber: Im Vietnamkrieg war es ähnlich, doch die kritische Öffentlichkeit und gewaltfreier Protest schafften es (neben der militärischen Erfolglosigkeit der USA), die Regierung zum Rückzug zu bewegen. Bleibt jetzt nur die Hoffnung auf einen anderen Präsidenten?

PROF. DR. HANS-JÜRGEN BENEDICT, HAMBURG

Beilagenhinweis

Unserer heutigen Ausgabe liegen in einer Teilaufgabe Prospekte der Wildlife Expeditions International, Grenada, bei

IMMER UNTERWEGS,
nie zu fassen – Manu Chao,
hier in Buenos Aires

Mitleid mit den USA

Nach sechs Jahren hat Manu Chao,
der Sänger der Globalisierungskritik,
eine neue Platte gemacht
VON ARNO FRANK

In Manhattan standen noch die Türme des World Trade Center, als Manu Chao zuletzt ein Album veröffentlichte. Politisierende, kritische Musik war das, und sie passte perfekt zu einer Zeit des Aufbruchs in eine »neue Weltordnung«. Erst jetzt, sechs Jahre später und in einer alles anderen als ordentlichen Welt, meldet sich der engagierte Musiker mit dem französischen Pass wieder zu Wort. Was er heute zu sagen hat, passt noch immer zur Zeit: »In Baghdad / There's no democracy / That's just because / It's a US country«.

Für solche frechen Plattitüden in aufreizendem Pidginenglisch lag ihm früher das Publikum in Europa, Afrika und Lateinamerika zu Füßen. Heute ist die Zeit reif, heute könnte er damit Amerika im Sturm erobern, wenn er wollte. Aber will er auch? »Amerika ist ein rückständiges Land«, sagte Manu Chao einmal mit dem gleichen Mitleid, das er auch Kuba oder Guinea-Bissau entgegenbringt.

José-Manuel Thomas Arthur Chao, vor 45 Jahren als Sohn spanischer Franco-Flüchtlinge in Paris geboren und aufgewachsen, lebt offiziell in Barcelona, ist aber »so gut wie nie dort«. Seine Post lässt er sich mal nach Katalonien schicken, mal nach Brasilien, wo sein halbwüchsiger Sohn bei der Mutter lebt. Mal ist er für Monate im Senegal verschollen, woher seine Freundin kommt, mal in Mali, wo er neulich wieder eine Platte produziert hat. Interviewtermine in New York lässt er leicht hin ausfallen, zu Interviewterminen in Berlin reist er gar nicht erst an. Sorry, heißt es bei seiner Plattenfirma, aber man wisse leider auch nicht, wo sich der Künstler derzeit herumtreibe, vielleicht gebe er ein Straßenkonzert in Lissabon. Oder Kiew.

Als Musiker hat er das Herumtreiben kultiviert und wütend stampfenden Punk aus Irland ebenso verinnerlicht wie dessen hüpfeligen kleinen Bruder

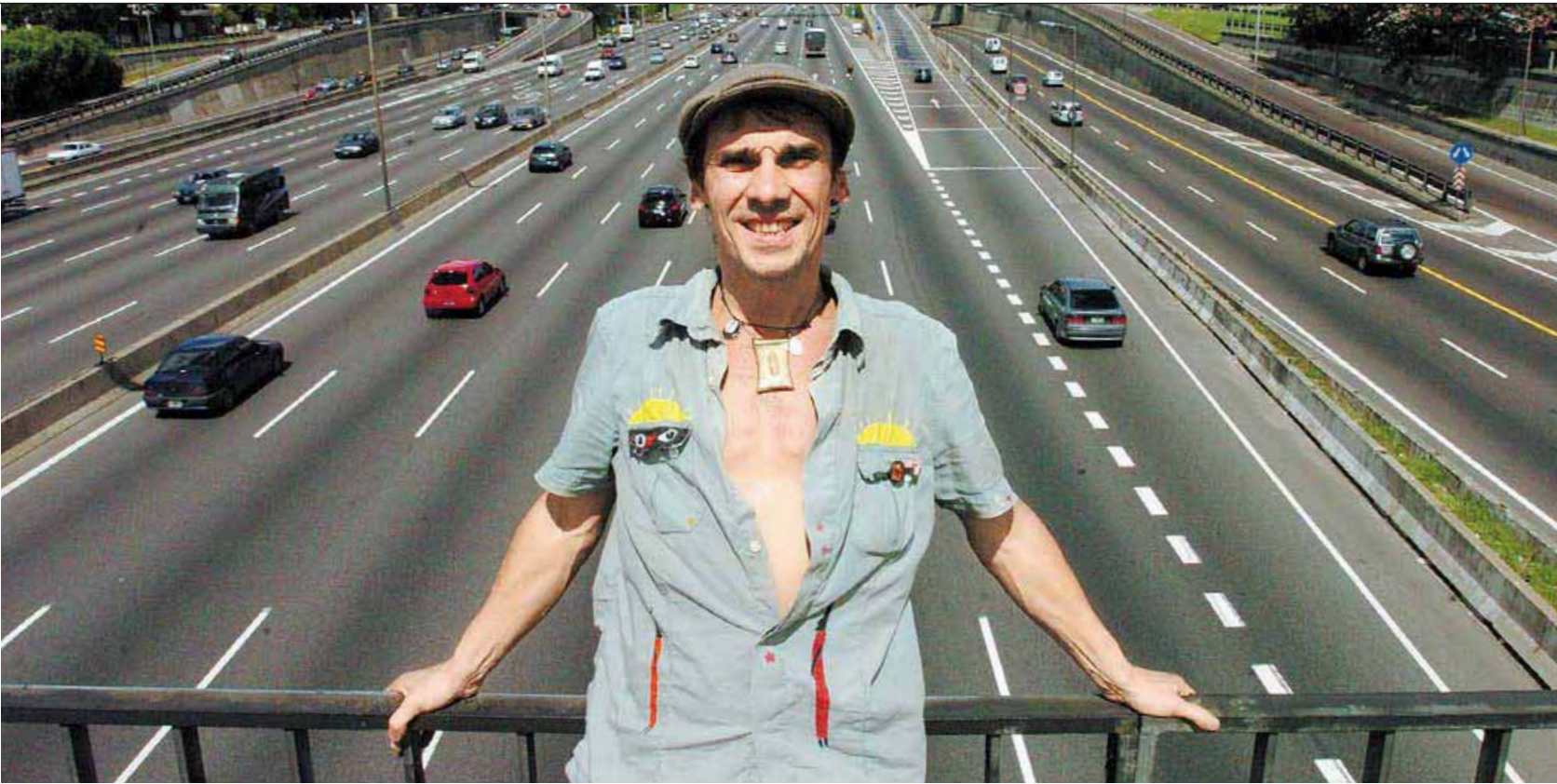


Foto (Auschnitt) because music/Warner Music Group

aus England, den Ska. Obschon ihm der anarchische Hillbilly aus den Hinterwäldern der USA nicht ganz wesensfremd ist, weiß er auch die ökonomische Eleganz des argentinischen Flamenco zu schätzen. Er mag Dancehall aus haitianischen Favelas, er hat den lateinamerikanischen Mestizo mitbegründet und zugleich den harmonieseligen Rai aus Algerien ins Herz geschlossen, wo neben jamaikanischem Reggae noch eine Kammer frei war. Vor allem aber bedient er sich all dieser Stile gleichzeitig.

Auch *La Radiola* ist wieder eine einschmeichelnde Mischung aus melodischen Refrains, federnden Offbeat-Rhythmusgitarren, vehementen Bläserätzen und elektronischen Verfremdungen. Es ist noch immer der Sound, mit dem Manu Chao beinahe zum singenden Schutzheiligen der Antiglobalisierungsbewegung, um ein Haar zu deren Maskottchen avanciert wäre. *Proxima Estacion: Esperanza*, 2001 auf dem Höhepunkt seiner Popularität veröffentlicht, unterschied sich vom Debüt nur durch seinen noch größeren Erfolg – und war musikalisch auf bestürzende Weise identisch mit *Clandestino*, nur gefälliger.

Vielleicht ist Chaos Rezept gar nicht zu optimieren, nur zu variieren. Nur seine verdichtete Raffinesse unterscheidet *La Radiola* von seinen Vorgängern – und ein »Lost Weekend« von immerhin sechs Jahren, das Manu Chao mit ausgedehnten Reisen, bizarren Seitenprojekten und obskuren Feldforschungen verbrachte. Um sich seiner eigenen Ikonisierung zu entziehen? Man könnte auch sagen: Er hing bei seinen Kumpeln ab. Für Emir Kusturica (der auch das Video zur Single *Rainin' In Paradise* drehte) und Maradona hat er musiziert und ist in Chiapas vor Anhängern des Subkommandante Marcos aufgetreten. In Frankreich hat er unter Umgehung der üblichen Vertriebswege ein Album mit französischen

Chansons an Kiosken und von Obdachlosen verkaufen lassen, in Buenos Aires mit den Patienten eines psychiatrischen Krankenhauses gearbeitet. Manu Chao, ein globaler Sozialarbeiter?

Vier Jahre nach dem Auseinanderbrechen seiner Band Manu Negro, gefeiert als »die Pogues von der Place Pigalle« und zugrunde gegangen am exzessiven Touren, begab sich Manu Chao mit dem DAT-Rekorder erstmals allein auf Weltreise, von der er 1998 die Soundsnipsel und Songtexte für sein Solodebüt mitbrachte. Obwohl auf Wunsch des Künstlers keine Plattenfirma auch nur einen Cent in Werbung investiert hatte, mauserte es sich dank Mundpropaganda und der hymnenhaften Single *Bongo Bong* innerhalb von zwei Jahren zu einem Weiterfolg, von dem bis heute mehr als drei Millionen Exemplare verkauft worden sind.

Mit *Clandestino* hatte Manu Chao einen Nerv getroffen. Zwar ist der programmatische Titel eine Reverenz an die »heimlichen« illegalen Einwanderer westlicher Industrienationen. In seinen Texten aber blieb Chao verhalten, mauserte es sich eher kryptisch als explizit, geschweige denn politisch. Ein Publikum, das eben noch zur weichgespülten Exotik des *Buena Vista Social Club* einem nostalgisch verkärten Sozialismus nachseufzte, nahm nun auch wohlwollend das trotzig-heitere »*No pasarán!*« einer jüngeren Generation zur Kenntnis: Die tun ja was, und es klingt gut! Tatsächlich war Manu Chao mit seinem Musikerkollektiv Radio Bemba Sound System zur richtigen Zeit am richtigen Ort, als sich im Juli 2001 bei einer Gegenveranstaltung zum G7-Gipfel in Genua die Urszene der aktiven Globalisierungskritik zutrug. Dank Tränengas und einer Armee italienischer Polizisten sind Manu Chao und Attac sinnverwandte Begriffe für dasselbe Phänomen geworden.

Sollte einmal die Geschichte der Bewegung verfilmt werden, seine so dringliche wie fröhliche Variante der Weltmusik wäre der ideale Soundtrack – und *La Radiola* ist es mehr noch als *Clandestino* und *Proxima Estacion: Esperanza* zusammen. Zum einen, weil es sich redlich bemüht, die berüchtigte Energie seiner Konzerte einzufangen. Und zum anderen, weil zwei unscheinbare, aber zentrale Elemente auch auf *La Radiola* wiederzufinden sind: Zum einen die aufreizend simplen Zeilen (»In Palestina / Too much hypocrisy / This world go crazy / It's no fatality«), die allerdings vorgetragen werden in Englisch, Spanisch, Arabisch, Portugiesisch, Französisch und einer ganzen Reihe kruder Dialekte. Das ist mehr als eine polyglotte Marotte, es hat Methode – weil es als allgemeinverständliches Echo auf die babylonische Stimmenvielfalt einer global organisierten Welt funktioniert.

Zum anderen sind da die scheinbar willkürlich eingesetzten Klang- und Informationsetzen von der Straße, aus Bushaltestellen oder aus dem Radio. Im Prinzip ist es der Chor einer griechischen Tragödie, der auch die 21 Songs von *La Radiola* wieder mit einem atmosphärischen Netz kommentierender Stimmen überzieht. Haben wir nicht gelernt, dass alles mit allem zusammenhängt? Und dass wir alle gar nicht anders können, als Teil eines Systems zu sein, das wir doch bekämpfen müssen?

Anstatt sich seine revolutionäre Haltung vergolden zu lassen, hat sich Manu Chao allen Umarmungen entzogen und sich für sechs Jahre nach Südamerika abgesetzt – um dort, Auftritt für Auftritt, seine Invasion der USA vorzubereiten: »Ich wollte nie von Europa aus nach Amerika. Ich komme aus dem Süden«, sagte er einmal. Heute schon ist sein Publikum bei US-Konzerten überwiegend lateinamerikanisch. Der Plan ist irre genug, um aufgehen zu können.

Am Abend vor meinem Geburtstag stand ich in der tschechischen Botschaft in der Wilhelmstraße neben einem kleinen, freundlichen Mann und sagte lächelnd zu ihm: »Wissen Sie, Herr Kohout, mein Vater sagt, Sie haben ihm einmal das Leben zur Hölle gemacht.«

Der Mann lächelte auch und sagte etwas sehr Unlogisches. »Das ist schon sechzig Jahre her.« Und dann: »In meinem Alter hab ich das Recht, mich nicht mehr erinnern zu müssen.«

»Also ist es wahr«, sagte ich.

»Nein, wieso?«

Gleich nach dem Krieg waren der tschechische Schriftsteller Pavel Kohout und mein Vater zur selben Zeit in Moskau. Mein Vater war damals noch nicht mein Vater, und Kohout war damals noch nicht Exkommunist, Antikommunist, Postkommunist. Als mein Vater dann im Winter 1949 aus der Partei flog, weil er gesagt hatte, Stalin plane einen zweiten Holocaust, erklärte Kohout, von der Universität fliegt dieser Kerl zur Strafe auch, er verschwindet aus Moskau zurück nach Prag und geht in eine Fabrik arbeiten, bis er tot umfällt. Kohout konnte das, denn er war Kulturattaché an der tschechoslowakischen Botschaft in Moskau.

Würde das jetzt wieder passieren? Würde Kohout jetzt wieder zu jemandem aus unserer Familie sagen, genug mit deinen Frechheiten, Jude, zurück in die Produktion, aber schnell? »Ich hol mir noch einen Wein«, flüsterte Pavel Kohout und

Der Dummkopf Mit einem Exkommunisten in der tschechischen Botschaft



WAS MACHE ICH HIER? 13

machte sich mit schnellen, steifen Greisenschritten davon.

Die tschechische Botschaft in der langen, kalten Wilhelmstraße ist nichts für Leute, die Beton, die siebziger Jahre und den sozialistischen Brutalismus hassen. Ich fühlte mich gut hier. Zuerst saßen wir alle im ersten Stock in dem Kinosaal, wo früher, wenn die Stalinisten unter sich waren, bestimmt nicht nur Kunstfilme liefen. Während auf der hellorange angestrichenen Bühne zwei Schauspielerinnen auf Deutsch tschechische Erzählungen vortrugen und dabei die tschechischen Namen viel zu deutsch aussprachen, betrachtete ich die sinnlosen, futuristischen, orangefarbenen Röhren, die unter der Decke hingen. Oder ich guckte mir die anderen Gäste an und versuchte zu erraten, wer Tscheche war und wer Deutscher. Da ich die Theorie habe, dass Tschechen Deutsche sind, die Tschechisch sprechen, kannte ich mich bald gar nicht mehr aus. Dann war die Lesung zu Ende, und der Botschafter sagte: »Fünf Jahre.« Fünf Jahre habe es gedauert, die 33 Bände der Tschechischen Bibliothek auf Deutsch herauszugeben, jetzt könne endlich jeder die besten tschechischen Bücher auf Deutsch lesen, das sollten wir feiern. »Fünf Jahre!«, wiederholte er, und dann ging es zum Empfang.

»Ich war im Winter 1949 ständig krank«, sagte Pavel Kohout, als er mit dem vollen Weinglas zurückkam. »Für mich war das ein sehr schweres Jahr. Ich war ständig im Sanatorium, und kaum war ich in der Botschaft, musste ich wieder ins Sa-

natorium, und nach ein paar Monaten wurde ich abberufen. Zum Glück.«

»Wie konnten Sie Kommunist werden?«, sagte ich. »Das frage ich meinen Vater übrigens auch immer.«

»Wir haben die Heydrich-Attentäter versteckt. Drei Leute aus unserer Familie wurden von den Nazis erschossen. Verstehen Sie?«

»Nein«, sagte ich. »Verstehe ich nicht. Und ich verstehe auch nicht, warum Sie irgendwann plötzlich wieder kein Kommunist mehr waren.«

»Können Sie Latein?«

»Geht so.«

»*Gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo*«, sagte er, und ich fragte nicht nach, was das hieß.

Kurz danach ging ich weg aus der Tschechischen Botschaft. Ich war noch mit Smadar im San Nicci verabredet, und hinterher gingen wir in die Strandbar am Spreekanal und sahen tausend kleine Lichtreflexe auf der Fassade des Bode-Museums tanzen. Um zwölf sagte sie »Happy Birthdays« und küsste mich. Später waren wir noch bei ihr in dem DDR-Hochhaus am Hackeschen Markt im vierzehnten Stock. Bevor ich ging, standen wir eine Weile am Fenster und schwiegen. Vor uns in dem hellgrauen Nachtlcht war der Fernsehturm, groß, hässlich, an den Rändern orange. Ich legte die Hand auf Smadars Schulter, und endlich dachte ich nicht mehr daran, dass ich an diesem Abend mit einem Mann geredet hatte, der ein paar Monate seines Lebens ein verdammter Dummkopf war.

MAXIM BILLER

Wörterbericht Bindestrich

Im Herbst, wenn die Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar ihre feierliche Wiedereröffnung hat, wird viel von geretteten Kulturgütern die Rede sein. Nicht wird die Rede sein von einem untergegangenen, auch wenn das Festpublikum im Programm mit der Nase darauf stößt: Anna Amalia Bibliothek. Was fehlt? Es fehlt der gute alte deutsche Bindestrich, der aber keinem mediengewaltigen Feuer zum Opfer gefallen ist, sondern einer dummdreisten Mode. Wie vielen wird auffallen, dass der Name, so geschrieben, keine Bibliothek bezeichnet, sondern eine Dame, die mit Vornamen Anna Amalia und mit Nachnamen Bibliothek heißt? Frau A. A. Bibliothek ist abgebrannt, aber durch viel Geschick wiederhergestellt worden, ein veritables Wunder der kosmetischen Chirurgie. Ob im Falle eines ähnlichen Unglücks dem Herrn oder der Frau Hamburg Museum auch geholfen werden könnte, scheint angesichts der ungewissen Geschlechtszugehörigkeit des Vornamens Hamburg zweifelhaft. Dass die Ärzte weder Männlein noch Weiblein, sondern ein Haus vor sich haben, das an einen Architekten überwiesen werden müsste, könnte ihnen nur der Bindestrich sagen.

JENS JESSEN

DIE ZEIT

GRÜNDUNGSVERLEGER 1946–1995:
Gerd Bucerius †

HERAUSGEBER:
Dr. Marion Gräfin Dönhoff (1909–2002)
Helmut Schmidt
Dr. Josef Joffe
Dr. Michael Naumann (beurlaubt)

CHEFREDAKTEUR:
Giovanni di Lorenzo

STELLVERTRETENDE CHEFREDAKTEUR:
Matthias Naß
Bernd Ulrich

GESCHÄFTSPOLITISCHER KORRESPONDENT: Dr. Gunter Hofmann

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEUR:
Moritz Müller-Wirth

CHEF VOM DIENST: Iris Mainka (verantwortlich), Mark Spörrie

POLITIK: Bernd Ulrich (verantwortlich), Dr. Jochen Bittner, Andrea Böhm, Frank Drieschner, Matthias Krupa, Ulrich Ladurner, Patrick Schwarz, Michael Thumann (Koordination Außenpolitik)

DOSSIER: Hanns-Bruno Kammertöns (verantwortlich), Wolfgang Büscher (Autor), Roland Kirbach, Kerstin Kohlenberg

WIRTSCHAFT: Dr. Uwe J. Heuser (verantwortlich), Rüdiger Jungbluth (Koordination Unternehmen), Götz Hamann, Marie-Luise Hauch-Fleck, Dietmar H. Lamparter, Günhild Lütge, Marcus Rohwetter, Dr. Kolja Rudzio, Arne Storn, Christian Tenbrock

WISSEN: Andreas Sentker (verantwortlich), Dr. Harro Albrecht, Dr. Ulrich Bahnsen, Christoph Drösser (Computer), Dr. Sabine Etzold, Ulrich Schnabel, Dr. Hans Schuh-Tschan (Wissenschaft), Martin Spiewak, Urs Willmann

FEUILLETON: Jens Jessen (verantwortlich), Thomas Assheuer, Evelyn Finger, Peter Kümmel, Katja Nicodemus, Dr. Hanno Rauterberg, Claus Spahn

KULTURREPORTER: Dr. Christof Siemes

LITERATUR: Ulrich Greiner (verantwortlich), Konrad Heidkamp (Kinderbuch), Dr. Susanne Mayer (Sachbuch), Iris Radisch (Bellettristik), Dr. Elisabeth von Thadden (Sachbuch), Dr. Volker Ullrich (Politisches Buch)

LESERBRIEFE: Margrit Gerste (verantwortlich)

ZEIT-CHANCEN: Thomas Kerstan (verantwortlich), Julian Hans, Arnfrid Schenk, Jeannette Otto, Jan-Martin Wiarda

ZEITLÄUFTE: Benedikt Erenz (verantwortlich)

REISEN: Dorothee Stöbner (verantwortlich), Michael Allmaier, Stefanie Flamm, Dr. Monika Putschögl

ZEITMAGAZIN LEBEN: Christoph Amend (Redaktionsleiter), Jürgen von Rutenberg (Stellv. Redaktionsleiter, Textchef), Jörg Burger, Heike Faller, Dr. Wolfgang Lechner (besondere Aufgaben), Christine Meffert, Ilka Piepgras, Tillmann Prüfer (Stil), Dr. Adam Sobocynski, Tanja Stetzel, Matthias Stolz, Henning Sußebach

ArtDirectorin: Katja Kollmann

Fotoredaktion: Nina Bengtson, Jasmin Müller-Stoy

Feotestaltung: Michael Biedowicz (verantwortlich), Usho Enzinger

Redaktion Zeitsmagazin LEBEN: Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin, Tel.: 030/59 00 48-7, Fax: 030/59 00 00 39; E-Mail: Leben@zeit.de

REPORTER: Stephan Lebert (Koordination), Rainer Frenkel, Dr. Susanne Gaschke, Dr. Wolfgang Gehrmann, Christiane Greife, Dr. Werner A. Perger, Jan Roß, Sabine Rückert, Ulrich Stock (Leben), Wolfgang Uchatus, Dr. Stefan Willeke

POLITISCHER KORRESPONDENT: Prof. Dr. h. c. Robert Leicht

WIRTSCHAFTSPOLITISCHER KORRESPONDENT: Marc Brost (Berlin)

AUTOREN: Dr. Theo Sommer (Editor-at-Large), Dr. Dieter Buhl, Georg Diez, Bartholomäus Grill, Dr. Thomas Groß, Nina Grunenberg, Jutta Hoffritz, Wilfried Herz, Klaus Harpprecht, Gerhard Jörder, Dr. Petra Kipphoff, Ulrike Meyer-Timpe, Tomas Niederberghaus, Christian Schmidt-Häuser, Jana Simon, Burkhard Straßmann, Dieter E. Zimmer

ARTDIRECTION: Haika Hinz (verantwortlich), Klaus-D. Sieling (l.v.)

Dietmar Dänecke (Beilagen)

GESAMTLEITUNG: Wolfgang Wiese (Koordination), Mirko Bosse, Mechthild Fortmann, Katrin Guddat, Delia Wilms

INFOGRAPHIK: Phoebe Arns, Gisela Breuer, Anne Gerdes, Wolfgang Sischke

BILDREDAKTION: Ellen Dietrich (verantwortlich), Florian Fritzsche, Jutta Schein, Gabriele Vorweg

DOKUMENTATION: Uta Wagner (verantwortlich), Claus-H. Eggers, Dr. Kerstin Wilhelms, Mirjam Zimmer

KORREKTUR: Mechthild Warmbier (verantwortlich)

HAUPTSTADTREDAKTION: Brigitte Fehrl (verantwortlich), Christoph Diekmann, Matthias Geis, Tina Hildebrandt, Jörg Lau, Elisabeth Niejahr, Dr. Thomas E. Schmidt (Kulturkorrespondent), Dr. Fritz Vorholz

Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin, Tel.: 030/59 00 48-0, Fax: 030/59 00 00 40

FRANKFURTER REDAKTION: Robert von Heusinger, Eschersheimer Landstraße 50, 60322 Frankfurt am Main, Tel.: 069/24 24 49 62, Fax: 069/24 24 49 63, E-Mail: heusinger@zeit.de

EUROPA-REDAKTION: Petra Pinzler, Residence Palace, Rue de la Loi 155, 1040 Brüssel, Tel.: 0032-2/230 30 82, Fax: 0032-2/230 64 98

PARISER REDAKTION: Dr. Michael Mönninger, 6, rue Saint Lazare, 75009 Paris, Tel.: 0033-1/47 20 49 27, Fax: 0033-1/47 20 84 21, E-Mail: moenninger@zeit.de

NEW YORKER REDAKTION: Thomas Fischermann, 55 South 3rd Street, Brooklyn 11211, New York, Tel.: 001-917/655 98 82, Fax: 001-925/871 57 23, E-Mail: fischermann@zeit.de

MOSKAUER REDAKTION: Johannes Voswinkel, Srednjaja Perejaslawskaja 14, Kw. 19, 129110 Moskau, Tel.: 007-495/680 03 85, Fax: 007-495/974 17 90

WASHINGTONER REDAKTION: Martin Klingst, 940 National Press Building, Washington, D. C. 20045, E-Mail: Klingst@zeit.de

ÖSTERREICH-SEITEN: Joachim Riedl, Alserstraße 26/6a, 1090 Wien, Tel.: 0043-664/426 93 79, E-Mail: Riedl@zeit.de

WEITERE AUSLANDSKORRESPONDENTEN: Georg Blume, Peking, Tel.: 0086-10/65 32 02 51/2, E-Mail: blume@vip.163.com; Gisela Dachs, Jerusalem, Fax: 00972-2/563 19 05, E-Mail: dachs@zeit.de; Dr. John F. Jungclaussen, London, Tel.: 0044-2073/54 47 00, E-Mail: jungclaussen@zeit.de; Reiner Luyken, Achitibiue by Ulpool, Tel.: 0044-7802-50 04 97, E-Mail: luyken@zeit.de

ZEIT ONLINE GmbH: Gero von Randow (Chefredakteur), Steffen Richter (Stellv. Chefredakteur), Ludwig Grewen (Textchef, Deutschland), Katharina Schuler (Büro Berlin), Alain-Xavier Wurst (International), Karsten Polke-Majewski, Alexandra Endres (Wirtschaft/Finanzen), Kathrin Zinkant (Wissenschaft/Gesundheit), Wenke Humann, Parvin Sadigh (Kultur und Gesellschaft), Ulrich Stock (Musik), Michael Schlieben (Sport), Adrian Pohr (Multimedia), Karin Geil (Campus Online), Chris Köber, Carsten Lissmann (Zuender), Falk Lüle (JUG), Amélie Putzar (Jettung Grafik und Layout), Anne Fritsch, Meike Gerstenberg, Nele Heilmeyer, Katharina Langer, Ulrich Dehne (Audience Manager), Julia Glossner, Anette Schweizer (Korrektur, Reisetemen)

GESCHÄFTSFÜHRER: Dr. Rainer Esser, Dr. Henrike Fröchling

VERLAG UND REDAKTION:
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg
TELEFON: 040/32 80-0
FAX: 040/32 71 11
E-MAIL: DieZeit@zeit.de
ZEIT Online GmbH: www.zeit.de
© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg

VORSITZENDER DES AUFSICHTSRATS:
Dr. Stefan von Holtzbrinck

GESCHÄFTSFÜHRER:
Dr. Rainer Esser

VERLAGSLEITUNG:
Stefanie Hauer

VERTREIB:
Jürgen Jacobs

PRESS- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT:
Silvie Runderl

HERSTELLUNG/SCHLUSSGRAFIK: Wolfgang Wagener (verantwortlich), Reinhard Bardoux, Helga Ernst, Oliver Nagel, Frank Siemienski, Birgit Vester, Lisa Wolk

DRUCK: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, Kurhesenstr. 4-6, 64546 Mörfelden-Walldorf

Axel Springer AG, Kornkamp 11, 22926 Ahrensburg

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt der Verlag keine Haftung.

ANZEIGEN: DIE ZEIT, Matthias Weidling
Empfehlungsanzeigen: GWP media-marketing, Axel Kuhlmann

ANZEIGENSTRUKTUR:
Helmut Michaelis

Anzeigen: Preisliste Nr. 52 vom 1. Januar 2007

MAGAZINE UND NEUE GESCHÄFTSFELDER:
Sandra Kref

PROJEKTREISEN:
Bernd Loppow

BANKVERBINDUNGEN:
Commerzbank Stuttgart, Konto-Nr. 525 52 52, BLZ 600 400 71
Postbank Hamburg, Konto-Nr. 129 00 02 07, BLZ 200 100 20

BÖRSENPFICHTBLATT:
An allen acht deutschen Wertpapierbörsen

ZEIT-LESERSERVICE

LESERBRIEFE
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
20079 Hamburg, Fax: 040/32 80-404;
E-Mail: leserbrieft@zeit.de

ARTIKELABFRAGE AUS DEM ARCHIV
Fax: 040/32 80-404;
E-Mail: archiv@zeit.de

ABONNEMENT
Jahresabonnement € 149,76;
für Studenten € 98,80 (inkl. ZEIT Campus); Lieferung frei Haus

Schriftlicher Bestellservice: ZEIT,
20080 Hamburg

Abonnentenservice:
Telefon: 0180-525 29 09*
Fax: 0180-525 29 08*
E-Mail: abo@zeit.de

*14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen

ABONNEMENT ÖSTERREICH
DIE ZEIT; Kundenservice
Postfach 5; 6960 Wolfurt
Telefon: 0820/00 10 85
Fax: 0820/00 10 86
E-Mail: die-zeit@abo-service.at

ABONNEMENT SCHWEIZ
DIE ZEIT; Kundenservice
Postfach; 6002 Luzern
Telefon: 041/329 22 15
Fax: 041/329 22 04
E-Mail: die-zeit@leserservice.ch

ABONNEMENT RESTLICHES AUSLAND
DIE ZEIT; Kundenservice
Postfach; 6002 Luzern/Schweiz

Telefon: 0041-41/329 22 80
Fax: 0041-41/329 22 04
E-Mail: die-zeit@leserservice.ch

ABONNEMENT KANADA
Anschrift: German Canadian News
25-29 Coldwater Road Toronto,
Ontario, M3B 1Y5
Telefon: 001-416/391 41 92
Fax: 001-416/391 41 94
E-Mail: info@gcnnews.ca

ABONNEMENT USA
DIE ZEIT (USPS No. 0014259) is
published weekly by Zeitverlag.
Subscription price for the USA is \$ 240.00
per annum. K.O.P.: German Language Pub.,
153 S. Dean St., Englewood NJ 07631.
Periodicals postage is paid at
Englewood NJ 07631 and additional
mailing offices. Postmaster: Send
address changes to: DIE ZEIT; GLP,
PO Box 9868, Englewood NJ 07631
Telephone: 001-201/871 10 10
Fax: 001-201/871 08 70
E-Mail: subscrib@glpnews.com

EINZELVERKAUFSPREIS DEUTSCHLAND: € 3,20
AUSLAND: Dänemark DKR 38,00;
Finnland € 5,80; Norwegen NOK 45,00;
Schweden SEK 47,00; Belgien € 3,90;
Frankreich € 4,30; Großbritannien £ 3,40;
Niederlande € 3,90; Luxemburg € 3,90;
Österreich € 3,60; Schweiz CHF 6,00;
Griechenland € 5,00; Italien € 4,30;
Spanien € 4,30; Kanarische Inseln € 4,50;
Tschechische Republik CZK 160,00;
Ungarn HUF 1145,00

LITERATUR

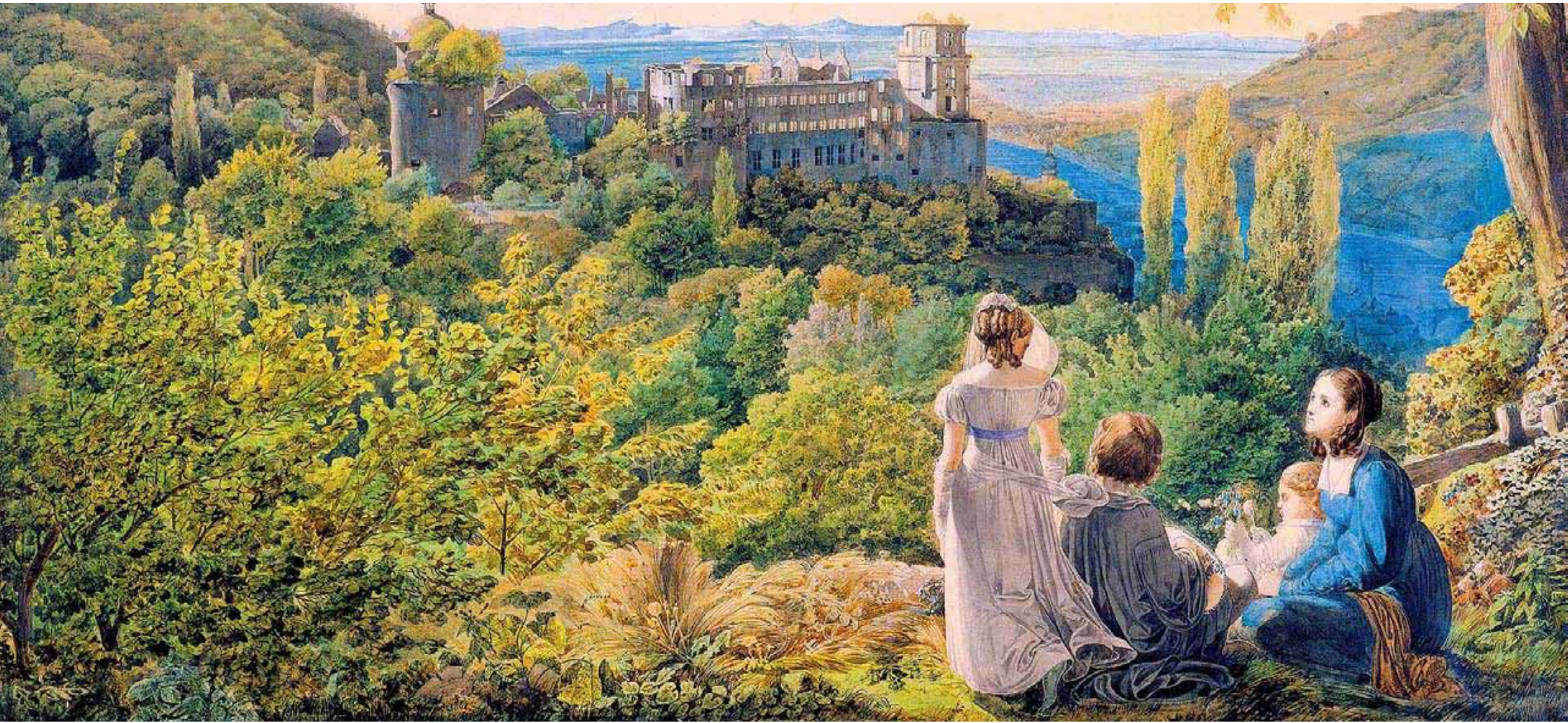


Abb. Carl Philipp Fohr: Blick auf das Heidelberger Schloss, 1811-13. © Hessische Hausstiftung, Kronberg im Taunus

Die Verzauberung der Welt

Als Johann Gottlieb Fichte 1791 die *Kritik der reinen Vernunft* liest, ist er so begeistert, dass er sich nach Königsberg aufmacht, um den berühmten Immanuel Kant zu besuchen. Er findet aber nur einen alten, desinteressierten Mann, der ihn wieder nach Hause schickt. Dort schreibt Fichte in genau fünf Wochen den *Versuch einer Kritik aller Offenbarung*, sendet ihn an Kant, der ist begeistert und besorgt ihm einen Verleger. Aus Angst vor der Zensur erscheint das Buch anonym. Der Kritiker der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* in Jena schreibt, jeder, der auch nur ein bisschen Kant kenne, werde erraten, dass dieses neue Werk nur von ihm sein könne. Kant erklärt in einem Leserbrief, nicht er sei der Autor, sondern ein gewisser Fichte. Der wurde so über Nacht berühmt.

Rüdiger Safranskis grandioses Buch über die Romantik erschöpft sich keineswegs in solchen Erzählungen, aber es verbindet philosophische Analyse mit anekdotischer Anschauung derart gekonnt, es wechselt derart geschmeidig von der tiefgründigen Reflexion in die biografische Pointe, dass wir etwas Seltenes vor uns haben: spannend erzählte deutsche Geistesgeschichte. *Romantik. Eine deutsche Affäre* lautet der Titel. Damit ist beides gemeint: einerseits die Epoche, die erstaunlich kurze rund dreißig Jahre währte; andererseits das Fortwirken des romantischen Gedankens und seine nicht selten gefährliche Mutation ins Politische hinein. 1798 hatte Novalis geschrieben: »Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisiere ich es.« Diese Präambel der romantischen Verfassung ist in den späteren Dunkelmänner- und Dampfmeyer-Ideologien unheimlich radikalisiert worden. Goebels hat den Begriff der »stählernen Romantik« geprägt. Und bei Ernst Jünger sieht Safranski »die bellizistische Version des Dionysischen«, das bei Nietzsche (auch er ein romantischer Renegat) die entscheidende Rolle spielte.

War die Romantik Ursache der deutschen Katastrophe? Safranski findet zwei namhafte Zeugen, die das glauben: Isaiah Berlin und Eric Voegelin. »Berlins These lautet so: Die Romantik hat durch ihren Subjektivismus der ästhetischen Einbildungskraft, der ironischen Spielfreude, des enthemmten Tiefsinns mitgewirkt, die tradierte moralische Ordnung zu untergraben. Ähnlich argumentiert Voegelin, nur dass er diese unterminierte Ordnung als eine »theomorphe« identifiziert und die Kritik am Subjektivismus um den Vorwurf erweitert, dass die Romantik eine Selbstvergöttlichung des Subjekts betrieben habe. Ein Vorwurf, den bereits Heinrich Heine erhoben hatte, als er die Romantiker »gottlose Selbstgötter« nannte.«

Aber wenn es je einen Zauber, je eine Unschuld des Anfangs gegeben hat, dann in der Romantik. Sie waren ja alle so jung wie nie! Fichte war 29, als er seinen *Versuch einer Kritik aller Offenbarung* aufs Papier warf; Friedrich Schlegel 23, als er seinen weithin beachteten Essay *Über das Studium der griechischen Poesie* veröffentlichte; Schleiermacher 31, als er seine *Reden über die Religion* verfasste; Novalis 26, als er seine *Hymnen an die Nacht* dichtete; Ludwig Tieck 22, als er sich in seinen dreibändigen Roman *William Lovell* hineinbegab.

All dies ereignete sich in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts, und Safranski gelingt es, diese genialische Explosion und ihren fortwährend sich neu erzeugenden Enthusiasmus anschaulich zu machen. Er selber scheint von ihm entzündet. Er versäumt aber nicht, die sozialen, politischen Umstände zu skizzieren. Zwischen 1750 und 1800, sagt er, verdoppelt sich die Zahl derer, die lesen können. Man liest nicht mehr ein Buch viele Male, sondern viele Bücher einmal. Zwischen 1790 und 1800 erscheinen zweieinhalbtausend Romantitel, so viele wie in den neunzig Jahren zuvor. Und dann natürlich die Französische Revolution, die Napoleon-Begeisterung, schließlich der Napoleon-Hass, der zum Patriotismus führte, die Politisierung der Romantik einleitete und der Anfang vom Verlust der Unschuld war.

Rüdiger Safranski macht uns glanzvoll mit der Romantik und dem Romantischen vertraut

VON ULRICH GREINER

SEHNSUCHTSORT
Blick auf das Heidelberger Schloss,
Aquarell von C. Ph. Fohr, 1811–13



Was also war die Romantik? Unter anderem, so Safranski, eine »Fortsetzung der Religion mit ästhetischen Mitteln«. Man kann auch sagen: eine Überbietung der Religion durch die Entfesselung der Einbildungskraft, die auf spielerische Weise die Welt neu erfindet. Eine, politisch gesehen, lediglich geistige Welt. Also kann man sagen: Die Romantik war Handlungersatz. Deshalb konnte sie in dieser Form nur in Deutschland, in beengten, politisch fruchtlosen Verhältnissen entstehen. Safranski: »Wenn es an einer äußeren großen Welt mangelt, so erzeugt man sie sich selber aus Bordmitteln.« Die Bordmittel findet das Ich in sich selber. Safranski zeigt aber auch, dass die Romantiker so naiv nicht waren, dass sie die Gefahren, die Abgründe, die dort lauerten, nicht bemerkt hätten. Einige wie E.T.A. Hoffmann haben sie sogar gesucht. Schon Tiecks *William Lovell* (1795), »der sich selbst unablässig beobachtet und reflektiert, entdeckt am Ende, wie hohl und leer er doch ist«. Und Jean Paul wird später bemerken: »Ach, wenn jedes Ich sein eigener Vater und Schöpfer ist, warum kann es nicht auch sein eigener Würgengel sein?« Der Würgengel hat dann in den selbstzerstörerischen Exzessen des 20. Jahrhunderts sein Werk vollendet.

Aber die Romantik war nicht nur die Fortsetzung der Religion mit ästhetischen Mitteln, sondern bei einigen Dichtern auch die Absicherung des Ästhetischen durch die Religion. »Der Krieg im Inneren und im Äußeren wird nie aufhören«, so schrieb Novalis, »wenn man nicht den Palmzweig ergreift, den allein eine geistliche Macht darreichen kann.« Damit war der katholische Glaube gemeint. Über Eichendorff, den größten Dichter der Romantik, sagt Safranski: »Mit seinem Gott ist er seit der Kindheit bekannt geblieben, es ist der Gott seiner heimatlichen Wälder, kein Gott der Spekulation und Philosophie. Es ist ein Gott, den man nicht zu erfinden braucht, man kann ihn wiederfinden, wenn man den Träumen seiner Kindheit die Treue hält. Unter dem Schutz dieses

Fortsetzung auf Seite 60

Der LUCHS
Eine Seite Kinder- und Jugendbücher
und der LUCHS des Monats für
»Das Wolkenzimmer« von Irma Krauß
Seite 63

Schule
des Lesens
Im Land von vier Millionen
erwachsenen Analphabeten

Jetzt lernen die einen das Lesen, während das den anderen nie richtig geglückt ist. Ein neues Schuljahr beginnt, gleichzeitig wird am 8. September weltweit der Alphabetisierungstag der Vereinten Nationen begangen, und der Bundesverband Alphabetisierung und Grundbildung macht deshalb darauf aufmerksam, dass heute in Deutschland vier Millionen Erwachsene funktionale Analphabeten sind: Sie sind ihrer Schulpflicht zwar nachgekommen, aber ihre Lese- und Schreibkünste gleichen denen von Schulanfängern. Für einen qualifizierten Beruf reicht das nicht. Das merken die 80 000 Jugendlichen, die jährlich ohne Hauptschulabschluss deutsche Schulen verlassen und also gute Chancen haben, auch bald zu jenen Millionen von Analphabeten zu zählen.

Unlängst hat das Sozialgericht in Lüneburg entschieden, dass eine Behörde diejenigen Hartz-IV-Empfänger, die als Analphabeten in der Verwaltung bekannt sind, telefonisch verständigen muss; wer des Lesens nicht kundig ist und nur schriftliche Aufforderungen erhalten hat, dessen Leistungen dürfen nicht gekürzt werden. Das ist ein aufmerksamer Zug des Sozialstaats, aber noch aufmerksamer wäre es, rechtzeitig mit dafür zu sorgen, dass ein Mensch gar nicht erst zum Analphabeten wird. Jeder Erstklässler braucht einen Staat, der seinen Bildungsauftrag kennt.

Aber damit tut der sich mitunter schwer. In Hamburg wollte jetzt die Bildungsensorin kommerzielle Werbung auf dem Schulgelände erlauben, damit von Oktober an auch Schulen in benachteiligten Stadtteilen die Chance erhielten, ihr Budget, etwa für Sportgeräte, etwas aufzupolieren. In wohlhabenden würden ja Sponsoren nachhelfen. Die geplante Richtlinie sollte also der Gerechtigkeit dienen. Es lässt sich auch so sehen: Wer schlechte Chancen hat, lesen zu lernen, bekäme wenigstens etwas Werbung geboten. Fast wie zu Hause übrigens: Eine neue Schweizer Studie zeigt, dass gerade in Migrantenfamilien die Kinder viel kostenlose Werbematerialien lesen.

Dass der Plan der Senatorin nach nur einem Tag vom Bürgermeister persönlich gestoppt wurde, der die Sache aus dem Radio erfuhr, ist ein Trost. Auch um Werbung zu entziffern, muss man zwar ein klein wenig lesen können. Aber dennoch kommt das Kind nicht primär zur Ausbildung als Konsument in die Schule. Das Lesen als »universelle Kulturtechnik«, so hat es die Pisa-Studie gesagt, soll »die Teilhabe am sozialen und kulturellen Leben einer modernen Gesellschaft« ermöglichen, und damit ist ja nicht nur gemeint, dass man den Vertrag auch erfassen können sollte, den man für ein Handy unterzeichnet, das auf dem Schulhof gerade beworben wird.

Lange bevor das Wort Kulturtechnik erfunden wurde, galt der europäischen Aufklärung das Lesen als Weg, ein freierer Mensch werden zu können. Es gibt die Redensart, man solle einen nicht für dumm verkaufen. Die könnte man sich zum Weltalphabetisierungstag fast auf Werbeflächen fürs Lesen vorstellen.

ELISABETH VON THADDEN

Die Verzauberung ...

Fortsetzung von Seite 59

Gottes kann man fromm sein und frech, ... zugleich entfesselt und gebunden.« So ist seine Lyrik. Wenn Novalis die Theorie der Romantik verfasst hat, dann hat Eichendorff sie realisiert. Sein Gedicht *Wünschelrute* bildet seit eh und je die Beschwörungsformel der romantischen Sehnsucht.

Schön, mit welcher Genauigkeit und Hingabe Safranski sich den Dichtern nähert. Hölderlin und Heine treten uns deutlich vor Augen. Zu Kleist findet er das scharfsinnige Urteil, sein Hass sei wie die Liebe, »eine Ekstase der Hingabe«. Was die romantische Ironie bedeutet, wie unterschiedlich sie von Schlegel, Eichendorff oder Heine verstanden wird, das erzählt uns Safranski. Und wann zuletzt hat es jemanden gegeben, der einem Fichtes Ich-Philosophie so zu erklären vermochte, dass man sie (annähernd) verstehen kann? Safranski ist kein waghalsiger Entdecker, der Neuland beträte, sondern ein Synthetiker, der es infolge seiner Sagazität (wie E.T.A. Hoffmann gesagt hätte), seiner Belesenheit und seiner Sprachkraft versteht, die Schatzkammer der Geistesgeschichte gangbar zu machen. Und damit wir nicht allzu ehrfürchtig werden, gestattet er sich zuweilen kleine Saloppheiten und nennt etwa Novalis den »Mozart der Romantiker« oder Thomas Mann einen »Dionysiker mit Bügelfalte und Stehkragen«.

Rund vierhundert Seiten sind für eine Geschichte der Romantik und des Romantischen nicht viel. Das ist auch die Folge zweier bedeutender Schnitte, die Safranski gemacht hat. Der eine: Malerei kommt gar nicht vor, Musik nur in der Gestalt Richard Wagners. Der zweite: Safranski beschränkt sich ganz auf die deutsche Szene. Die Romantiker aber fühlten sich als Weltbürger, sie übersetzten zum Beispiel Shakespeare. Und Ossian, der sogenannte Homer des Nordens (in Wahrheit ein Schwindler namens James Macpherson), hat die deutsche Debatte über das Erhabene erst in Gang gebracht. Hier wären Seitenblicke vor allem auf die englische Romantik nützlich gewesen.

Warum aber ist die Romantik kein abgeschlossenes Kapitel? Safranski schreibt an einer Stelle: »Mit ihrem Unbehagen an der Normalität nehmen die Romantiker jenes Unbehagen an der Entzauberung der Welt durch die Rationalisierung vorweg, das Max Weber ein Jahrhundert später kritisch zur Sprache bringen wird.« Der Siegeszug des technisch-industriellen Denkens und seines geheimnislosen Materialismus war unaufhaltsam. Die Deutschen sind Max Webers klugem Rat, sie sollten mit der Entzauberung leben lernen, nicht gefolgt. Teils konnten, teils wollten sie nicht, und das gilt bis heute. Denn die Moderne, die sich aufs Rationale beruft und bestenfalls im Rationellen endet, hat ihr Tempo immer mehr gesteigert. So kehrt also das Romantische als Sehnsuchtsort immer von Neuem zurück – leider allzu oft in finsterner Form. Umso wichtiger ist es, sich des hellen, strahlenden Beginns zu erinnern, dieser schönen Jünglinge und ihrer intelligenten Frauen. Was sie waren und schrieben, bildet den unbestreitbaren Höhepunkt der deutschen Geistesgeschichte.

Rüdiger Safranski: Romantik

Eine deutsche Affaire; Hanser Verlag, München 2007; 415 S., 24,90 €

Wie Männer sich lustvoll verfehlen

Burkhard Spinnen will nicht bloß spielen: Der Pseudokrimi »Mehrkampf« interessiert sich für scheiternde Ausnahmefiguren **VON HUBERT WINKELS**

Heidi Simonis bleibt: Jürgen Hingsen muss die RTL-Show *Let's Dance* verlassen«, so lauter die jüngste Schlagzeile über den zwei Meter großen früheren »Modellathleten«. Jürgen Hingsen war einer der besten Zehnkämpfer aller Zeiten und als solcher ein Versager. Das klingt komisch und tragisch, und so ist es auch. Tatsächlich war Jürgen Hingsen 1988 bei den Olympischen Spielen in Seoul beim 100-Meter-Lauf dreimal zu früh gestartet, beim letzten Mal nur 0,0999 Sekunden zu früh. Mit einer Zeit von 0,100 Sekunden hätte er starten dürfen. Der Erfolg, der Sieg, der Ruhm, Anerkennung und Ehre, Geld, Lebensglück, ja die Rechtfertigung des Daseins – sie hängen an einer Zehntausendstelsekunde. So sieht es an jenem 28. September 88 für den dreimaligen Weltrekordinhaber aus, der auf der Stelle aus dem olympischen Dorf in Seoul abreist und sich versteckt.

Doch der öffentliche Spießrutenlauf funktioniert auch mit einem medialen Modellkörper. Und da sind zehn Jahre lang die Albträume, in denen er sich selbst voraus ist in den Startblöcken. Zu dieser dramatischen Aufgipfelung eines Lebenslaufs gehört noch der Zweikampf von Jürgen Hingsen mit dem englischen Erzrivalen Daley Thompson, gegen den Weltrekordler Hingsen siebenmal, und das heißt: immer verlor. Aura und Angst, alles oder nichts, du oder ich – eine Wahnsinnesgeschichte, mit der man die ganze Faszination des Sports mobilisieren könnte in einer großen erzählerischen Reportage, wie sie zum Beispiel Bertram Job schreibt.

Doch den literarisch so gelehrtten wie versierten Burkhard Spinnen mit dem notorischen Faible für Mittelmaß und Wahn, für Mittelstand, Mittellagen und mittlere Katastrophen interessiert an der Hingsen-Geschichte vor allem die Verarbeitung des olympischen Unglücks, sozusagen der posttraumatische Stress aller Beteiligten, auch der unmittelbaren Zeugen und der damaligen Fernsehzuschauer. Das ist einerseits typisch Spinnen, weil er die sekundären medienvermittelten Bewusstseinsprägungen ausfächern kann, das ist andererseits ganz untypisch, weil er mit der Hingsen-Figur und ihrem Roman-Gegenspieler Grambach zwei scheiternde Ausnahmestalten in den Mittelpunkt rückt. Die beiden führen einen Kampf miteinander, auf mehreren Ebenen, einen »Mehrkampf« eben. Und nichts ist im Roman nicht bezogen auf das historische Desaster auf der Tartanbahn.

Als Zuschauer des damaligen Fernsehereignisses hat man in der Regel noch eine vage Idee im Kopf von großer Erwartung und tiefem Fall: der deutsche Siegfried-Typ und seine, in heutigem Jargon: mentale Schwäche. Verblasste mittlere Gefühlslagen: Mitleid, Spott, Rührung. Doch ist man sicher: Das Zeug, Sportfreunde in die persönliche Krise zu stürzen, hatte die Geschichte nicht; erschießen mögen hätte man den scheiternden Sportler nie und nim-

mer; und dass andere dies hätten tun wollen, mag man auch nicht glauben. Also stellt sich die Frage, warum Burkhard Spinnen genau auf solche psychologischen Extremreaktionen seinen Roman aufbaut.

Warum nimmt er für seinen existenziellen Männerkampf diesen leicht verwischten Stoff? Warum erfindet er nicht einfach ein fernes kollektives Schockereignis? Zumal er die Hingsen-Geschichte aus welchen (persönlichkeitsrechtlichen?) Gründen auch immer stark verändert. So scheitert Spinnens Hingsen-Held mit Roman-Namen Roland Farwick dreimal am Absprungbalken der Weitsprunganlage; zudem in Los Angeles 84 statt in Seoul 88 und so weiter. Warum dieser pseudodokumentarische Einschlag, warum dieser ostentative Realitätsbezug, der den Leser zum Recherchieren nötigt?

Die Antwort auf diese Frage führt uns in den Kern des Romans. Auf seinen ersten spannend erzählten Seiten sehen wir Roland Farwick über einen Marktplatz einer mittleren Stadt kriechen, Schutz suchen vor den Gewehrkugeln, die ihn an Bein und Brust treffen und in nächster Nähe den Putz von den Wänden schlagen. Hilflos kriecht der Held ins Kellerloch. Auf tritt der Kommissar und Gegenspieler, der die Fragen, die dieses Attentat aufwirft, zu beantworten sucht: Ludger Grambach, vielfach ausgewiesenes Genie, das uns auf Motivsuche mitnimmt. Da keine besonderen Turbulenzen im pri-

BURKHARD SPINNEN

Foto: Jerry Bauer/SV-Bildagentur

vaten und beruflichen Leben des inzwischen leidlich erfolgreichen Sportagenturberaters Farwick vorliegen, kommt dessen zwanzig Jahre alte Fehlleistung aufs Tapet, das heißt auf die Flipcharts der polizeilichen Sonderkommission und in unsere krimitrainierte Rätselücke im Gehirn.

Abwechselnd gehören die in der dritten Person erzählten kurzen Kapitel Farwick und Grambach. Und da der Verdacht des Kommissars, Farwick habe einen Selbstmordversuch durch einen gedungenen Schützen unternommen, von dessen Reden und Denken zwingend widerlegt wird, fahnden wir nun nach den Motiven für Grambachs kuriose Unterstellung. Schon sind wir zu guten Teilen aus der Krimistruktur raus und in

einer Art psychologischem Roman. Allerdings nimmt die Psychologie hier die Form eines komplizierten Männerspiels an. Sie spielen um die Deutung ihrer Vergangenheiten, sie spielen mit und um Frauen, sie spielen ein Kriegsspiel im Internet, in dem sie ihre Identitäten weiter verwirren, bis es zu einer Kaskade von Fehlinformationen und -kommunikationen kommt.

Grambach war ebenso ein Genie wie Farwick, in der Schule, auf der Uni, beim Jurastudium. Er war unschlagbar am Kicker und einer der besten 1500-Meter-Läufer. Der 8. August 1984, der Tag, an dem Farwick in Los Angeles übertrat, brachte auch für Grambach den Einbruch. Ein Schock, ein Schrei bei zum Friedhof offenem Wohnungsfenster in Schöneberg. Spinnen stilisiert das Datum, bis es die Wo-warst-du-an-diesem-Tag-Bedeutung des Kennedy-Attentats oder von 9/11 bekommt. Fortan lebte Grambach ohne Frau, ohne Berlin, ohne juristische Karriere als kleiner Kommissar in der Provinz, bis Farwick einem anderen vor die Flinte läuft, der in der Fantasie auch Grambach hätte sein können: Bestraft den Versager!, und sei es zwanzig Jahre später! – dieses Motiv migriert tatsächlich durch den Roman, und Spinnen gelingt es auch bei großem erzählerischem Aufwand nicht, diese Konstruktion plausibel zu machen. Das gilt auch für die Erwägung eines indirekten Selbstmords. Das gilt überhaupt für die *prima causa* der ganzen Romanmaschinerie, den »Übertritt« des Olympioniken anno dazumal. Warum also tut der für seine klugen Konstruktionen bekannte Spinnen das?

Es hat zweifellos mit der Form des Kriminalromans zu tun. *Mehrkampf* ist ein Pseudokrimi, der die entsprechenden Erwartungen zugleich bedient und düpiert. Tatsächlich wird das Attentat aufgeklärt, doch die Aufklärung verweist nur wieder zurück auf Grambach und sein Verhältnis zu Farwick. Kriminologisch gesehen eine Enttäuschung.

Doch was verbindet die beiden virilen Mehrkämpfer mit ihren prekären Frauengeschichten in solcher Hassliebe miteinander? Sie sind, so legen es etliche Dialoge nahe, entscheidungsschwache Lebenszauderer, die sich bis in die mittleren Jahre alle Optionen offenhalten wollen. Entscheidungsschwach vor allem, wenn es um Frauen, um Familie und Kinder geht. Die sportlichen und intellektuellen Genies als Wirklichkeitsflüchtige, die lieber in imaginären Räumen Selbstbehauptung üben, als in wirklichen zu bestehen. Männer spielen, übernehmen aber keine Verantwortung. Diese dialogisch verstreuten, aufgesetzt wirkenden sozial-ethischen und psychologisch-moralischen Botschaften nehmen wir zur Kenntnis, romantragend sind sie nicht.

Bleibt ein Motiv, das großen Raum einnimmt und die Dimension der wirklichkeitsfernen Spielform männlicher Kampflogik verstärkt und kritisch

zuspielt: Farwick und Grambach sind, ohne dies voneinander zu wissen, leidenschaftliche Teilnehmer am Computerspiel *Knights of the Deep*, in dem U-Boot-Angriffe auf englische Frachtschiffe im Zweiten Weltkrieg simuliert werden. In diesem Spiel sind fast alle männlichen Figuren des Romans vertreten: als Mitspieler oder als Figurennamen. Auf dieser Ebene schert sich Spinnen erkennbar nicht mehr um konventionelle Plausibilität, in diesem künstlichen Raum lässt er die Künstlichkeit auch seines Romans voll aufblühen. So, wenn ein Grambach bis dato unbekannter Nebenbuhler sich als sein vorgesetzter U-Boot-Kapitän entpuppt. Hier, in »*the Deep*«, bei den Sonaren, Seerohren und Torpedos, sind die Männer bei sich selbst, was heißen soll, dass sie sich lustvoll verfehlen.

Farwick und Grambach halten sich jeweils für einen anderen und deuten deshalb alle Aussagen falsch, was im Übrigen auf der Wirklichkeitsebene der Verbrechenaufklärung für die Verwirrung sorgt, die die Handlung überhaupt erst vorantreibt. Das heißt aber auch, dass ein technoid-künstliches Männerparadies die reale Lebenswelt mit Frauen verwirrt. Oder anders: Die Unplausibilität der realen Handlung wird mit der inszenierten Unplausibilität der Scheinwelt begründet. Dieser Preis ist eindeutig zu hoch. Eine überzeugende Verschränkung dieser beiden Sphären ist Spinnen nicht gelungen.

Natürlich leidet auch die Spannung unter dieser Verzerrung. Selbst wenn wir uns bereit erklären, das einfache Krimi-Erwartungsschema durch eine Erwartung zweiter Ordnung zu ersetzen, so nämlich, dass sich die Dekonstruktion der Krimistruktur selbst als spannende Geschichte liest, selbst dann bleibt ein nichtintegrierter Rest aus Psychologie, moralischer Botschaft und Sozialdiagnose: Was reden die bloß so existenziell daher? Spinnen will eben nicht bloß spielen.

Und ein letztes Bedauern: Der etwas schlingernde und streckenweise langatmige Roman ist, offenbar unbeabsichtigt, kurz vor seinem Durchbruch zur durchsexualisierten Homosexuellengeschichte steckengeblieben. Die dramatischen U-Boot-Angriffe kann man fast ebenso gut als Hardcore-Sexabenteuer lesen wie Tarantinos Autorennen in *Death Proof*. Am Ende ist die große, parallel geführte Männer»Mission« der »Knights of the Deep« erfüllt, die Unterwasser-Invasion Englands durch die Themsemündung endet utopisch-friedlich. »Als das Boot die Mitte des Stroms verlässt, weiß Grambach längst, dass er nicht gegensteuern kann. Sehr langsam nähert es sich einem Landungssteg, sanft schlägt es gegen das Holz. Männer kommen und machen es vorne und hinten fest.«

Burkhard Spinnen: Mehrkampf

Roman; Schöffling Verlag, Frankfurt a. M. 2007; 392 S., 19,90 €

Der Afrikaner ist ein Weißer

Le Clézio geht einen wunderbaren Umweg und begegnet seinem Vater wieder **VON WALTER VAN ROSSUM**

Der Roman erlaubt es dem Verfasser, von sich zu sprechen, ohne dass es diesen Anschein hat. Und dem Leser ermöglicht er es, sich Fragen über die eigene Person zu stellen. Es ist die uns gemäße Art, unsere Welt und unsere Geschichte zu erfinden«, sagt J.M.G. Le Clézio. Und mühelos erkennen wir darin eine Beschreibung seiner eigenen Romane wieder. Romane, die vom Stoff seines Lebens durchpulst sind: von der Abstammung der Familie aus Mauritius, der Kindheit in Westafrika, der Magie des Fremden und der Weisheit des Kosmopoliten. Doch wovon handelt dann *Der Afrikaner*? Dieses schmale Buch ist kein Roman. Man möchte es eher eine biografische Etüde nennen, Reverie vielleicht.

Der Afrikaner ist niemand anders als Le Clézios Vater, ein Weißer, der auf Mauritius geboren wurde und unter dunklen Umständen die Insel verlassen muss. Er studiert in London Medizin, und einer rebellischen Intuition folgend, meldet er sich als Arzt für den britischen Kolonialdienst. Erste Erfahrungen sammelt er in Südamerika, dann kommt er nach Afrika, in ein Gebiet, heute halb Nigeria, halb Kamerun, das damals in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts von den Kolonialmächten noch weitgehend sich selbst überlassen war. Und hier wird er seinen Sohn, den späteren Schriftsteller, zeugen – in einem Moment, den Le Clézio als Traumzeit der elterlichen Ehe imaginiert. Zu seiner Geburt reist die Mutter nach Europa zurück, das kurz darauf vom Krieg überzogen wird. Der Vater bleibt allein und verzweifelt in Afrika. Versuche, die Familie zu sehen, scheitern.

Erst 1948 siedelt die Familie nach Nigeria um, und Le Clézio – bereits acht Jahre alt – trifft zum ersten Mal auf seinen Vater: einen unnahbaren, strengen Mann. Einen Gegner, der einem Kind nicht viele Chancen lässt. Die afrikanische Kindheit, die jetzt beginnt, findet fern von kolo-

nialen Schutzzräumen unter schwierigen Bedingungen an entlegenen Orten statt. Und doch: »Ich erinnere mich an alles, was ich empfangen habe, als ich zum ersten Mal nach Afrika kam: eine außerordentliche berauschende Freiheit, die ich so intensiv genoss, dass sie fast schmerzhaft in mir brannte.« Darüber hat Le Clézio in seinem Roman *Onitsha* wunderbare Seiten geschrieben, und wir lesen auch hier wieder intensive Beschwörungen jener Erfahrungen, die sein Leben bis heute bestimmen.

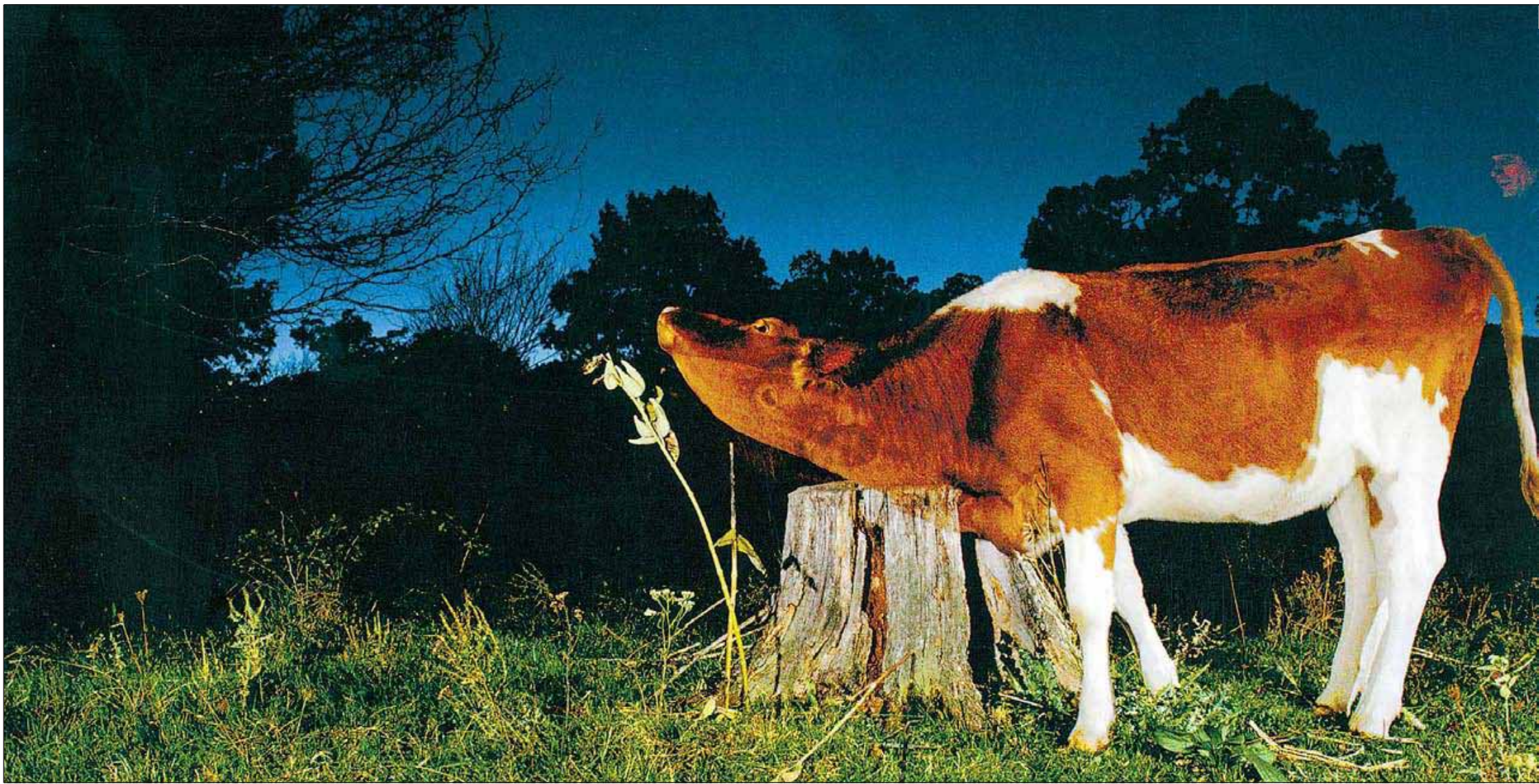
Darüber hinaus findet man in *Der Afrikaner* eine ganze Reihe hinreißender alter Schwarz-Weiß-Fotos, die wohl aus den Beständen des Vaters stammen – und die alle von ihm handeln, ohne dass er darauf in Erscheinung träte. In gewisser Weise imaginiert Le Clézio seinen Vater in diese Fotos hinein. Und nach und nach enthüllt sich uns ein Mensch, den der Sohn so nie kennengelernt hat, ein Mann, auf der Flucht vor der europäischen Gesittung, der bis ins Mark von Afrika durchdrungen ist und der in Afrika das einzige Glück erlebt haben muss, dessen es fähig war – auch wenn die Umstände es ihm später versagten, ein freundlicher Familienvater zu werden.

Es ist ein wunderbarer Umweg, den Le Clézio geht, um seinen Vater wiederzufinden, wie er einen Verschütteten freilegt und freundschaftliche Nähe zu ihm herstellt. Es geht weder um therapeutische Klärung noch um Spätversöhnung – nur um eine magische Berührung, die das Leben nicht erlaubt hat.

Le Clézio ist seinem Romanprogramm treu geblieben. Doch man ahnt, warum er hier auf die Schattenspiele des Fiktiven verzichtet hat.

J.M.G. Le Clézio:**Der Afrikaner**

Aus dem Französischen von Uli Wittmann; Hanser Verlag, München 2007; 136 S., 14,90 €



Die Trauer der Kühe

Pferde sind Kult, Kühe nicht. Pferde liegen uns am Herzen, Kühe allenfalls schwer im Magen. Pferde werden gehegt und gepflegt. Kühe zerkaut und verdaut. Womit haben die armen Kühe das verdient? Glücklicherweise sind die indischen Kühe, traurig sind alle anderen. Wie traurig die Kühe sind, aber auch wie schön, wie gescheckt, wie wohlgeformt, das zeigen die Kuhfotografien von **Larry E. McPherson** (*The Cow*; Steidl Verlag, Göttingen 2007; 55 S., 50,-€). Die Kuh, einmal nicht als Steak auf dem Teller, sondern als lebendiges Mitgeschöpf in freier Natur, in selbstvergessener Verdauungs-Trance vor sich hinträumend, durch Blumenwiesen schlendernd, auf der Weide dösend. So haben wir unser liebes Nahrungsmittel noch selten gesehen. Die zwei oder drei einfachen Bilder, die uns das kindliche Herz zum ersten Mal geöffnet haben – denen ist Larry E. McPherson, der als kleiner Junge die Großeltern oft auf dem Land besucht hat, im Kuhstall mit der Kamera auf der Spur. Erst bewundern, dann braten, immer schön der Reihe nach. **IRA**

Peterchens Mutter

Julia Francks Roman »Die Mittagsfrau« ist eine feinfühlig erzählte Familiengeschichte mit einigen Schönheitsfehlern **VON KATHARINA DÖBLER**

Was macht einen Roman, eine Erzählung zu großer Literatur? Was ist es, das einen hinreißt, mit Bewunderung erfüllt und allem bisher Gelesenen etwas Unvergessliches hinzufügt?

Es muss etwas sein, was nicht mit handwerklichen Rezepturen zu erreichen ist, sonst könnten es viele. Es ist auch nicht schriftstellerisches Talent, obwohl es dazugehört. Und dass jemand »wirklich etwas zu sagen hat«, reicht noch lange nicht.

Man stellt sich solche Fragen gewöhnlich nicht beim Lesen – nicht einmal bei jeder Rezension. Doch bei diesem Buch, Julia Francks zweitem Roman, beschäftigen sie einen immer wieder. Das beginnt schon beim allerersten Satz, beim Prolog: »Auf dem Fensterbrett stand eine Möwe, sie schrie, es klang, als habe sie die Ostsee im Hals, hoch, die Schaumkronen ihrer Wellen, spitz, die Farbe des Himmels, ihr Ruf verhallte über dem Königsplatz, still war es da, wo jetzt das Theater in Trümmern lag.«

Da klingt der Wille zur sprachlichen Kunst deutlich auf, und man fragt sich, ob ein ganzer Roman von 430 Seiten das wird durchhalten können. Und ob man selbst, als Leser, das durchhalten wird. Zum Glück beantwortet sich diese Frage schnell von selbst, denn es geht in ganz anderer Tonlage weiter und entwickelt sich zur wunderbar stimmigen und sprachlich völlig ungestutzten Erzählung eines Achtjährigen vom Ende des Krieges. Seine Wahrnehmung, sein Fühlen, seine kindlichen Überlegungen kreisen dabei vor allem um seine Mutter, die er liebt und die doch so ungreifbar ist, mit ihrer Schönheit, mit ihren blutigen Kleidern, in denen sie von der Arbeit kommt, mit ihrer Tüchtigkeit. Dass diese Frau seltsam ist, wird nicht gesagt, aber ihre Seltsamkeit stiehlt sich wie zufällig in die Erzählung:

»Man sollte ihr den Hals umdrehen, hörte er seine Mutter unvermittelt sagen. Erstaunt blickte Peter sie an, aber sie lächelte nur und stieß ihre Na-

del in das Leinen.« Nicht nur ein Gefühl für die latente Brutalität von Müttern und Handarbeiten stellt sich hier ein, sondern auch das Vergnügen an solchen gleichzeitig abgründigen und schlichten Sätzen. Der Prolog endet damit, dass der kleine Peter allein auf irgendeinem ländlichen Bahnhof sitzt und auf die Mutter wartet, die nicht wiederkommt.

Etwas ist schiefgegangen. Und die nun einsetzende Haupthandlung sagt, was das war – oder gewesen sein könnte –, und erzählt Familiengeschichte und Lebensstationen, erzählt von Begabungen und Frustrationen, von Verlusten und Bindungen, von Liebe und Sexualität einer Frau, die im Jahr 1945 ihr Kind

im Stich lässt – während alle anderen gerade ihre verlorenen Familienangehörigen suchen.

Die kleine Helene wächst in Bautzen auf, zu Kaisers Zeiten. Nach außen ist alles gutbürgerlich, aber die Mutter ist psychisch schwer gestört. Sie liebt nicht Menschen, sondern Dinge; nicht ihre Töchter, sondern den von ihr mit manischer Sammelwut zusammengetragenen Plunder; und sie ist, auf ihre verrückt logische Weise, fast so etwas wie eine Künstlerin, die wahnsinnige Dinge tut und verdreht luzide Sätze spricht. Und sie ist Jüdin.



JULIA FRANCK

Ein bisschen aber ist diese Selma Würsich auch eine literarische Schwester der »verrückten Frau auf dem Dachboden«, wie sie in viktorianischen Romanen und deren Nachfolgern als Bild pervertierter Weiblichkeit dient.

In diesem Fall ist es das Bild einer pervertierten Mütterlichkeit. Julia Franck gelingen bei der Gestaltung dieses Bildes immer wieder großartige gänsehauterregende Szenen, die aufgeladen sind mit Gefühlen und sublimen Gewalt. Ähnlich eindrucksvoll ist auch fast alles, was man über die Beziehung zwischen Helene und ihrer viel älteren Schwester Martha zu lesen bekommt: wie aus dem kindlichen Gerangel zwischen den beiden, aus ihren kindlichen Zärtlichkeiten und Streitereien eine spielerisch sexuelle hierarchische Beziehung wird. Das feine Gespür dieser Autorin für Sinnlichkeit, Abhängigkeit, Liebe, Macht und Demütigung ist bewundernswert. In solchen Passagen des Romans blitzt er auf, der Funke der großen Literatur.

Aber es blitzt eben nur. Es ist kein Leuchten über viele Seiten. Und es ist nicht leicht festzustellen, woran das nun wirklich liegt. Offenkundig sind gelegentliche sprachliche Mängel: Sätze, die grammatikalisch nicht stimmen. Auch manchmal Sätze, die schlichtweg verunglückt sind: »Doch hier am Sterbebett ihres Mannes galt der Mutter offensichtlich nichts etwas als die eigene Ergriffenheit und die Niederung eines Fühlens, das nur noch für sich selbst langte.« So etwas hätte ein aufmerksames Lektorat noch in Ordnung bringen können. (Aber aufmerksame Lektorate werden ja immer seltener.)

Viel irritierender ist dieses Gefühl, das einen immer wieder überkommt, man sei im falschen Buch. Gerade eben noch hat man etwas Großartiges, Mitreißendes, Neues gelesen. Und plötzlich ist man im Kolportageroman: »Seit sie zum ersten Mal bei einer Operation dabei gewesen war und

seine Hände entdeckt hatte, die ruhig und sicher wirkten, fast sanft, so als spiele er ein Instrument und lange nicht nach Knochen und Sehnen, Gewächsen und Arterien, seit diesem ersten Anblick seiner Hände, der Beobachtung der feinen und genauen Bewegungen einzelner Finger, hatte sie ihn bewundert.«

Es ist nicht nur der Ton, der hier verrutscht. Auch viele – vor allem männliche – Figuren und Konstellationen besitzen die unselige Neigung, einem allzu bekannt zu sein. Man merkt ihnen deutlich an, dass sie auf dem Weg durch unzählige höchst unterschiedliche Werke der Literatur, des Theaters und des Films Teil unserer kollektiven Wahrnehmung geworden sind. Das Fachwort dafür ist Klischee.

Das ergebene alte sorbische Dienstmädchen ist so eins. Und die reiche jüdische Tante in Berlin, zu der Helene und Martha nach dem Tod des Vaters ziehen, ebenfalls. Überhaupt dieses ganze »Berlin der zwanziger Jahre« mit der koksenden Tante und ihren Gigolos, mit seinen dekadenten Partys und Bars. Dass die in einer lesbischen Beziehung lebende Schwester morphiumsuchtig wird, hat man schon fast erwartet. Helene verliebt sich ihrerseits in einen großbürgerlichen jüdischen Philosophiestudenten und teilt gewisse zeitgemäße philosophische Ansichten – etwa über das Verhältnis zwischen Mensch und Ding – sowie seine Dachkammer mit ihm. Als er kurz nach der Verlobung stirbt, bricht gleichzeitig die Nazizeit aus und Helene zusammen. Und heiratet schließlich, um der Sicherheit willen, einen biersaufenden, nazitreuen, dumpfbackigen Ingenieur: Peters Vater.

Spätestens jetzt ist man sehr ernüchtert: Julia Franck kann manchmal so wunderbar schreiben. Und verwendet ihre sinnliche Erzählkunst, ihr Feingefühl, viel zu oft auf Dinge, Figuren und Sachverhalte, die eines Vergangenheitsbewältigungsfilms im

Hauptprogramm würdig wären. Fürs Fernsehen wäre ein Film nach diesem Buch gewiss ein großer Gewinn: Da gibt es nicht nur publikumswirksame Figuren, sondern auch eingängige Dialoge – wie den mit einer Bautzener Bäckersfrau, der in seiner sozialen Erbarmungslosigkeit den eisernen Kodex einer Kleinstadt in ein paar Sätze fasst. Aber das reicht eben nicht.

ANZEIGE

HABERSİZ BULUŞMA BLIND DATE

—

ISTANBUL 8.9. – 1.11.2007

<http://muze.sabanciuniv.edu>
www.deutsche-bank-art.com

SISM STÄDTEKUNST IMSTADT Deutsche Bank

Dieser Roman hat im Prinzip alles, was es braucht. Talent und Handwerk und etwas zu sagen. Er ist heiß und kalt, grausam und idyllisch, sinnlich und sachlich. Und trotzdem ist es kein großer Roman.

Julia Franck: Die Mittagsfrau
Roman; Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2007; 430 S., 19,90 €

Görings Goldesel

Der Zigarettenkönig und sein intellektueller Erbe: Erik Lindners Geschichte der Unternehmerfamilie Reemtsma ist um Neutralität und Respekt bemüht **VON NINA GRUNENBERG**

Als die Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht 1997 die Gemüter in Aufruhr versetzte, führte Ulrich Raulff (im Auftrag der *FAZ*) mit dem Initiator Jan Philipp Reemtsma ein Gespräch. Dabei fragte er ihn nach seinem Vater, Philipp Fürchtegott Reemtsma, dem Zigarettenkönig, Wehrwirtschaftsführer und Schützling von Hermann Göring. Wenn er schon gegen das Verschweigen der Erblasten aus der Nazizeit opponierte, sollte er sich dann nicht auch der eigenen Familie zuwenden? War diese Geschichte nicht allmählich fällig? Reemtsmas Antwort fiel kurz und knapp aus: »Warten Sie mal ab.«

Jetzt hat das Warten ein Ende. Die Geschichte ist geschrieben. Sie wird nicht das letzte Wort bleiben, dazu ist der Stoff zu verlockend – reich an Personen und Fakten, aber nicht ganz einfach zu erklären. Die Familie, die sich stets ihrer Schweigsamkeit rühmte, gab einigermassen Auskunft. Ihren Mitgliedern ist das nicht immer leicht gefallen. Das lässt die Vorsicht vermuten, mit der der Historiker Erik Lindner (im Hauptberuf Leiter des Springer-Archivs) seine Gesprächspartner behandelt. Deutlich ist sein Bemühen, neutral zu bleiben und heikle Sachverhalte lieber in Frageform zu kleiden, als Stellung zu nehmen. Besonders respektvoll tritt Lindner dem Erben Jan Philipp Reemtsma gegenüber, der für Fragen nicht bereit stand, ihm aber das Familienarchiv ohne Einschränkungen öffnete. Solche Großzügigkeit ist eine zweiseitige Wohltat: Sie erleichtert zwar die Arbeit, aber sie fördert auch die Beißhemmung – gegenüber den Lebenden wie den Toten.

Der Aufstieg der Reemtsmas zum Markennamen in der Zigarettenindustrie beginnt Anfang des vergangenen Jahrhunderts mit den drei Brüdern Hermann, Philipp und Alwin. In Familie und Betrieb wurden sie der Reihenfolge entsprechend »Eins«, »Zwei« und »Drei« genannt. Vom Vater hatten die Brüder 1919 eine kleine Tabakklischee in Erfurt geerbt und waren schon nach zwei Jahren mit zwei erfolgreichen Zigarettenmarken (R6 und Gelbe Sorte) auf dem Markt. Hermann war für Produktion, Verwaltung und Finanzen verantwortlich. Nummer zwei, Philipp, betreute Markenbildung und Werbung. Alwin, der dritte, blieb im Betrieb eine Randfigur, war aber für die Steuer zuständig. Nach der Macht ergreifung 1933 versah er in der SS »nützliche Dienste« für das Unternehmen.

Philipp Reemtsma war der strategische Kopf unter den Geschwistern. Als eine Tante das Kind



TAUFE IN REINFELD, MAI 1953: Jan Philipp Reemtsma mit Eltern und Kinderschwester

zum ersten Mal sah, soll sie es an die Brust gedrückt und gerufen haben: »Der Junge riecht nach Geld.« Seherische Worte: Die Reemtsma-Brüder schienen von Geburt an auf den Wahlspruch *Firms exist to make money* geeicht zu sein. Sie hatten das richtige Produkt: Mit ihnen wurde die Zigarette zum allgegenwärtigen Massenkonsumartikel. Auch sie selbst rauchten mit Vernügen. Von Bruder Alwin ist bekannt, dass er hundert Zigaretten am Tag verqualmte. In den zwanziger und dreißiger Jahren, als die Reemtsmas den Markt dominierten, spielte die Gesundheitsgefährdung noch keine entscheidende Rolle.

1922 verlegten die Reemtsmas ihre Firma nach Hamburg. Als die Inflation überstanden war, kam das Geschäft in Schwung. Dank technischer Neuheiten produzierte die Fabrik monatlich 75 Millionen Zigaretten, darunter die neu entwickelten Marken Juno, Salem und Ova. Fünf Jahre später gehörten die Reemtsmas schon dem kleinen Kreis der Branchenriesen an. Aber »Zwei« war das nicht

genug. Sein Ehrgeiz war ein Monopol. Als er 1928 anfang, die Konkurrenz mit aggressiven Winkelzügen in die Enge zu treiben und Traditionsbetriebe mit attraktiven Marken unter seine Kontrolle zu bringen, war er erst 35 Jahre alt. Bei seinen Übernahmeschlachten gab ihm die Deutsche Bank Flankenschutz. Sie war zur Stelle, wenn das Finanzierungsgeschick der Brüder allein nicht mehr ausreichte, um widerspenstige Konkurrenten niederzuringen.

Ende der zwanziger Jahre ging Reemtma aus dem Konzentrationskampf als Branchensieger hervor und bestimmte von da an die Geschicke der Zigarettenindustrie. Die Brüder beherrschten ein Firmenkonglomerat mit 16 000 Arbeitern und Angestellten, mit einer Vielzahl von Zigarettenmarken und Dutzenden von Standorten, alle dirigiert von der Zentrale in Hamburg-Bahrenfeld. Aber der aggressive Aufstieg hinterließ Schleifspuren, die dem Unternehmen jahrelang, auch nach dem Krieg noch, zu schaffen machten. Er machte

die Brüder zum Hassobjekt einiger Tausend kleiner Tabakhändler und zog einen Rattenschwanz von Verleumdungen, feindseligen Angriffen der Presse, Klagen und aufsehenerregenden Prozessen nach sich.

Kritisch wurde die Lage für die Reemtsmas aber erst, als der Dresdner Zigarettenhersteller Arthur Dressler mit der cleveren Idee auf den Markt kam, seine Fabrik »Sturm« zu nennen und sich zur finanziellen Unterstützung der SA zu verpflichten. Im Gegenzug sollten seine Zigarettenmarken Trommler, Alarm und Neue Front zur Standardzigarette von SA und NSDAP werden. Das Geschäftsmodell funktionierte, sehr zur Bestürzung der Reemtsmas. Der Finanzbedarf der Nazis war groß, und in den Parteikassen herrschte 1929 noch gähnende Leere. Überdies passte das Angebot der Firma Sturm ideologisch nahtlos in das Programm der SA, die gezielt gegen in- und ausländische Konzernware vorging und Ladenbesitzer gewalttätig angriff, wenn sie Zigaretten der Großhersteller verkauften.

Trotz einer Anzeigenkampagne in der Nazipresse, die Philipp Reemtsma bei den Parteibossen mit viel Geld durchboxte, ließ sich der Rückgang nicht aufhalten. Der Anteil am Gesamtumsatz sank von 65,1 Prozent 1931 auf 53,2 Prozent 1932. Dabei ging es nicht um die Qualität der Reemtsma-Zigaretten, der Hersteller galt vielmehr bei der Parteibasis als unsympathisch und »verjudet« (ein Teilhaber und ein Vorstandsmitglied waren Juden).

Die Brüder Reemtsma waren, wie Lindner zeigt, keine Nazis. Ihnen ging es darum, das erungene Monopol politisch abzusichern. Sie versuchten es mit Geld und spendeten mit vollen Händen – an NSDAP, SA, SS –, 1934 rund 4,5 Millionen Mark. Doch das half nicht viel. Den neuen Herren kam das Unternehmen zwar als Melkkuh zupass, aber sie mochten Zwei nicht, einen in ihren Augen liberalen Exponenten des Weimarer Systems. Mit allen Mitteln versuchten sie ihn niederzukämpfen. Was die SA-Leute den Reemtsmas vorwarfen, umfasste das gesamte Register des Strafgesetzbuches – Beamtenbestechung, Korruption, Betrug, alles »mit Ausnahme von Duell und Blutschand«, wie ein Zeuge nach dem Krieg sagte. Aus der NSDAP wurde dem Unternehmen mitgeteilt, Philipp Reemtsma solle sich aus der Wirtschaft zurückziehen, er sei für die Partei nicht tragbar. Auch Hitler, ein fanatischer Nichtraucher, bei dem er sich ein Gespräch ver-

schaft hatte, das er nach dem Krieg »zum Kotzen« fand, zeigte ihm die kalte Schulter.

Nur dem unersättlichen Hermann Göring trübte die Kampagne nicht den Blick: Er behandelte Philipp Reemtsma als seinen persönlichen Goldesel. Dafür, dass Göring als preußischer Ministerpräsident alle Verfahren gegen ihn niederschlug, forderte er eine Spende, die selbst Zwei den Atem verschlug: drei Millionen Mark für die Förderung des Wildbestandes, für die Forstwirtschaft und den Unterhalt des Staatstheater. Als Reemtsma Einwände erhob, wies Göring ihn schroff zurück. Schließlich werde sein Vermögen auf das Zehnfache geschätzt, und er verdiene gut.

Von nun an hatte Reemtsma einen Gönner, aber er war auch tributpflichtig. Als der letzte Teilbetrag gezahlt war, ließ Göring durchblicken, dass er regelmäßige Geld erwarte. Man einigte sich auf eine Million jährlich in vierteljährlichen Raten. Die Spenden an den zweitmächtigsten Mann der Nazis summierten sich am Ende auf 12 Millionen. Mit so viel Geld hat sich kein anderer Unternehmer freigekämpft. Aber es war ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Göring hat bei Reemtsma zwar mit Abstand das meiste abkassiert, aber das, was Reemtsma im Zweiten Weltkrieg verdiente, war mehr: 17 Millionen Wehrmachtsangehörige standen im Feld und warteten auf Zigaretten.

Wie bewältigte der Sohn ein solches Erbe? Mit einem kühlen Kopf und einem radikalen Schnitt zum bestmöglichen Zeitpunkt. 1980 verkaufte Jan Philipp Reemtsma seinen 51-Prozent-Anteil für 400 Millionen Mark an die Hamburger Unternehmerfamilie Herz. Das war damals eine Sensation. Er studierte Geisteswissenschaften und gründete 1984 das Hamburger Institut für Sozialforschung. Als moralisch motivierter Stifter verfolgt er mit der gleichen Vehemenz, die dem Vater zu eigen war, vollkommen entgegengesetzte Ziele: Er pflegt das Werk Arno Schmidts, betrieb über sieben Jahre lang eine private Zwangsarbeiterentschädigung und wirkt »wie eine gegenläufige Zentrifuge im Literaturbetrieb und Geistesleben« – so Lindner. Mit seiner intellektuellen Konsequenz ist er die andere bedeutende Figur in dieser Familiengeschichte.

Erik Lindner: Die Reemtsmas

Geschichte einer deutschen Unternehmerfamilie; Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2007; 591 S., 25,– €

BUCH IM GESPRÄCH

Antisemitismus oder Tabubruch?

Im März 2006 veröffentlichten die beiden renommierten amerikanischen Politikwissenschaftler John Mearsheimer aus Chicago und Stephen Walt aus Harvard einen Essay über den Einfluss der Israel-Lobby auf die amerikanische Außenpolitik, der, ursprünglich vom *Atlantic Monthly* in Auftrag gegeben, dann aber als zu brisant abgelehnt, im *London Review of Books* erschien. Das Kernargument der beiden lautet: Für die »Nibelungentreue« der USA gegenüber Israel sei die Israel-Lobby verantwortlich, denn sie habe den Kongress im Würgegriff, starken Einfluss im Weißen Haus, manipulierte die öffentliche Meinung, habe auch den Irakkrieg von Präsident Bush unterstützt und dränge jetzt zum Angriff auf die iranischen Nuklearanlagen. Damit nötige die Lobby den USA eine Nahostpolitik auf, die den nationalen Interessen der USA widerspreche.

Ist dies Ausdruck von Antisemitismus oder notwendiger Tabubruch? Jedenfalls hat keine politikwissenschaftliche These seit dem Zweiten Weltkrieg so hohe Wellen geschlagen, mit Ausnahme von George Kennans Überlegungen zur Eindämmung der Sowjet-

union 1947 und Samuel Huntingtons Diktum vom Zusammenprall der Kulturen 1991.

Mearsheimer und Walt haben jetzt ihre Argumente zu einem Buch ausgebaut, das in diesen Tagen weltweit veröffentlicht wird. Unter Lobbyismus verstehen sie keinen einheitlichen Block, sondern einen lockeren Verbund verschiedener Organisationen und Personen, deren mächtigster Arm die American-Israelic Public Affairs Community (AIPAC) sei. Beide Autoren stellen weder die Legitimität der israelischen Lobby noch Israels Existenzrecht, wohl aber das gängige Klischee von Israel als einem wertvollen und verlässlichen strategischen Partner infrage.

Der Behauptung, Israel und die USA seien vereint durch eine gemeinsame terroristische Bedrohung, entgegenn beide, dass hier Ursache und Wirkung verwechselt würden: »Die USA haben ein Terrorismusproblem, weil sie eng mit Israel verbündet sind, und nicht umgekehrt.« Auch der Auffassung, Israel verdiene »großzügige und praktische Unterstützung, weil es schwach und von Feinden umgeben ist, die es zerstören wollen, und eine moralisch bessere Regie-

rungsform besitzt«, wird widersprochen. Vielmehr höhle Israel die eigene Demokratie aus, drangsaliere die Palästinenser, verweigere ihnen einen Staat, der diese Bezeichnung verdient, raube Privatbesitz und siedle illegal, sodass von gemeinsamen demokratischen Werten zwischen USA und Israel keine Rede sein könne. Und auch das Bild von Israel als einem schutzlosen David ist für Mearsheimer und Walt eine Chimäre, in Wirklichkeit sei Israel als einzige Nuklearmacht der militärische Goliath im Nahen Osten.

Der Vorwurf an die Lobby, sie habe sich von einer liberalen Community zu einem rechtskonservativen Instrument gewandelt, hat sich nach dem 11. September 2001 bestätigt. Die neue Verbindung zwischen Neokonservativen, jüdischen Konservativen und christlichen Zionisten dokumentiert der ehemalige republikanische Mehrheitsführer im Repräsentantenhaus, Tom »The Hammer« DeLay vor der AIPAC: »Ich bin durch Judäa und Samaria gereist und habe auf den Golanhöhen gestanden. Besetztes Land habe ich nicht gesehen. Ich habe Israel gesehen.« Für diese Loyalität bedankte sich Benjamin Netan-

jahu entsprechend: »Danken wir Gott für die christlichen Zionisten. Die Zukunft der Beziehung zwischen Israel und den Vereinigten Staaten hängt vielleicht weniger von den amerikanischen Juden als von den amerikanischen Christen ab.«

Natürlich kritisieren die Autoren vehement dieses neue Bündnis, vor allem weil es für den Einmarsch in den Irak votierte, der hingegen von Mearsheimer und Walt, aber auch von großen Teilen der amerikanisch-jüdischen Gemeinde, zum Beispiel vom bekannten liberal-kosmopolitischen Historiker Tony Judt, und auch von der großen religiösen Gruppierung Reform Judaism abgelehnt wurde.

Ein großer Teil der Kritik von Mearsheimer und Walt wirkt durchaus überzeugend, aber die jüdische Lobby kann nicht für alle negativen Entwicklungen verantwortlich gemacht werden. Beide Autoren hätten die penetrante Selbstüberschätzung der Lobby nicht immer für bare Münze nehmen sollen. Auch ist das Gerangel um Einfluss in Washington vielfältiger, als die Studie vermuten lässt. Der jüdische Schwanz wedelt nicht beständig mit dem amerika-

nischen Hund. In den Beziehungen zeigen sich oft engere Grenzen für amerikanischen Handlungsspielraum, weil Tel Aviv mauert.

Doch sind Mearsheimer und Walt weder verrückte Außenseiter noch politisch korrekte Beckenrandschwimmer im Haifischbecken von Politik und Politikwissenschaft, sondern sie sind seriöse und weltweit geachtete Wissenschaftler. Ihre Thesen sind keine »Protokolle der Weisen von Zion« aus Chicago und Harvard, sondern couragierte Stellungnahmen zu einem innen- und außenpolitischen Phänomen, das beunruhigen muss. Deshalb wird dieses Buch heftige Kontroversen auslösen (in den USA hat es das schon), die hoffentlich zu einem Überdenken der Aktivitäten der Israel-Lobby und der amerikanischen Nahostpolitik führen werden.

CHRISTIAN HACKE

John J. Mearsheimer/Stephen M. Walt:

Die Israel-Lobby

Wie die amerikanische Außenpolitik beeinflusst wird; Campus Verlag, Frankfurt 2007 a. M.; 504 S., 24,90 €

Unzählige Stufen

Die Jury von ZEIT und Radio Bremen stellt vor: Irma Krauß’ Roman »Das Wolkenzimmer«

Ein achtzehnjähriges Mädchen und ein siebzيجjähriger Mann. Ein steinerner Turm inmitten einer deutschen Kleinstadt. Mehr braucht es nicht für diesen dramatisch-poetischen Roman, für eine Geschichte aus der Gegenwart, eine Erinnerung an die Vergangenheit. Treppauf und treppab bewegen sich die Gefühle, während der Ort starr bleibt mit seinen ausgetretenen Holzstufen, den Erkern, staubigen Nischen, Zwischengeschoßen, dem Zimmer des Türmers und dem hohen riesigen Dachstuhl.

Zwei Geschichten erzählt *Das Wolkenzimmer*, und manchmal erscheinen sie wie eine: Veronika, ein Mädchen, das mit ihrem Freund Matti auf dem Weg nach Italien war, steigt auf den

Zwei Geschichten, zwei alte Männer, die ihre Gefühle kaum zeigen, heute wie gestern, die vor der kleinsten Berührung zurückzucken, die jede Geste eines Versprechens vermeiden wollen, das sie nicht einhalten können. Der Turm ist das Zuhause für Menschen auf der Flucht, vor anderen, vor sich selbst. Zwei Geschichten von jungen Menschen, von einem Jungen, der sein Leben retten, von einem Mädchen, das ihres nicht mehr will. Das könnte in der Konstruktion lehrhaft wirken und liest sich so leicht und selbstverständlich. Irma Krauß, Autorin ausgezeichneten Jugendromane, wechselt die Perspektiven, als steige sie leichtfüßig den Turm auf und ab: von jetzt zu früher, von Junge zu Erwachsenen, vom Leben in der Zeit des Terrors zum Leben in Freiheit. Sie muss nicht urteilen, man muss etwas sehen, um es zu verstehen.

Und langsam beginnt der Türmer zu erzählen, von Jascha, von der Geschichte einer jüdischen Familie in einer deutschen Kleinstadt, von der Wannseekonferenz, von Menschen wie Himmler, dessen Sätze sich in ihm eingebrannt haben, von den vier Jahren, in denen er den Krieg vom Turm aus erlebt, in denen er wartet. Der Turm hält die Welt fern und schärft zugleich den Blick. Es ist die Mischung aus äußerster Enge und größtmöglicher Weite, die diesen Roman so ungewöhnlich macht. Wer mag, kann daraus lernen, wie man zum Leben steht und was man von ihm will, wer möchte, kann *Das Wolkenzimmer* als Lektion in Menschlichkeit lesen. In jedem Fall hat Irma Krauß für ihre sensible Sprache eine packende Geschichte gefunden.

KONRAD HEIDKAMP

Irma Krauß: Das Wolkenzimmer
cbj, München 2007; 318 S., 14,95 €
(ab 12 Jahren)

DIE LUCHS-JURY EMPFIEHLT AUSSERDEM:
Chen Jianghong: Lian
Aus dem Französischen von Erika und Karl A. Klewer; Moritz Verlag, Frankfurt am Main 2007; 37 S., 14,80 € (ab 4 Jahren)
Das wunderbare Märchen von der uralten Frau, dem Zauberlotus und dem Fischer, der statt Reichtum eine Tochter findet

Ange Zhang: Rotes Land Gelber Fluss
Siehe Besprechung rechts

Zoran Drvenkar/Martin Baltscheit (Ill.): Zarah
Bloomsbury, Berlin 2007; 72 S., 14,90 €
(ab 8 Jahren)
Ungeheure Mädchen und gruselige Ungeheuer treffen in diesem lustvollen Bilderbuch in einer dunklen Nacht im Wald aufeinander



Der Abschaum war ich

Erinnerungen an eine tragische Jugend im China der »Kulturrevolution«

Ange Zhang ist 13 Jahre alt, als Mao Zedong 1966 die Kulturrevolution ausruft und damit das Leben des talentierten Sohnes eines gefeierten, linientreu kommunistischen Schriftstellers abrupt verändert. Ange Zhang gehört plötzlich zu den Schwarzen, dem »Abschaum«, denn die Eltern werden als Intellektuelle, als Konterrevolutionäre denunziert und kommen später in Arbeitslager.

Geschickt komponiert Zhang seine Entwicklung in den folgenden vier Jahren, indem er Illustrationen, Abzeichen, Plakate oder Fotografien seiner Familie mit einem Text verbindet, der sich – in altersbedingter Perspektive und Sprache – wie ein schlechter Traum liest: die Zerstörung seines Zuhauses, Demütigungen in Schule und Öffentlichkeit, der Versuch, sich anzupassen, der Verrat an den Eltern, die harte Gruppendisziplin nach der Landverschickung, die Flucht in die innere Emigration und schließlich die Rettung durch sein künstlerisches Talent. Der Halbwüchsige bekommt als würdelose Nummer in einer Arbeitsbrigade Zugang zum geretteten Malkasten der Mutter seines Freundes und beginnt zu zeichnen. Diesem Talent verdanken wir die eindrucksvolle Bilderbuch-Autobiografie über ein nachwirkendes, bedrückendes

Kapitel Zeitgeschichte. Es ist die Tragödie einer Jugend, die zu einem großen Teil die heutigen chinesischen Entscheidungsträger stellt.

Das Wechselspiel von Erzählung und Illustration bietet unterschiedliche Zugänge zu Zhangs Erinnerung. Dem Text gehören die Ereignisse, die meist in Rot, Schwarz, Gelb gehaltenen Bilder geben die Atmosphäre wieder: die Idylle des elterlichen Hauses, der freie Flug der Tauben über den Dächern, die alles beherrschende Macht der Polit-Plakate, Uniformen und immer wieder das Gaffen, Schreien, die Gesichter und Gesten voller Hass und Verachtung. Dazwischen Ange Zhang selbst – als staunender, leidender junger Mensch an der Schwelle zum Erwachsenwerden.

Weil Zhangs Bilder beinahe authentisch zeigen, wie er mit der Revolution wächst, begreifen Leser und Betrachter, dass die chinesische Kulturrevolution vor allem auch ein politisch gelenkter Kinderkreuzzug, eine außer Kontrolle geratene, inszenierte Jugendbewegung war. Am Ende stand ein Weltreich vor dem Kollaps und mindestens eine Generation ohne Ausbildung und Lebensziel. Das Doppelgesicht des heutigen Reiches der Mitte ist eine

Konsequenz dieser Epoche, für die im Westen vorwiegend die Mao-Bibel als Symbol stand.

Der Epilog erzählt, wie es für Zhang weiterging, wie es ihm gelang, in das Lager seiner Mutter zu kommen, wo er in einer Bleistiftfirma arbeitete. Nach dem Ende der Kulturrevolution und der Rehabilitation seines Vaters wurde Zhang Bühnenbildner an der Nationaloper Peking. Von einem Besuch in Kanada 1989 kehrte er nicht in seine Heimat zurück und ist heute unter anderem erfolgreicher Bilderbuchillustrator. Er enthält sich ebenso negativer Werturteile über das chinesische System in Vergangenheit und Gegenwart wie der Anhang des Buches, der Informationen und Dokumente zu Maos Politik und zum Verlauf der Kulturrevolution bringt. Das Buch klagt nicht an. Die Fakten und Bilder sprechen für sich.

BIRGIT DANKERT

Ange Zhang:
Rotes Land Gelber Fluss – Eine Geschichte aus der chinesischen Kulturrevolution
Aus dem Englischen von Friedbert Stohner; Hanser Verlag, München 2007; 55 S., 14,90 € (ab 10 Jahren)

Einfach eine Fabel

Der Ire John Boyne nähert sich Auschwitz mit den Augen eines Kindes

Welch furchtbares Zählen wird das geben!«, sagt der Philosoph Günther Anders über den Holocaust. »Wenn sich schon jeder Einzelne als zahllos herausstellt und als unzählbar.« Was ist wichtiger, um Nachwachsende für das unzählbar Geschehene zu sensibilisieren? Historische Authentizität oder Geschichten, die sich die Freiheit nehmen, Tatsachen zu verändern, nicht zuletzt deshalb, um Kindern Albträume zu ersparen?

Roberto Benigni hat in seinem Film *Das Leben ist schön* die Wirklichkeit zum Märchen erweitert und damit verschüttete Tugenden wie Zivilcourage und Fantasie vor das unermessliche Leid gesetzt. Der 36-jährige irische Autor John Boyne hat die Wirklichkeit geschrumpft, um ein Märchen zu erzählen, in dem sich – wie in allen Märchen – menschliche Wesenszüge spiegeln. Seinen Roman *Der Junge im gestreiften Pyjama*, der inzwischen in 28 Sprachen übersetzt wurde, nennt er deshalb schlicht »eine Fabel«. Die Geschichte der heimlichen Freundschaft des Sohns eines Lagerkommandeurs in Auschwitz mit einem jüdischen Jungen erhielt den Irish Book Award als bestes Kinderbuch des Jahres und ist für die renommierte Carnegie Medal nominiert. Die englischsprachige Literaturkritik jubelt. Bei uns jedoch wird auch Kritik laut: Wie kann man die Wirklichkeit verfälschen? In der Tat: Konzentrationslager waren so gesichert, dass es niemals zu einer solchen Begegnung hätte kommen können. Die beiden Neunjährigen, Bruno und Schmuel, treffen sich über ein Jahr lang unbemerkt am Stacheldrahtzaun des Lagers. Am Ende drängt sich der Junge sogar unter dem Zaun hindurch, um gemeinsam mit seinem jüdischen Freund dessen verschollenen Vater zu suchen.

Das Zurechtbiegen historischer Tatsachen ist nicht der einzige Kritikpunkt. Auch die Persönlichkeit Brunos erscheint eigentümlich entwicklungsgehemmt. Der Krieg spielt im Universum des Jungen keine Rolle. Wer oder was ein »Jude« ist, weiß er nicht, obwohl er 1942 mitten in Berlin zur Schule geht. Ebenso gewöhnt sich Bruno nie an eine richtige Aussprache der Schlüsselwörter »Führer« und »Auschwitz«. Er spricht, unbeeindruckt von Korrekturversuchen, immer wieder von »Furor« und »Aus-Wisch«.

Trotz oder gerade wegen der radikalen Reduktion von Fakten fasziniert der Roman, wenn man ihn nicht als kindgemäße Wiedergabe wirklichen Lebens liest, sondern eben als Fabel. Boyne beschreibt die Welt ausnahmslos aus dem Blickwinkel eines unbefangenen Kindes, man könnte auch sagen: aus der Augenhöhe eines Fabelwesens reinen Herzens. Aus jeder Pore der Erzählung dringt dabei eine von Erwachsenen verursachte Ordnung von Dingen und Menschen, die einem schier den Atem nimmt und eine Atmosphäre allumfassender Kälte verbreitet. Brunos Vater ist eine absolute Autorität. Was er, der seinen Dienst stets in einer geschniegelten und gebügelten Uniform versieht, eigentlich tut, weiß Bruno nicht. Nur dass der Furor mit ihm Großes vorhat. Mutter scheint darunter zu leiden, fügt sich aber. Einzig zwischen Bruno und dem Hausmädchen entwickelt sich mit der Zeit eine gewisse Vertraulichkeit. Dann kommt der Umzug ins Niemandsland. Vater wird Lagerkommandeur. Nur mit den Augen eines gutgläubigen Kindes nähern sich die Leser dem Ort. Was dort geschieht, weiß Bruno nicht. Eines Tages macht er sich heimlich, am Stacheldrahtzaun entlang, auf den Weg und begegnet Schmuel.

Bewundernswert, wie konsequent der Autor die Wirklichkeit ausblendet, um fundamentale menschliche Wesenszüge ins Licht zu rücken und – wie das jede Fabel tut – eine moralische Botschaft ans Ende zu setzen. Die märchenhafte Erzählung spielt nur mit Elementen der Wirklichkeit, kann aber gerade dadurch jungen Lesern die Augen für »das Gute« vor den unzählbaren Abgründen des Holocaust öffnen. In jeder komplexen Geschichte über den Völkermord würden Tugenden wie Offenheit, Herzengüte und bedingungslose Freundschaft hoffnungsarm in einem Universum des Leids verschwinden.

SIGGI SEUSS

John Boyne:
Der Junge im gestreiften Pyjama
Aus dem Englischen von Brigitte Jakobeit; Fischer Schatzinsel, Frankfurt am Main 2007; 268 S., 13,90 € (ab 12 Jahren)



DIE ROUTE unseres Autors. Vor 15 Jahren fuhr er sie schon einmal

Interrail, erster Klasse

Sogar der Freund von damals, der mich wieder begleiten soll, stellt diese Frage. Ob die geplante Reise nicht eher etwas für Jüngere sei? Was heißt denn »Jüngere«? Ich bin 36 Jahre alt, aber ich möchte ja nicht auf einem Bambusfloß den Atlantik überqueren, sondern nur mit einem Interrail-Ticket durch Europa fahren. So wie wir es gemeinsam vor 15 Jahren gemacht haben. Heute Weintrinken unterm Eiffelturm, morgen Kopfschmerzen in Barcelona. Wie kann man dafür zu alt sein? Interrail, sagt der Freund, bedeute nicht nur, viel zu sehen, sondern: Schüler oder Student sein, kein Geld haben, auf Bahnhofsbänken schlafen, mit dem Videothek-Ausweis Frischkäse aufs Baguette schmieren und in Südeuropa ein Zugabteil mit acht Spaniern und elf Hühnern teilen. Ich erwidere, dass die Altersbeschränkung längst abgeschafft sei, es nie mehr als zehn Hühner gewesen seien und wir heute zwar weniger Zeit, dafür aber mehr Geld hätten. Statt Videothek-Ausweis könnten wir Kreditkarten nehmen und uns dieses Mal sogar ein Interrail-Ticket erster Klasse kaufen. Doch Interrail in der ersten Klasse findet mein Freund nicht konsequent, ungefähr so, als würde man den Abenteuerurlaub im Reisebüro buchen. Ich sage, das hätte ich auch schon gemacht.

Skeptisch blickt die Sitznachbarin auf mein Handbuch »Der Interrail-Guide«

Einige Tage später stehe ich allein am Bahnsteig; in der rechten Hand mein Ticket, an der linken einen kleinen Rollkoffer, das einzig zulässige Gepäckstück eines First-Class-Interrailers, wie mir am Abend zuvor eine Bekannte erklärte. Der Rollkoffer zeige: Hier hat einer das Alterwerden akzeptiert und klammert sich nicht an seine verstrichene Jugend. »Das sind exakt meine Gedanken!«, stimmte ich ihr zu, musste mich aber bald danach verabschieden. Zu Hause holte ich eilig einen Koffer

Das legendäre Zugticket gibt es auch für Erwachsene und neuerdings sogar mit allem Komfort. Ist das noch so aufregend wie früher, als man im Gepäcknetz schlief?

VON MARKUS WOLFF

vom Dachboden und verstaute darin den Inhalt des Rucksacks, den ich bereits gepackt hatte.

Mein erstes Etappenziel heißt, wie damals, Amsterdam. Gespannt steige ich in den Zug. Wie kann es aussehen, wenn sich eine Kultur, die vom Low-Budget-Gedanken geprägt wurde, in der ersten Klasse ausbreitet? Kultivierte Ausgelassenheit und Reisende, die anstatt Tütenwein einen edlen Tropfen herumgehen lassen? Ich nehme Platz neben einer Dame im Hosenanzug und fühle mich wie ein Schiffspassagier, der sich im Deck geirrt hat. Das sieht meine Nachbarin offenbar ähnlich. Skeptisch blickt sie auf mein Handbuch *Preiswert durch Europa – Der Interrail-Guide*. In der Hoffnung, auf einen Fahrgast mit gleichem Ticket zu treffen, lege ich meines wie ein geheimes Erkennungszeichen auf den Tisch. Ohne Erfolg.

Die ersten Stunden meiner Reise vergehen schweigend. Felder und niederländische Orte ziehen vorüber, auch die Stadt, in der ich auf der früheren Interrail-Tour aus dem – immerhin noch Schrittempo – fahrenden Zug sprang, weil zwei angetrunkene Holländer »Faschist, Faschist!« riefen und trotz Sonnenscheins unablässig mit Regenschirmen in ihre Handflächen schlugen. Ein dicker Dritter hatte sich ins Gepäcknetz begeben und warf mit Papierfetzen auf uns. Beim Blick auf meine Nachbarin stelle ich beruhigt fest, dass in der ersten Klasse ähnliche Zwischenfälle nicht zu befürchten sind.

Am späten Nachmittag erreicht der Zug Amsterdam. Lange bleibe ich auf dem Bahnhofsvorplatz stehen, der mir wie eine vertraute Bühne vorkommt, auf der im Laufe der Jahre nur die Statisten ausgewechselt wurden. Die Hauptdarsteller sind noch die von früher: die Blondinen mit den wippenden Pferdeschwänzen, die Farbigen, die sich zur Begrüßung lässig abklatschen, und die Gitarristen, die immerzu *Leaving on a jet plane* singen. Irgendwann stelle ich mich in die Schlange der Rucksackreisenden, die sich an der Zimmervermittlung gebildet hat. Es geht zügig voran, weil

in einer der teuersten Städte Europas Vermittlungsgespräche kurz sind und meist mit einem ungläubigen »Ist das wirklich das günstigste Angebot?« enden. Gelassen, denn ich habe mittlerweile ja die Reisekasse eines Berufstätigen, warte ich, bis mich eine junge Dame an den Schalter winkt. Einzelzimmer im Hotel, zentrale Lage, wiederholt sie, und man müsse nicht auf jeden Euro achten? Ich nicke weltmännisch. 219 Euro, sagt sie dann, woraufhin mein aufgelehnter Arm vom Tresen rutscht. So zentral müsse es auch nicht sein, sage ich, nachdem ich mich wieder aufgerichtet habe. Bei ihrem zweiten Angebot klappt die Dame einen Stadtplan weit auseinander, tippt schließlich auf eine Straße in Nähe zur belgischen Grenze und sagt »149 Euro«. – »Ist das wirklich das günstigste Angebot?«, frage ich. Wenig später sitze ich neben den Backpackern vor der Vermittlung und blättere im Interrail-Handbuch.

Ich warte, umgeben von Jugendlichen mit Lippenringen, auf meinen Schlüssel

Beim Lesen befällt mich das Gefühl, dass ich selbst der erweiterten Interrail-Zielgruppe inzwischen entwachsen sein könnte. Auf Anrieb elektrisieren mich weder Bob's Hostel, »nicht immer sauber, seit 20 Jahren bewährter Kiffertreff«, noch das Hotel Greenhouse Effect, »würdiger Nachfolger des legendären Kifferhotels Kabul« mit »Rabatt für Haschisch und Getränke«. Doch ich habe Glück: Für 52 Euro kann ich im dunkelsten Einzelzimmer des Jugendhotels Hans Brinker in Nachbarschaft der Kneipen Global Chillage und Magic Mushroom übernachten.

Kaum betrete ich die Rezeption, schießt der Altersdurchschnitt wie eine wild gewordene Dax-Kurve nach oben. Umgeben von Jugendlichen mit Lippenringen und *I survived Amsterdam*-Shirts, warte ich auf meinen Schlüssel. Auf dem Weg zum Zimmer ziehe ich dann mit meinem Rollkofferchen durch die Gänge, wo Türen knallen und in

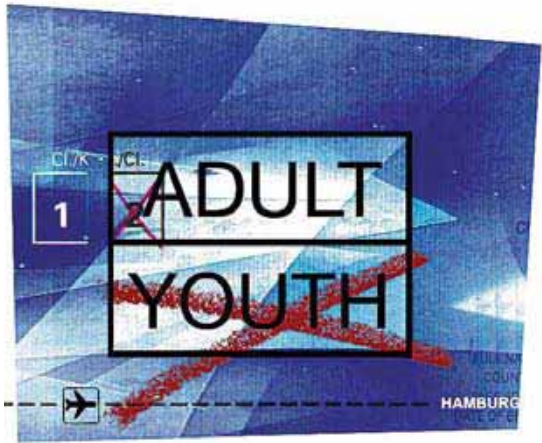
kleinen, lachenden Gruppen unter »No hash«-Schildern Joints und Weinflaschen kreisen. Auch diese Szenen kommen mir bekannt vor wie ein altes Kleidungsstück, das man gerne trug, bis man aus ihm herauswuchs.

Im Speisesaal esse ich Lasagne mit Pommes und lasse mir aus einem Fanta-Zapfhahn zweimal Wein nachfüllen. Dann schlendere ich zufrieden die Grachten entlang. Bleibe bei Hüchenspielern und einer Klezmer-Band stehen und spende Geld und Applaus für die beiden letzten Breakdancer der Welt.

Früh sitze ich am nächsten Morgen im Zug. Mein Ziel: Brüssel, das ich damals nicht sah, weil wir die Namen der Städte verwechselten und irrtümlich nach Brügge fuhren. Mehr als den Bahnhof Bruxelles-Midi werde ich auch heute nicht kennenlernen, weil ich für mein Gepäckfach keinen Barcode erhalte, mit dem sich die Stahltür wieder öffnen ließe. Mein Gepäck ist aber schon drin, und ein Techniker bestätigt: »We have a problem!«

In einer neonlichthellen Welt aus Fliesen überbrücke ich die Wartezeit mit meinem Kursbuch. Das *Kursbuch Europa* ist der treueste Begleiter des Interrailers, mit nichts und niemandem verbringt er mehr Zeit. Übertreibt er es allerdings, wacht er eines Morgens auf, sagt Sätze wie »Budapest ab 8.05 Uhr, Zagreb an 13.43 Uhr, Endstation Venedig 20.38 Uhr« und kommt für den Rest seines Lebens in die Nervenheilanstalt. Richtig dosiert, ist das Kursbuch jedoch ein spannender, minutiös recherchierter und zu Unrecht vom Feuilleton der Zeitungen ignorierte Klassiker. Nächstelang habe ich vor 15 Jahren wach gelegen, weil mich Fragen nicht losließen wie: Werden sich Regionalexpress und Eurocity am Ende in Nizza kriegern? Und wie wird es mit dem Nachtzug weitergehen? Nach mehr als einem Jahrzehnt muss man sich da erst wieder etwas einlesen.

Fortsetzung auf Seite 68



Information

INTERRAIL-PASS: 1972 gründeten 21 Eisenbahngesellschaften Interrail. Die Idee: Jugendliche sollten kostengünstig Europa kennenlernen können. Zum Pauschalpreis durften sie einen Monat lang beliebig oft und beliebig weit Zug fahren. Rund sieben Millionen Menschen haben bislang mit einem Interrail-Ticket den Kontinent entdeckt. Im Laufe der Jahre wurde der Pass mehrfach überarbeitet. Erfreulich war dabei die Abschaffung der Altersgrenze. Seit 1998 können Erwachsene (ab 26 Jahre) gegen Aufpreis ein Interrail-Ticket kaufen

Zum 35. Interrail-Geburtstag wurde nun das Angebot erneut überarbeitet. Erstmals können Erwachsene mit einem Interrail-Ticket auch erster Klasse reisen. Die Preise differieren je nach Reisedauer. Wer erster Klasse mit dem »Interrail Global-Pass« (gültig für alle 30 beteiligten Länder) unterwegs sein will, zahlt für 5 Reisetage innerhalb von 10 Gültigkeitstagen 329 Euro; für 10 Reisetage innerhalb von 22 Gültigkeitstagen 489 Euro; für 22 Reisetage 629 Euro, für einen Reisemonat 809 Euro. Alle weiteren Neuerungen und alle Preise für Jugendliche und Zweiter-Klasse-Reisende unter www.bahn.de

Unser Autor Markus Wolff hatte den »Interrail Global-Pass« erster Klasse für 489 Euro. Er zahlte außerdem auf seiner Strecke 58 Euro Zuschläge, 79,30 Euro für die Einzelkabine im Nachtzug von Irún nach Barcelona und 17,50 Euro für den Platz im Liegewagen Cebère–Nizza

LITERATUR: »Kursbuch Europa«; 12 Euro, erhältlich bei der Bahn; Wolfgang Klein: »Preiswert durch Europa – Per Interrail, Europabus und Mitfahzentrale«. Verlag Interconnections, Freiburg 2007; 416 S., 17,90 Euro

Illustration: Daniel Matzenbacher für DIE ZEIT; www.matzenbacher.de

Interrail, erster Klasse

Fortsetzung von Seite 67

Als ich nach drei Stunden mein Gepäck endlich zurückerhalte, verschiebe ich die Besichtigung Brüssels um weitere 15 Jahre und rase an Bord des Thalys nach Paris. Passionierten Interrailern geht es nicht darum, ihr Ziel möglichst schnell, sondern über möglichst schöne Strecken zu erreichen. Der Ehrenkodex verbietet daher eigentlich Hochgeschwindigkeitszüge. Doch für Erste-Klasse-Ticket-Besitzer, die mehr Geld als Zeit haben, gilt diese Regel nicht, finde ich. Erste-Klasse-Interrailer dürfen ihre Reise auch präziser planen als alle anderen, die ihre Route nicht selten vom Zufall erstellen lassen. Während mir der Zugbegleiter einen kostenlosen Imbiss serviert, was ich als angemessene Entschädigung für den verlorenen Vormittag empfinde, breite ich auf dem Tisch meine Europakarte aus und beuge mich wie ein Feldherr darüber. Messe mit Fingerspannen Entfernungen zwischen Städten und schlage immer wieder im Kursbuch nach. »Was planen Sie?«, fragt mein französisches Gegenüber, und ich antworte, dass – wenn nur wenige Tage zur Verfügung stünden – die Zusammenstellung einer Interrail-Tour eine komplexe Komposition sei, in der ein ausgewogenes Tempoverhältnis zwischen allegro (Großstädte) und moderato (Strände, kleine Orte) gefunden werden muss. »Natürlich«, sagt der Franzose und verabschiedet sich in Richtung Toilette. Noch bevor er zurückkommt, steht der Rest meiner Route. Pro Tag ein Land: von Frankreich nach Spanien, über Monaco, Italien und durch die Schweiz zurück nach Deutschland.

Paris ist wundervoll! Die Sonne scheint, umgeben von einer gigantischen Traube aus Menschen, spaziere ich vom Eiffelturm an der Seine entlang zum Louvre, wo wir uns gegenseitig fotografieren. In einem Restaurant auf dem Boulevard St. Michel esse ich fast neben Jude Law, der sich allerdings als norwegischer Student entpuppt. Zufrieden und erschöpft gehe ich schließlich zu Bett.

Viel zu früh beginnt der nächste Tag, und ich schleppe mich wie ein kranker Maulwurf durch das nicht enden wollende Labyrinth der Metro-Schächte zum Bahnhof. Warm ist es und viel zu voll. Ich werde dünnhäutig, und mir fällt auf, dass ich in meiner Erinnerung an frühere Bahnfahrten die Menschen verdrängt hatte, die unabhängig von der Jahreszeit anderen ihre Skiausrüstung vor den Kopf schlagen oder sich aufgrund eines geleisteten Schwures nur in Trippelschritten durchs Leben bewegen.

Keine Sekunde vermisse ich es, in einem überfüllten Zweite-Klasse-Abteil mit anderen Interrailern kalte Würstchen und lauwarme Ge-

schichten auszutauschen. Der »Silence«-Bereich der ersten Klasse ist für mein Empfinden gerade ruhig genug. Kaum habe ich Platz genommen, schlafe ich ein. Als ich aufwache, bin ich bereits mehrere Hundert Kilometer von Paris entfernt, statt Hochhäusern sehe ich sattgrüne Wiesen, auf denen Vieh grast, und in der Mittagssonne menschenleer daliegende Dörfer. Wie in einer gigantischen Wellblechdose schießt mich der TGV durch das Land. Das Schöne an Interrail war schon immer, dass sich die Kulissen während einer Reise so oft veränderten. Jetzt kommt für mich noch die Schnelligkeit hinzu, mit der die Szenerie wechselt. Wie in einer zügig präsentierten Diashow. Ohne Zeit an Flughäfen zu verlieren, sehe ich in weniger als 48 Stunden Grachten in Amsterdam, den Louvre in Paris und Meer in – Biarritz!«, sagt der Lautsprecher.

Mondänität hat ihren Preis. Die teuerste Übernachtung meiner Reise kostet 120 Euro. Dafür erhalte ich ein Zimmer mit Atlantikblick, rosa Bettwäsche und so viel Mottenkugelduft, wie ich möchte. Kurz überlege ich, ob ich wie früher Wasser, Baguette und den günstigsten Scheiblettenkäse kaufen und mich auf eine Rasenfläche ans Meer setzen soll. Das kommt mir dann aber gekünstelt vor. Und so esse ich in einem Restaurant am Wasser eine enorme Portion Meeresfrüchte. Den Rest des Tages verbringe ich in Jetset-Manier hinter einer großen Sonnenbrille. In jedem zweiten Café trinke ich einen Espresso. Nachts kann ich nicht schlafen und habe so zumindest das Gefühl, den Preis für das Bett angemessen abzuwohnen. Zudem ist das Tosen der Brandung so intensiv zu hören, als läge ich wie damals im Zelt.

Dass man stets an den trostlosesten Orten festsitzt, hatte ich verdrängt

Der Zug nach Spanien verlässt Biarritz am nächsten Tag gegen Mittag, kommt allerdings nie an seinem Ziel an. Getriebeschaden. Im Bus werde ich mit etwa 50 weiteren Passagieren in die baskische Grenzstadt Irún gefahren. Der Anschlusszug nach Barcelona ist längst weg, wie ich jetzt weiterkomme, können mir weder das Kursbuch noch der Schalterbeamte sagen. Der zeigt nur sechs Finger, was offenbar Gleis 6 bedeuten soll, und lässt seine Metalljalousie herunter. An Gleis 6 teilt dann sein mürrischer Zwilling Bruder mit, dass heute nur noch ein Nachtzug in Richtung Barcelona fahre. In neun Stunden.

Dass man nie in attraktiven Städten, sondern stets an den trostlosesten Orten Europas festsitzt, auch das hatte ich verdrängt. In Irún gibt es Spielhallen, Internetcafés und eine von Betonbauten und reizlosen Geschäften flankierte Hauptstraße, an der ich aufgetaute Paella esse. Dann gehe ich zum Bahnhof zurück und hätte

im Übrigen nichts dagegen, wenn man Irún abreißt, sobald ich es verlassen habe.

Wie eine Schicksalsgemeinschaft von Gestrandeten haben sich inzwischen in der Schalterhalle einige deutsche Interrailer zusammengefunden und tauschen bei Tütensalami, eingeschweißtem Schnittkäse und Wasser aus einem Fünf-Liter-Kanister enorm zeitpräzise Erzählungen aus (»Wir haben den EC um 8.10 Uhr genommen und hatten dann echt noch ’nen guten Strandtag«). Abiturient Max verbringt seit sechs Wochen seine Zeit in Zügen, Schüler Florian ist dagegen mit Freundin Felicitas und einem Tagesbudget von 20 Euro (inklusive Übernachtung) erst seit 22 Tagen in Richtung Lissabon unterwegs.

»Ach, Interrail erster Klasse, das gibt’s?«, sagen sie. »Wer macht denn so was?« Klar, antworte ich mit größter Abgeklärtheit und klinge wie mein eigener Opa, früher sei ich natürlich auch wie sie gereist. Gerade mit der Schule fertig, als das Leben erst richtig zu beginnen schien. Als man alles werden konnte: Regisseur, Rockstar und mit etwas Anstrengung sogar Biolehrer am eigenen Gymnasium. Was denn aber der Unterschied zwischen erster und zweiter Klasse Interrail sei? Ich überlege, allerdings fällt mir nur ein, dass man in der ersten Klasse statt mit Freunden nun alleine fährt und nicht mehr erzählt, was man einmal vorhat, sondern sich selbst fragt, was eigentlich aus den Plänen geworden ist. Aber auch das scheint mir etwas zu großväterlich. Daher murmele ich etwas selbst für mich Unverständliches, dann essen wir von der Tütensalami und dem Käse.

Nach gefühlten drei Tagen trifft kurz vor 22 Uhr der Nachtzug ein. Ich bin überrascht, dass sich in meiner Kabine sogar eine Dusche befindet, in die ich am Morgen wie in einen aufrecht stehenden Kernspintomografen steige. Frisch und ausgeruht erreiche ich daher Barcelona, das noch immer so aussieht, wie ich es einst verlassen habe: die Ramblas genauso voll, die Sagrada Familia genauso unfertig. Sogar den Park, in dem mir damals mein gesamtes Geld gestohlen wurde, finde ich auf Anhieb wieder (die Geldbörse bleibt allerdings nach wie vor verschwunden). Auch hier wirkt alles so vertraut, dass ich mich nicht als Tourist fühle, sondern eher wie auf Besuch bei einer alten Bekannten, mit der man sich dann doch nicht mehr so viel zu sagen hat. Schon am späten Nachmittag freue ich mich auf das nächste Etappenziel: Monaco. Nach Weltstädten und Meer fehlt der Reise noch ein bisschen Königreich. Ich nehme wieder einen Nachtzug, nicht um Geld für Übernachtungen, sondern um Reisezeit zu sparen.

Die Regionalbahn zur Grenze ist leider überfüllt und so langsam, dass die Landschaft stehenbleibt. Der Diaprojektor meiner Reise klemmt. Ein weiteres Problem in spanischen Zügen: Man versteht nur Bahnhof, aber nie genau, welchen. Irgendwann

meine ich Cerbère herauszuhören und verlasse den Zug. Zwei Stunden sitze ich danach in einer dunklen Bahnhofskneipe und warte auf Anschluss. Als es so weit ist, habe ich Pech: Die Einzelkabinen sind ausgebucht. So schlafe ich in einem nach den Plänen einer Legebatterie konstruierten Abteil, in dem zwei Koreaner, drei unermüdlich kichernde Japanerinnen und ich übereinandergestapelt werden. Obwohl ich nur ungern daran zurückdenke, erinnert mich der Duft des Raumes an meine Interrail-Heimkehr vor 15 Jahren, kurz bevor wir in Höhe von Bad Bentheim gemeinsam unsere Socken aus dem Fenster warfen. Dazu kann ich heute leider niemanden aufrufen. Die Fenster lassen sich nicht öffnen.

Ich genieße die Ereignislosigkeit der ersten Klasse

Als sei ich mit dem Kopf über jede einzelne Bahnschwelle gerumpelt, erwache ich am nächsten Morgen und taumele, umgeben von einer eigentümlichen Duftwolke, in Monte Carlo aus dem Zug. Immerhin sind zwei elegant gekleidete Herren, die sich unentwegt gegenseitig die Hemdkragen zurechtzupfen, so freundlich und begleiten mich in die Innenstadt. In einem Café, in dem sich auch die Kellner die Hemdkragen zupfen, darüber hinaus aber vorzüglichen Kaffee servieren, verbringe ich den Vormittag. Ich fühle mich zerschlagen, unsäglich müde. Ich möchte plötzlich nicht mehr die Jachten im Hafen sehen, nicht den Königspalast, und sollte Prinzessin Caroline im nächsten Augenblick, nur mit einem Schal um den Hals bekleidet, um die Ecke biegen – ich würde meinen Kopf nicht vom Croissant nehmen, auf das er zu sinken droht.

Ich diagnostiziere an mir eine neue Art der Interrail-Entkräftung. Mit gebeugtem Gang begebe ich mich zurück zum Bahnhof und genieße statt Hafenpanorama im nächsten zu erreichenden Zug die Ereignislosigkeit der ersten Klasse. Über Mailand fahre ich nach Como, wo ich mich bei Spaziergängen durch die Altstadt erhole. Am folgenden Tag geht es durch die Schweizer Bergwelt nach Zürich, dann nach Deutschland. Schon vor meiner Ankunft frage ich mich, was das eigentlich für eine Reise war. Ich denke an meine Erschöpfung in Monaco, das Rummhängen in Irún, das Schließfach in Brüssel. Und dann habe ich die schönen Bilder vor Augen, die bereits alles andere zu überlagern beginnen: wie ich am Atlantik Muscheln aß, einen Tag später schon in Barcelona den Fuß ins Mittelmeer hielt und heute zum Befremden der Schweizer bei 25 Grad in der Zürcher Marktgasse köstliches Käsefondue aß. Vielleicht war das nicht die Reise, von der ich meinen Enkelkindern erzählen werde. Aber vielleicht fahren wir ja auch einfach noch einmal alle zusammen.



Rios Seele

Es ist Samstagmittag, die Sonne scheint, Kananda Soares sitzt auf der Terrasse ihres Hauses und beendet das späte Frühstück mit einem Glas Guavensaft. Sie hat die schwarze Lockenmähne hochgesteckt, zupft ihr Sommerkleid zurecht und sagt: »Ich bin an furchtbaren Orten gewesen. Du machst dir keine Vorstellung. Wirklich üble Spelunken. Und drum herum der ganze Drogenhandel. Das Viertel war ein gefährliches Pflaster.« Und mit nostalgischem Nachdruck fügt sie hinzu: »Ich habe es verehrt.« Kananda Soares lebt in Santa Teresa, einem zentralen, hoch auf den Hügeln gelegenen Stadtteil von Rio de Janeiro. Doch sie spricht von einem anderen Viertel, von Lapa, das unter Santa Teresa liegt, noch näher am alten Herzen der Stadt.

Als Soares 16 Jahre alt war, ging sie ganz klassisch vor: Zur Schlafenszeit stopfte sie irgendwas Langes, Würstiges unter ihre Bettdecke und sprang dann aus dem Fenster des Elternhauses in Rio-Nord, um sich die Nächte in Lapa um die Ohren zu schlagen; das war damals eine der verrufensten Ecken der Stadt. Jetzt ist sie 29 und geht nur noch gelegentlich aus. Sie hat ein Kind, in Kürze zwei und begeistert sich für ihre neue Heimat Santa Teresa. »Dies ist das Viertel der alten Boheme«, sagt sie. »Es leben noch immer viele Künstler hier. Zugleich sind wir von Favelas umgeben. Das gibt eine besondere Mischung.«

Soares macht Mode: Favela Hype verbindet Schabiges mit Schickem

Soares profitiert davon, auch für ihre Arbeit. Vor acht Jahren machte sie einen Laden mit Second-handklamotten auf, dann kamen immer mehr selbst entworfene Stücke dazu. Mittlerweile lebt sie von ihrer eigenen Marke Favela Hype, die schon im Namen das Schabige mit dem Schicken verbindet. Hinter dem rosa gestrichenen Garagentor ihres grau verputzten Art-déco-Hauses liegt ein Showroom. Der wird allerdings nur noch gelegentlich aufgesperrt. Mittlerweile verkauft Soares die meisten ihrer bunten, aus verschiedenen Stilen gesampelten Kleidungsstücke in einem Einkaufszentrum zwischen Copacabana und Ipanema – unten am Meer, weit weg vom Flair auf dem Hügel.

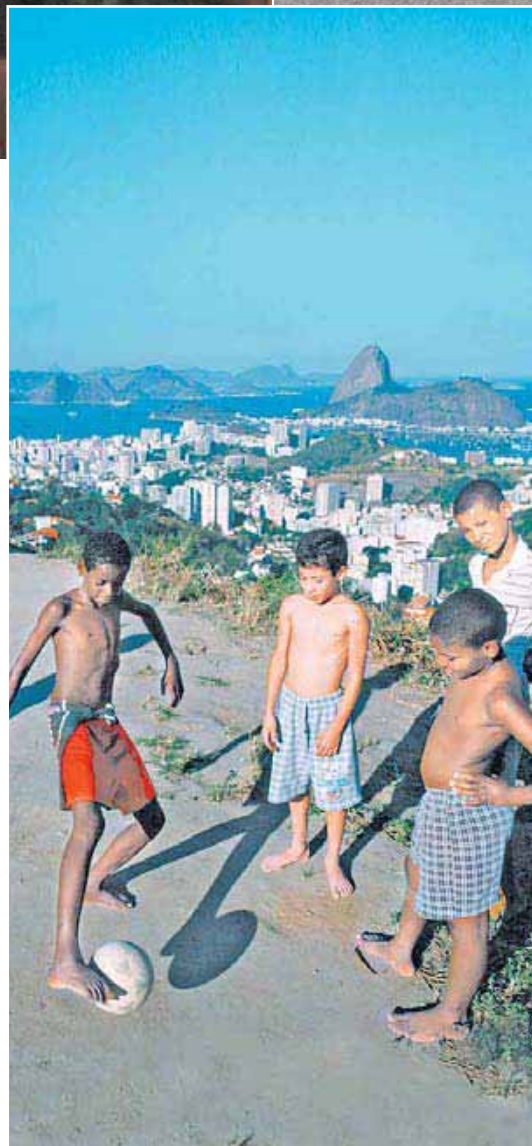
Noch immer gelten die Viertel mit Strandpromenade als Rios eigentliche Attraktion. Santa Teresa und Lapa sind älter. Ihre große Zeit hatten sie in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts. Später gerieten sie aus dem Blick, verfielen zum Teil. Santa Teresa hatte unter Erdrutschern zu leiden, Lapa unter Verbrechern. Doch seit Kurzem erleben beide Viertel ein neues Hoch – und ergänzen sich aufs Beste. Santa Teresa blüht am Tage auf, abends leeren sich die Straßen. Dann

wird Lapa erst richtig wach, als hätte es in den Stunden zuvor den Rausch der letzten Nacht ausgeschlafen.

Am Wochenende, gegen Mitternacht, sind Lapas Ausgehstraßen so voll von Menschen, als sei eben erst eine Generalevakuierung der anliegenden Clubs und Kneipen befohlen worden. Natürlich kann davon keine Rede sein. Die meisten sind zum Spaß unter freiem Himmel unterwegs und werden auf absehbare Zeit nirgendwo einkehren. Warum auch? Schwer vorstellbar, dass eins der Lokale hinter den kolonialen Fassaden mehr zu bieten hat als die offene Straße. Eine größere Getränkeauswahl vielleicht oder eine Band direkt vor Augen. Aber selbst in dieser Hinsicht lässt sich das Pflaster nicht lumpen. Zwischen den promenierenden, chillenden, groovenden, schwatzenden Leuten bahnen sich fliegende Caipirinha-Händler ihren Weg, deren Geschäft auf ein Tablett passt. Mit noch weniger Utensilien – zwei Schnapsgläsern, einer Flasche – kommen die Tequilaverkäufer aus. Etwas mehr Platz brauchen die Wägelchen mit aufmontierter Kühlbox, etwa die *pasarela de álcool*, an der man beim Vorüberziehen auch Caipifruta oder einen garantiert hochprozentigen Volcano bestellen kann. Wer etwas essen will, bekommt nicht nur Fleischspieße vom Dreiradgrill herübergereicht, er findet komplette Salatsbars.

Die belebtesten Straßen liegen rechts und links eines gewaltigen Viadukts, über das einst Wasser von Santa Teresa in die Innenstadt floss. Heute stößt man aus der Rua Joaquim Silva, in der mehr Reggae als Samba durch die offenen Kneipenfenster wummert, ans obere Ende des Viadukts. Von dort hat man einen fantastischen Blick hinab. Die knapp 300 Meter lange zweistöckige Bogenreihe der sogenannten Arcos da Lapa öffnet einen riesigen, sanft abfallenden Raum, der durchwuselt wird von Hunderten nachtaktiven Menschen. Erst am unteren Ende schieben sich ganz langsam gelbe Taxis durch die Avenida Mem de Sá.

Die Arcos da Lapa führen schon seit Ewigkeiten kein Wasser mehr. Tagsüber rattert Rios letzte Straßenbahnlinie, die Bonde, darüber hinweg. Ihre angejahrten Wagen sind offen. Unwillkürlich hält man sich fest, während man steil hinuntersieht auf die nun friedlichen Straßen von Lapa. Jenseits der Arcos geht es hoch nach Santa Teresa. Die Bonde zuckelt gemächlich quer durchs ganze Viertel, und wer nur aufs Trittbrett springt, ohne auf einer der alten Holzbänke Platz zu nehmen, muss, einem alten Brauch gemäß, nicht zahlen. Ansichten der knuffigen gelben Wagen hängen in fast allen Kneipen und in vielen Privathäusern. In dieser Bahn, die irgendwann überlebt hat und sich nicht unterkriegen lässt, sehen die Bewohner die Seele ihres Viertels verkörpert (auch wenn sie selbst lieber mit Bus oder Taxi in die City fahren).



Von Santa Teresa und den angrenzenden Favelas aus blickt man auf das Meer und den Zuckerhut. Wahrzeichen des Künstlerviertels ist **DIE BONDE**, Rios letzte Straßenbahnlinie. Am Fuße des Hügels liegen die Ausgehstraßen von Lapa



Die Stadt hat ihre alten Viertel wiederentdeckt: Santa Teresa blüht am Tag auf, Lapa erwacht nach Sonnenuntergang **VON MERTEN WORTHMANN**

In den letzten Jahren hat sich diese robuste, mitunter sentimentale und latent rebellische Seele aufgerappelt. Darauf wagte kaum jemand mehr zu hoffen, nachdem es 1995 in einer der angrenzenden Favelas zu schweren Schießereien zwischen rivalisierenden Drogenbanden gekommen war. Ganz Santa Teresa galt damals als Gefahrenzone. Doch einige Unbeirrt gründeten die Bürgerinitiative Viva Santa und veranstalteten, während noch die Angst umging, die Arte de Portas Abertas, Tage der offenen Tür, zu denen knapp zwanzig Künstler des Viertels ihre Ateliers aufmachten. So ließen sich zwar keine Dealer aus den Favelas vertreiben. Aber die Bürger fühlten, dass sie mehr verband als nur die Furcht vor Verbrechen. Seitdem findet das Kleinfestival jedes Jahr statt, inzwischen mit fast achtzig beteiligten Künstlern.

Das Viertel hat viel, wofür es sich einzutreten lohnt, nicht nur die wunderbare Aussicht auf das Meer und den Zuckerhut. Es steht voll mit postkolonialen Villen aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Damals zählte die kühle Brise auf dem Hügel noch mehr als unmittelbare Nähe zum Strand. Als sich das änderte und die Reichen weg-zogen, rückten Künstler nach, Hippies und Studenten. Darum stehen hier zwar pompöse Bauwerke vom Jagdschloss über die maurische Burg bis hin zum Renaissance-Palästchen. Aber die Stimmung ist ganz und gar unversnobt, eher existenzialistisch.

Manche der eifrigen Ortschronisten bescheinigen Santa Teresa voller Stolz »300 Jahre gesellschaftlichen Kampfes«. Das umfasst aufständische Tamoio-Indianer, entflohene Sklaven, untergetauchte Widerstandskämpfer gegen die Militärdiktatur, nostalgische Liebhaber der Bonde und alle anderen, die irgendwann ihr Gran zum sozialen Gewissen des Viertels beitrugen.

»Einen Zusammenhalt wie hier findest du sonst nirgends in Rio«, sagt Marcelo Dev während eines historischen Rundgangs, bei dem er ständig Bekannte grüßt. Dev, ein drahtiger Mulatte mit weißem Kraushaar, gehört zu den Anführern von Santa Teresas Mobilmachung und versucht nun, die Leute für nachhaltigen Tourismus zu erwärmen. Den Anfang machte vor wenigen Jahren die Gründung einer Bed-and-Breakfast-Vermittlung, der ersten in ganz Brasilien. Große Hotels will niemand im Viertel haben. Mittlerweile sind auch ein paar junge Leute aus der Nachbarschaft zu Führern ausgebildet worden. Aktuell im Angebot: ein Abstecher in die Favela Pereira. »Im Grunde gehören die Favelas rund um Santa Teresa zum Viertel«, sagt Dev beim Abstieg durch die illegale, steil in den Hang gebaute Siedlung. »Nur wenn wir die Favela-Bewohner einbeziehen, drängen wir den Drogenhandel zurück.«

Pereira ist schon clean. Und es gibt dort mehr zu besichtigen als Armut. Der Morrinho (das »Hü-

gelchen«), ein Flecken am Rande der Siedlung, hat sogar Karriere in der Kunstwelt gemacht. Es begann damit, dass sich die Kinder von hier aus Ziegelsteinen eine Puppenstuben-Favela bauten. Ein Hohlziegel stand für eine zweistöckige Baracke. Jugendliche bauten daran weiter. Immer mehr Gebäude, immer mehr Details kamen hinzu. Heute ist der Morrinho ein 300 Quadratmeter großes Abbild vom Leben und Sterben in den Favelas – Second Life, nicht nur für Arme. Mittlerweile rekonstruierten die Schöpfer ihre eigene Rekonstruktion für internationale Ausstellungsprojekte – zum Beispiel die diesjährige Biennale in Venedig. Vielleicht wird der Morrinho nach der Bonde zum zweiten Wahrzeichen von Santa Teresa.

In den Clubs singen die Leute zum sanften, melancholischen Sound

Am Abend knallt der harte Beat aus den Favelas, Hip-Hop-artiger Funk, mitten in Lapa. Nur ausnahmsweise allerdings, denn in der alternativen Konzerthalle Circo Voador direkt unter den Arcos findet gerade die Favela Festa 2007 statt, ein Festival rund um die Kultur aus den Armenvierteln. Ansonsten klingt Lapa viel sanfter. Samba da raiz und Choro heißen die Spielarten populärer brasilianischer Musik, die schon die erste Blütezeit des Viertels begleiteten und heute – noch ein Revival – enthusiastisch wiederentdeckt werden. In den renovierten Clubs von damals singen die jungen Leute zum sanften, oft melancholisch gefärbten Sound, als erinnerten sie sich noch an die goldenen dreißiger Jahre. »Die Leute haben genug vom Einheitsbrei aus den USA, der an der Copacabana läuft«, sagt Plínio Fróes, während hinter ihm eine achtköpfige Frauenband Chorklassiker anstimmt. »Wir Brasilianer besinnen uns gerade auf unsere eigene Kultur.«

Fróes führt das Rio Szenarium, einen enormen dreistöckigen Club, der über und über mit Antiquitäten vollgestellt ist, von der Sänfte und dem Zahnarztstuhl über Sklavenketten und ein Mühlrad bis hin zu Betten und Chorgestühl. Der Mittfüngler mit dem gestutzten grauen Bart ist einer der Männer, denen Lapa seinen Aufschwung verdankt. In seinem Vorleben als Altmöbelhändler begann er mit Kollegen aus derselben Straße, gegen den drohenden Abriss des Viertels Flohmärkte mit Musikprogramm zu organisieren. So kamen Lapas verborgene Reize wieder ans Licht, und immer mehr Menschen wollten sie sehen. »Auf den Straßen triffst du die Favela-Kids genauso wie die Reichen aus Leblon, Rasta-Hippies genauso wie die Patrizinhas, Rios versnobte Girlies – und alle kommen irgendwie miteinander aus«, sagt Fróes. Und als wollte er beweisen, dass auch im Clubbesitzer aus Lapa der gute Geist aus Santa Teresa steckt, schiebt er mit einem Lächeln hinterher: »Ist das nicht ein gutes Vorbild für das Leben anderswo?«

Information

ANREISE: Varig (www.varig.de) und Air France (www.airfrance.com) fliegen täglich ab Frankfurt am Main über São Paulo beziehungsweise Paris nach Rio de Janeiro

UNTERKUNFT: Cama e Café, Rua Paschoal Carlos Magno 5, Tel. 0055-21/22 21 76 35, www.camaecafe.com. Santa Teresas Bed-&-Breakfast-Agentur vermittelt Zimmer in etwa 50 Häusern des Viertels. Gäste und Vermieter werden meist

sensibel aufeinander abgestimmt. DZ zwischen 90 und 180 brasilianischen Real, circa 34 bis 68 Euro Casa Áurea, Rua Áurea 80, Tel. 0055-21/22 42 58 30, www.casaurea.com.br. Die schlichte Pension hat einen wunderbaren Innenhof zum Essen, Ausspannen oder Kickern. Der Besitzer Cornelius Rohr ist deutschstämmig, sein Haus gehört zu den ältesten in Santa Teresa. DZ ab 110 Real, rund 42 Euro

Mama Ruísa, Rua Santa Cristina 132, Tel. 0055-21/22 42 12 81, www.mamaruissa.com, ist das luxuriöseste der Handvoll Minihotels in Santa Teresa und wird von einem Franzosen geführt. DZ ab 220 Euro

ESSEN UND AUSGEHEN: Rio Scenarium, Rua do Lavradio 20, Centro Antigo, www.rioscenarium.com.br. Drei Stockwerke voller Antiquitäten, dazwischen gibt es Restaurant- und Barbetrieb, vor allem

aber tägliche Auftritte brasilianischer Bands. Am Wochenende muss man Schlange stehen Carioca de Gema, Avenida Mem de Sá 79, www.barcariocadagama.com.br. Kleinerer Live-musik-Club in Lapa. Hier treten die alten und neuen Stars des aktuellen Retro-Trends vor einer Minitanzfläche auf

Nova Capela, Avenida Mem de Sá 96. Ein Restaurant, das noch aus Lapas Anfangszeiten überlebt hat.

Portugiesische Küche und argentinische Steaks bis spät in die Nacht

Aprazível, Rua Aprazível 62, www.aprazivel.com.br. Kreative brasilianische Küche in einem zauberhaften Hanggarten mit Weitblick. In der Nähe von Santa Teresas Mini-Neuschwanstein, dem Castelo do Valentim

AUSKUNFT: Fremdenverkehrsamt Brasilien, Tel. 069/97 50 32 51, www.embratur.gov.br

Lesezeichen

An Bord lotst der Holländer Iwein Maassen seine Leser und zeigt, wie facettenreich und faszinierend Schiffstourismus sein kann. Nach kurzem Abtauchen in die Geschichte der Kreuzfahrt stellt der Autor und Fotograf legendäre Schiffe wie die *Sea Cloud* oder die *Queen Elizabeth 2* vor und informiert, welche Alternativen es zu Luxuspassagen oder zum Spaßurlaub im schwimmenden Feriendorf gibt: Kreuzfahrten auf Jachten, Windjamern, Expeditionsschiffen, Frachtern und Flussschiffen. Er beschreibt beliebte Routen wie die Fahrt über den Atlantik, steuert faszinierende Häfen wie Barcelona oder St. Petersburg an, präsentiert Naturreisen in die Antarktis oder zu den Galapagosinseln und lässt die Ufer von Nil, Rhein und Jangtse vorüberziehen. Reisetipps, Übersichtskarten und ein erklärender Teil zu nautischen Begriffen und Signalflaggen beschließen den gut gegliederten Bildband.

Iwein Maassen: »An Bord! Die interessantesten Kreuzfahrten der Welt«. Aus dem Englischen von Walter Spiegl; F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung, München 2007; 256 S., 39,90 €

Der Rhein reizt wieder die Wanderer. Mit einem Weg, auf dem die Natur Priorität hat. Der Rheinsteinig, im Jahr 2005 eröffnet, meidet den Asphalt, schlängelt sich durch Weinberge und hangelt sich über Felsenpfade, gern auch mit alpin angehauchtem Charakter. Es geht ständig rauf und runter, aber vielleicht gerade deswegen ist der junge Rheinsteinig auf bestem Wege, ein Klassiker zu werden. Zwei handliche Führer beschreiben ihn: Tassilo Wengel ist von Wiesbaden nach Bonn gelaufen, Manfred Böckling, der peniblere Routenprotokollant, den umgekehrten Weg. Er fügt noch etliche Varianten, vor allem auf dem Rheinburgenweg, hinzu. Beide erwähnen, mehr lässt das schmale Seitenbudget nicht zu, knapp Besonderes am Wege, verzichten aber leider auf einen Kommentar zu den Lokalen entlang der Strecke.

Tassilo Wengel: »Rheinsteinig. 24 Tagesetappen von Wiesbaden nach Bonn«. Bruckmann Verlag, München 2007; 144 S., 11,90 €

Manfred Böckling: »Wandern auf dem Rheinsteinig und dem Rheinburgenweg«. DuMont Reiseverlag, Ostfildern 2007; 180 S., 12,— €

Kampen, Buhne 16, Freikörperrevier. Das ist der Strandabschnitt, an dem Romy Schneider zu ihrem Leidwesen pro Welle »einen nackten Arsch« hängen sah. Und »heute hängen in jeder Welle zwei«, bemerkt die Journalistin Antje Joel in ihren *Sylt Stories*. Beschwingt und sanft ironisch erzählt sie von ihren Erinnerungen an den Jahrhundertssommer 2003, als sie eigentlich nur den Alltag der Rettungsschwimmer Markus Werner und Manfred Winkler beobachten wollte, doch schließlich das Porträt einer ganzen Insel schrieb. Vom Rettungsturm herab sichtet sie gebräunte »Muskel Landschaften«, belauert das Auftauchen der Schweinswale aus dem Glitzern des Meeres oder flaniert unter den prüfenden Blicken weiblicher Sommergäste durch Westerlands Fußgängerzone. Auch die Schattenseiten der Sonneninsel leuchtet die Autorin aus: Behutsam nähert sie sich der ausgemergelten Greisin, die ihre Habe auf einem klapprigen Fahrrad durch die Gegend schiebt. Der Fotograf Robert Lebeck steuerte Aufnahmen von den Nackten und Schönen aus den 1960er und

1990er Jahren bei, wodurch sich Joels nachdenklich-unterhaltsame Milieustudie zu einem äußerst ansehnlichen Sittengemälde rundet.

Antje Joel: »Sylt Stories«. Mit Fotografien von Robert Lebeck. Murmann Verlag, Hamburg 2007; 138 S., 22,— €

Schmetterlinge auf Teneriffa bestaunen; die »Pflanzengesellschaft des Lorbeerwaldes« auf La Gomera kennenlernen; die Spuren der Rieseneidechsen auf Gran Canaria verfolgen und beobachten, wie sie die Blätter des Dornlattichs abfressen; den Kanarengirlitz, den »Ahnern aller Kanarienvögel«, beim Balzflug belauschen oder studieren, wie Flechten in den Feuerbergen Fuerteventuras die jungen Lavafelder erobern. Manfred Rogner garantiert unternehmungslustigen Naturfreunden, dass sie die Kanarischen Inseln »ebenso begeistert verlassen wie einst Alexander von Humboldt«. Und sein Naturreiseführer beweist, dass er keine leeren Versprechungen macht.

Manfred Rogner: »Kanarische Inseln. Naturreiseführer«. Natur und Tier - Verlag, Münster 2007; 320 S., 22,80 €

33 Grad, flatternde Haare im Wind, eine kühle Brise im Gesicht: Andrea Thiele beginnt ihre Reisereportage über die Toskana auf dem Motorroller – mit einem gewissen Giulio vorneweg und ohne Helm. Ein Jahr lang hat sie sich in den Süden verzogen, um zwischen Zypressen und Chianti ihr Arkadien zu suchen. Natürlich ist auch dort nicht alles eitel Sonnenschein, wie der chronologisch erzählte Band in der Herder-Reihe »Reise in den Alltag« zeigt. Im November liegt Raureif auf den Hügeln, der Terrakottaboden in der Wohnung wird lausig kalt, und den Italienern fehlt ein Synonym für »Heimweh«. »Wie sollen wir uns da je verstehen?«, fragt die Autorin. Im April irritieren sie die »frühlingsbetörten« Männer mit ihrem Balzgehabe. Trotz dieser Einschränkungen bringt sie die Alltagserlebnisse in gefälligem Plauderton, zwischen leiser Ironie und bisweilen ziemlichem Kitsch changierend, zu Papier. Insgesamt viele Klischees, dennoch eine recht vergnügliche Lektüre.

Andrea Thiele: »Ein Jahr in der Toskana«. Reise in den Alltag. Herder Verlag, Freiburg im Breisgau 2007; 192 S. 12,80 €

REISE

www.zeit.de/reiseanzeigen



Die neuen Trampler

THEO HASLACH, 48, Bürgermeister von Oy-Mittelberg im Oberallgäu, erfand die Aktion »Nimm mich mit«: Autofahrer sollen Touristen, die ein Tuch schwenken, ein Stück mitnehmen

Herr Haslach, Ihre Gäste könnten doch einfach den Daumen ausstrecken?

Schon. Aber wir verwenden unser Tuch als ein besonderes Signal. Es soll den Einheimischen zeigen: Hier ist nicht der normale Anhalter unterwegs, sondern es sind Gäste. Oft ist es so – man macht eine Wanderung, kommt an den Rottach- oder an den Grüntensee, und dann sind die Wege vielleicht doch zu lang für die Kondition. Dann ist man froh, wenn man drei, vier Kilometer auf dem Heimweg mitgenommen wird. Und für die Einheimischen ist es ja auch eine Chance, mit den Touristen ins Gespräch zu kommen.

Tüchlein schwenken, das erinnert an Großmutterns Zeiten. Werden sich Ihre männlichen Gäste dabei nicht albern vorkommen?

Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht. Wichtig war mir, dass es positiv wirkt, der erste Eindruck ist ja oft entscheidend. Die gelb-orange Farbgebung signalisiert: Oy-Mittelberg, dort, wo die Sonne länger lacht – ein Slogan unseres Ortes. Das Tuch ist 40 mal 40 Zentimeter groß, 100 Prozent Baumwolle und trägt unser Logo. Es ist zugleich auch ein Souvenir, eine Erinnerung an den Urlaub. Vielseitig einsetzbar außerdem: Man kann sich den Schweiß von der Stirn wischen, es als Kopftuch hernehmen oder sogar als Taschentuch.

Warum machen Sie sich überhaupt für Reisen per Anhalter stark?

Unsere Gemeinde im Oberallgäu erstreckt sich über 60 Quadratkilometer, aber wir haben kaum öffentliche Verkehrsmittel; und das bei 30 000 Gästen im Jahr. Wir hatten mal ein sogenanntes Oy-Mobil, das die Bürger auf Anruf durch die acht Ortsteile gefahren hat. Leider waren die Kosten dafür zu hoch. Das Tuch ist ein neuer Versuch, die öffentliche Mobilität zu verbessern. Wir verkaufen es für einen Euro im Büro der Kurverwaltung, über die Regionalbahn und die insgesamt rund 350 Zimmervermieter im Ort.

Und wie sind Sie auf die Idee gekommen?

Durch die ganzen schwarz-rot-goldenen Fähnchen an den Autos vergangenes Jahr während der Fußballweltmeisterschaft. Wir haben einen Vermieter-Stammtisch, da saßen wir beieinander und haben die Sache beschlossen. Vorgestellt haben wir das Tuch dann beim diesjährigen Gemeindefest am 20. Mai. Die Reaktionen der Bürger waren unterschiedlich: mal neugierig, mal überrascht, aber immer positiv.

Heißt das auch, es ist noch kein Gast am Straßenrand stehen gelassen worden?

Soweit ich weiß, noch keiner. Sollte es passieren, dann müssten wir bei den Einheimischen um noch mehr Verständnis für die Aktion werben. Es ist niemand verpflichtet anzuhalten, dazu eingeladen sind alle.

Wie muss man sich das eigentlich vorstellen: Wird jetzt alle paar Meter mit einem Tüchlein gewinkt?

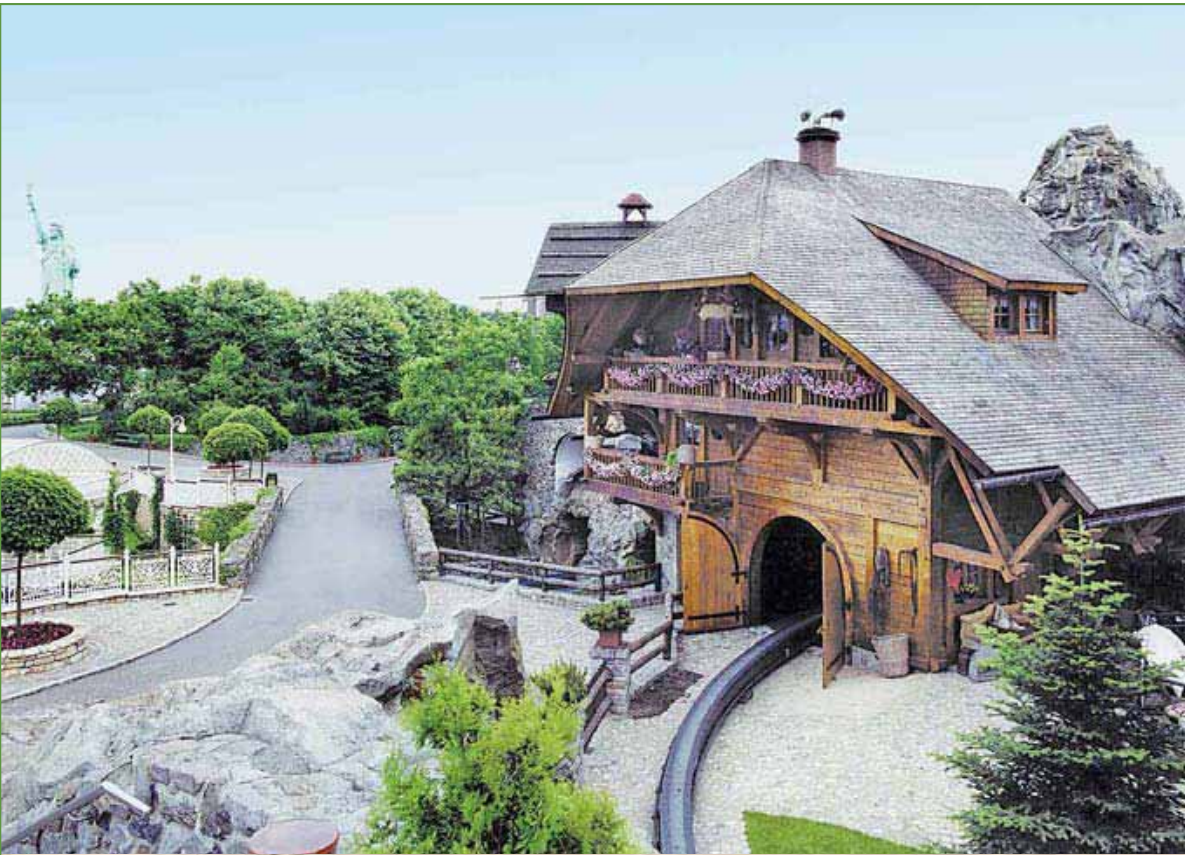
Wir hätten gern, dass mehr gewinkt wird. 5000 Tücher haben wir produziert, 1000 wurden bisher verkauft. Bei der Bahn, den Vermietern und der Kurverwaltung liegen weitere 1000. Den Vermietern müssen wir deutlicher machen: Das ist unsere Aktion, das ist unser »Grüß Gott« an die Gäste. Wenn sie das Tuch den Gästen als Willkommensgeschenk geben, ist die Idee hundertprozentig umgesetzt.

Was ist Ihre persönliche Empfehlung:

Wohin sollte man sich mitnehmen lassen?

Wir haben die zwei Stauseen, den Rottach- und Grüntensee, die sind so in die Natur eingebettet, als ob sie schon immer dagewesen wären; am Grüntensee haben wir einen Kletterwald, wo man sich an Seilen von Baum zu Baum hangeln kann, außerdem viele Wanderwege. Dann gibt es noch zwei Naturseen, den Schwarzenberger und den Sticher Weiher. Je nachdem, was man machen will, stellt man sich an den Straßenrand – und winkt kräftig mit dem Tuch.

INTERVIEW: HEIDE FUHLJAHN



MAGNET Himmel und Hölle

Ein heimeliges Schwarzwaldhaus, blumenumkränzte Balkons, sauber gefegte Straßen – gefangen in der deutschen Provinz? Nein, von fern winkt Miss Liberty, es besteht Hoffnung auf Erlösung. Die junge Familie vor der traurigen Bretterhütte dagegen hat ihre besten Zeiten bereits hinter sich: Paradies perdu. **Hotel California** heißt eine Ausstellung im Kölner Wallraf-Richartz-Museum, die beweisen will, dass sich neue Fotokunst und Alte Meister durchaus vertragen – vorausgesetzt, die Thematik stimmt. Für die eigenwillige Schau mit dem Titel des berühmten Eagles-Songs wurden frühbarocke und spätmittelalterliche Werke mit Fotografien von Desiree Dolron und Thomas Wrede paarweise verbunden. Im Dialog mit biblischen Szenarien befindet sich etwa Wredes Fotozyklus »Magic Worlds«, entstanden in deutschen Freizeitparks außerhalb der Öffnungszeiten. Die Tristesse dieses verloren wirkenden modernen Edens (unser Bild: »Schwarzwaldhaus mit Freiheitsstatue«, Soltau/Lüneburger Heide, 1998) spiegelt den Kupferstich des Johann Sadeler (»Vertreibung aus dem Paradies«, um 1550–1600, nach Marten de Vos) überraschend perfekt. **B.W.**

7. September bis 18. November, Di 10–20, Mi–Fr 10–18, Sa/So 11–18 Uhr (ab 1. Oktober geänderte Öffnungszeiten), Eintritt 6,50 Euro. Wallraf-Richartz-Museum, Obenmarspforten, 50667 Köln, Tel. 0221/22 12 11 19, www.museenkoeln.de/wallraf



Fotos (Ausschnitte): Schloss Elmau

Neu ist das **BADEHAUS**. Der Pool ist ganzjährig beheizt, die Aussicht fantastisch. Bei der Einrichtung des Hotels standen die asiatischen Aman-Resorts Pate



HOTELTEST

Wasabi-Gurken-Eis am Gemeinschaftstisch

Das traditionsreiche Schloss Elmau wurde als Luxushotel wiedereröffnet. Stammgäste vermissen allenfalls die Quadrille

Er wollte ein anderes Licht. Nicht mehr protestantisch-fahl sollte es sein, sondern katholisch-warm wollte es Dietmar Müller-Elmau. Die Erleuchtung kam aus Italien: Jetzt strahlt katholisch-warmes Licht aus paarweise angeordneten blattgoldbelegten Halbmonden. Die Designerlampen kennzeichnen – ob im Badehaus oder in der Bibliothek – das neue Schloss Elmau. Das alte war im August 2005 nach einem Brand zu zwei Dritteln vernichtet worden. Im Ersten Weltkrieg als Urlaubshaus eher anthroposophisch gesinnter Tanz- und Naturfreunde gegründet, diente Elmau lange Jahre als Zufluchtsort des deutschen Bildungsbürgertums. Seit Juli ist das Schloss wieder eröffnet. Es trägt das Prädikat »Fünf Sterne Superior« und gehört zu den Leading Hotels of the World. Ausgerechnet im Zimmer des ehemaligen Hoteldirektors und Wählers der alten Werte war das Feuer ausgebrochen. Dem Neffen und seit 1997 alleinigem Geschäftsführer machte es den Weg frei für seine gar nicht mehr so bescheiden-protestantischen Vorstellungen. Deutsche Innerlichkeit raus, Weltläufigkeit rein. International, mehrdimensional, hybrid, so definiert Dietmar Müller-Elmau sein Haus. Schon der Name ist programmatisch: The Elmau Schloss Experience heißt das wiedererstandene Hotel hinter Garmisch-Partenkirchen, und im Untertitel »Cultural Hideaway & Luxury Spas«. Dietmar Müller-Elmau möchte die Welt zu Gast haben. Dass ein amerikanischer Familienvater beim Abendessen seine liebe Not hat, Wasser zu bekommen, ganz normales Wasser, das weder sprudelt noch etwas kostet, ahnt der polyglotte Hausherr vielleicht gar nicht. Auf den ersten Blick sieht das Schloss mit seinem charakteristischen Turm, den Lärchenschindeln außen, den Solnhofener Platten innen, fast genauso aus wie zu Großvater Müllers Zeiten. Die Säulen im Foyer, die langen Flure, der Konzertsaal – respektvoll wie ein klösterliches Schullandheim. Doch durch die Räume ist heftig der Lifestyle gefegt. Die neuen Zimmer wurden zu Gemächern. Die Einrichtung, bei der

die luxuriösen Aman-Resorts Pate standen, tendiert eher eindimensional in Richtung Asien: in der Form schnörkellos elegant und manchmal etwas grobklotzig – die ausladenden Sofas, die opulenten Chaiselongues. Zum Wohlfühlen schön sind die Materialien: Stoffe aus Indien, Teak aus Indonesien, geölte Eiche der Boden, amerikanische Kirsche das 2-Meter-mal-2,10-Meter-Bett. Der Hausherr ließ den Fenstern mehr Platz nach unten, um die Sicht freizugeben auf die Landschaft. In manchen Suiten geht der Blick direkt vom Schaumbad in den oberbayerischen Wald: Das Ambiente ist gekonnt – doch gottgegeben. Das Paradies muss Schloss Elmau für die Zielgruppe »betuchte Eltern plus kostbarer Nachwuchs« sein. Nicht nur weil der bis zum Alter von zwölf in diesem Jahr kostenlos im Zimmer der Eltern wohnen darf, sondern weil die Kinder in der Zeit der großen Ferien im zweckentfremdeten Literaturhaus gemeinsam essen und aus bunten Bechern trinken können, weil sie bei speziellen Themenwochen besonders betreut gebildet werden, weil sie beim Programm »Abenteuerferien« spielerisch lernen. Dietmar Müller-Elmau setzt wie gehabt auf anspruchsvolles Kinderprogramm. Und er setzt Maßstäbe für Kinderfreundlichkeit im Luxussegment: Welches Hotel hat schon speziell für Familien ein Spa mit Schwimmbad, Dampfbad, Sauna und allem Drum und Dran? Kinderfrei ist dagegen das brandneue Badehaus. In dem von Lärchenschindeln ummantelten Gebäude, das unterirdisch mit dem Schloss verbunden ist, sieht man viele bunte Bademäntel, orange, blau, rot. Nichts soll an eine Reha erinnern. Ob Beauty Treatment oder Upanaha Svedana, in alle Behandlungszimmer flutet Tageslicht und strömt frische Bergluft. Weil es, gottlob, weder hier noch im Schloss eine Klimaanlage gibt. Die Krönung des Badehauses ist der Pool unter freiem Himmel, in dem man wie direkt neben der Wettersteinwand zu planschen scheint. Selbst im Sommer ist das Wasser auf 30 Grad temperiert, fürs ernsthafte Schwimmen ein wenig zu warm. Aber es gibt ja noch

ein Becken auf grüner Wiese und zum Abkühlen den saukalten Ferchenbach. Dort unten ist es so sommerferiens schön, dass nicht einmal der Name Natural Spa grantig macht. Der Konzertsaal heißt noch immer Konzertsaal. Hier spielte gerade Jan Garbarek Saxofon, hier singt im Oktober Mayra Andrade. Fast jeden Abend gibt es ein hochkarätiges Kulturprogramm, kostenlos für Hausgäste, ein Markenzeichen des Schlosses. Bei der Literaturwoche lesen Genazino, Grünbein, Widmer. Gestrichen ist jedoch die legendäre Quadrille, stattdessen steht jeden Mittwoch Swing auf dem Unterhaltungsplan. Für Stammgäste ein Minus. Konzert als Gratisnachtisch, während die Kinder betretet am Lagerfeuer Stockbrot grillen, da rechnen sich 200 Euro pro Tag und Person. Halbpension eingeschlossen. Gegen Aufpreis verspricht die Speisekarte für das Gourmetrestaurant Wintergarten Bemerkenswertes, denn Küchenchef Michael Hüskens kocht hybrid: Jakobsmuscheln auf Currylinsen und Vanille, Steinbutt geräuchert in grünem Tee, Thunfisch-Thai-Mango-Lasagne auf Wasabi-Gurken-Eis. Der Halbpensionshausgast muss sich aber nicht fürchten, das abendliche Buffet im Speisesaal hält sich im Rahmen. Der Speisesaal ist ein Hort der Tradition, zwar nicht, was bayerische Küche betrifft, doch Elmauscher Gesinnung: Es gibt sie noch – Gemeinschaftstische wie schon bei Johannes Müller selig. Doch so einfach findet der paarweise antretende Kurzurlauber dort nicht Platz. So neigt er mangels neuer Tischbekanntschaften und eingedenk der Fünf Sterne Superior zur Mäkelei: Beleg unterschreiben nach jedem 0,1-l-Glas, der Tafelspitz zum Hauptgang so hauchdünn gehobelt, als sei's Carpaccio. Schimmert da etwa protestantische Sparsamkeit durchs katholische Licht?

MONIKA PUTSCHÖGL

Schloss Elmau, 82493 Elmau, Tel. 08823/180, www.schloss-elmau.de. Die Preise variieren nach Aufenthaltsdauer und Zimmergröße, EZ ab 143 Euro, DZ ab 167 Euro pro Person mit Halbpension



Foto [M]: Andrej Zelek für DIE ZEIT

Meines kann schon mehr!

Englisch für Babys, Ökonomie für Vierjährige. Wenn Eltern dem Frühförderwahn verfallen **VON JEANNETTE OTTO**

Abdullah, Noah und Fiona lernen heute, was Kommunikation ist. Sie sind vier und fünf Jahre alt, und am Ende ihres zweistündigen Unterrichts werden sie das schwierige Wort so oft gehört haben, dass es sich irgendwo in ihrer Großhirnrinde eingenistet hat. Das jedenfalls hoffen ihre Eltern, die sie jede Woche zur privaten Vorschule Fastrackkids in Berlin-Steglitz schicken. Selbst wenn ihre Kinder das Wort kaum aussprechen können, irgendwann wird es ihnen zugutekommen, davon schon so früh gehört zu haben – daran glauben sie fest.

Neun Kinder zwischen drei und sechs sitzen an einem Sommernachmittag in den Räumen einer Berliner Jugendstilvilla und absolvieren ein Lernprogramm, das »ein Leben lang für Vorsprung sorgen wird«, so versprechen es die Veranstalter. Nach der zweimonatigen Kurseinheit Kommunikation sollte sich der Wortschatz der Kinder um die Begriffe Zeitstrahl, Hieroglyphen und Symbol erweitert haben. In weiteren Lerneinheiten der insgesamt zweijährigen Vorschule geht es um Mathematik, Literatur, Astronomie, Biologie, aber auch um Rhetorik und Ökonomie sowie »Ziele und Lebensstrategien«.

Eltern wollen die Architekten der Kindergehirne sein

Alle Eltern, die ihre Kinder in diese Vorschule nach amerikanischem Vorbild bringen, vereint die Kritik an den öffentlichen Einrichtungen, an den Kindergärten und ihren Erziehern, die »von Synapsenvernetzung noch nie etwas gehört haben!«. Es vereint sie die Angst, die wichtigste Zeit in der Gehirnentwicklung ihres Kindes ungenutzt verstreichen zu lassen. Die Jahre vor der Schule sind es doch, in denen Kinder Wissen wie Schwämme aufsaugen und nicht genug vom Lernen bekommen können. Obwohl diese Annahmen sich bisher mit keiner wissenschaftlichen Studie erhärten ließen und niemand sicher weiß, ob es etwas bringt, Kinder in den ersten Lebensjahren mit beliebigem Lernstoff vollzustopfen, hängen die durch Pisa aufgeschreckten Eltern an den Lippen selbst ernannter Neurolingualisten und glauben ihnen jedes Wort, das sie über die geistigen Kapazitäten ihrer Kinder verlieren.

Umso leichter konnte sich in den letzten Jahren ein privater Bildungsmarkt in Deutschland etablieren, der Eltern genau das anzubieten scheint, was Kindergärten, Vor- und Grundschulen in ihren Augen vermissen lassen. Franchiseprogramme wie Fastrackkids, das bereits in 34 Ländern vertreten ist, passen sich gut ein in eine größer werdende Zahl von privaten Sprachschulen mit Namen wie Lollipop, Little English House oder Abrakadabra, die Eltern vor allem mit Frühförderangeboten für ihre Kinder locken. Es funktioniert, die selbst ernannten Bildungseinrichtungen haben enormen Zulauf.

Die Helen-Doron-Sprachzentren etwa, die das sogenannte Early English bereits für drei Monate alte Babys anbieten. In Deutschland zählen 23 000 Kinder zu ihren Schülern, und die Zahl verdoppelt sich jedes Jahr, sagt Richard Powell, Deutschlandkoordinator der Sprachzentren. Und so treffen sich die ehrgeizigen Mütter zu teuren Kursen – reden von den neuesten Erkenntnissen der Hirnforschung, von Synapsenvernetzung, absterbenden Gehirnzellen, von Zeitfenstern, die sich noch vor Schulbeginn wieder schließen, davon, dass ihre Kinder auch besser in Mathematik sein werden, wenn sie möglichst früh Englisch sprechen.

In der amerikanischen Originalphilosophie von Fastrackkids spricht man bereits von *tomorrow's leaders*, den Führern von morgen, die in der Vorschule heranwachsen werden. Man habe das entsprechend vorsichtig übersetzt und abgemildert, sagt Angelika Mensler-Bielka, gelernte Heilpraktikerin und Chefin der ersten deutschen Niederlassung in Berlin. Man wisse, dass deutsche Eltern mit derartigen Projektionen auf ihre Kinder noch Probleme hätten. Aber im Zuge der »Synapsenpflege« ist den meisten Eltern jedes Mittel recht. Sie transportieren die Kleinen von der Spielgruppe zum Turnen, Reiten, Klavierunterricht, zum Frühenglisch und in die private Vorschule, sonnen sich in der Beschreibung des eigenen materiellen Verzichts und haben stets Augen und Ohren geöffnet, um nicht die kleinste Chance für die vermeintliche Frühförderung ihrer Kinder ungenutzt verstreichen zu lassen.

»Die Vorstellung vieler Eltern, die Architekten der Kindergehirne zu sein, ist der reinste Wahnsinn«, sagt die Lernforscherin Elsbeth Stern von der ETH Zürich. »Wir müssen uns von der Annahme lösen, dass kindliche Gehirne mit beliebigen geistigen Aktivitäten trainiert werden können.« Gerade im Bereich der Intelligenz dürfe man die genetischen Grundlagen nicht verkennen. Stern fordert eine staatlich geregelte vorschulische Bildung für alle Kinder ab vier Jahren, hält aber nichts von Angeboten, deren Effekte höchst umstritten sind und die sich nur gewisse Kreise leisten können. »Ich nörgle nicht an sinnvoller Frühförderung herum.« Ein vorbereitendes Lernen für die Schule unterstützt Stern. »Wenn Vierjährige im Kindergarten singen und reimen, dann fördert das später das Lesenlernen. Und wer mit fünf Jahren lesen und schreiben lernen will, dem sollte man das nicht verweigern.« Stern plädiert für ein »Bildungsrecht für Kinder ab vier Jahren«, was aber auch eine »Bildungspflicht vonseiten der Eltern« bedeuten würde. Ihre Forderung nach einer vorschulischen Bildung für alle deckt sich aber keineswegs mit dem Frühförderwahn, den manche Eltern praktizieren. Ein Kind, das Eltern habe, die mit ihm reden, ihm vorlesen, seine Neugier befriedigen, das im Kindergarten breit gefächerte Angebote erhalte, brauche »überhaupt keine Extras für seine geistige Entwicklung«.

Die Mütter singen englische Lieder, die Säuglinge schlafen oder weinen

Doch viele Eltern sind sich längst nicht mehr sicher, ob ihre Interaktion mit dem Kind wirklich ausreicht, um seine geistige Entwicklung optimal voranzutreiben. Oft sind es die eigenen schlechten Lernerfahrungen, die sie ihren Kindern nun ersparen wollen. »Mein Mann und ich haben viel zu spät eine Fremdsprache erlernt«, sagt Angelika Wiltafsky. Einmal in der Woche kommt sie mit ihrer Tochter Kim zum Early English nach Ahrensburg. Auch wenn Kim gerade dabei ist, die ersten deutschen Wörter zu erobern, glaubt die Mutter, die englischen Lieder und Begriffe würden sich einprägen, die Unterrichtsstunden sich auszahlen. »Man kann nicht früh genug anfangen. Wer nicht mit vier Jahren Tennis gespielt hat, kommt schließlich auch nicht in die ATP-Runde«, sagt Wiltafsky.

Die Kurse sind oft lange im Voraus ausgebucht. Schon Schwangere melden ihre Ungeborenen fürs Early English an. Zu den »Baby's Best Start«-Kursen werden bereits zwölf Wochen alte Säuglinge in ihren Autoschalen in den Unterrichtsraum getragen. Während die Mamis englische Lieder singen und sich

Bildkärtchen anschauen, liegen die Kleinen in ihren Wiegen oder in den Armen der Mütter – lächeln, weinen oder schlafen. 1600 Babys lernen auf diese Weise in Deutschland ihre erste Fremdsprache. Der Starterkurs ist auf 550 englischen Wörtern aufgebaut und wird damit beworben, dass auch die Mütter ihre Englischkenntnisse erweitern könnten.

Kim lernt an diesem Vormittag, wie verschiedene Vögel auf Englisch heißen – Amsel, Specht, Pelikan. Die meisten kennt sie nicht mal auf Deutsch. Die Lehrerin hält die bunten Bilder nicht länger als drei Sekunden hoch – alles im Sinne der kindlichen Gehirnentwicklung. Die sogenannten Flashcards sollen nur ganz kurze Reize erzeugen, dann kommt das nächste Lied, die nächste Lerneinheit. Und so hat es Kim in 45 Mi-

nuten Unterricht nicht nur mit schwierigen Vogelnamen, sondern auch mit Kochgeschirr und ungefähr sieben Liedern zu tun.

»Diese Methode ist völlig absurd«, sagt Henning Scheich, Lern- und Gedächtnisforscher vom Leibniz-Institut für Neurobiologie in Magdeburg. »Learning by Doing ist für kleine Kinder von größter Bedeutung. Sie brauchen dafür viel Zeit und das direkte Tun. Mit einer solchen Reizüberflutung sind Kinder völlig überfordert.«

Aber auch bei Fastrackkids in Berlin verspricht man sich die großen Lernfortschritte durch das »Intervalllernen«, auch »Zickzack-Verfahren« genannt. Weil die Berliner »Vorschulpädagogen«

ENGLISCH gehört für viele Dreijährige längst zum Pflichtprogramm

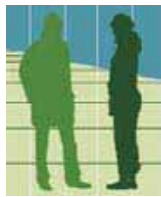
Fortsetzung auf Seite 74

DIESE WOCHE

Weichen stellen
Bildungsforscher Trautwein über die Gymnasialempfehlung
Tipps und Termine **SEITE 74**

Entscheidungsträger
Wie Studenten ihr Fach wählen **SEITE 75**

Hiergeblieben!
Brandenburg versucht, qualifizierte Frauen im Land zu halten
Beruf der Woche **SEITE 76**



Im Internet:
Experten-Chat
zum Studium der Chemie, Biologie und Geowissenschaften
Dienstag, 11. September, ab 16 Uhr

ZEIT Campus im Internet:
www.zeit.de/campus

Wo studieren?
Welche Hochschule in einem Fach führt, verrät das CHE-Hochschulranking
www.zeit.de/hochschulranking

SEITENHIEB

Ein Abi für alle!

Zentralabitur – populär und gerecht

Zwei Sinne braucht man, um ein bundesweites Zentralabitur zu befürworten: den für Gerechtigkeit und den für Politik.

Annette Schavan (CDU), die Bundesbildungsministerin, besitzt sie offenbar. Mit sicherem Instinkt rettete sie die Forderung nach einem Deutschland-Abi aus dem Sommerloch ins echte Leben, auch gegen den Widerstand von Kultusministern und Ministerpräsidenten aus der eigenen Partei. Drei Viertel der Deutschen, das zeigen Meinungsumfragen, unterstützen in dieser Frage den Kurs der Ministerin.

Im Unterschied zu vielen ihrer Länderkollegen hat die überzeugte Föderalistin eines begriffen: Die Bürger betrachten die Bildungshoheit der Länder mit Misstrauen; auf Dauer werden sie die nur dann dulden, wenn sich die Kultusminister auf deutschlandweite Qualitätsstandards für die Schulen einigen. Ein bundesweites Zentralabitur wäre ein sichtbares Signal in diese Richtung.

Auch von Gerechtigkeit hat die Bundesbildungsministerin mehr kapiert als viele ihrer Kritiker, die sonst gern die Ritter der Chancengleichheit geben. Die Abiturnote ist das Ticker zum Studium. Reicht es für die Wunschuniversität oder nur für eine Wald-und-Wiesen-Hochschule? Dass etwa in Hamburg die Hürden für eine gute Abi-Note niedriger liegen als in Stuttgart, das ist eine Gemeinheit, die nicht zur Gewohnheit werden darf.

THOMAS KERSTAN

Meines kann schon ...

Fortsetzung von Seite 73

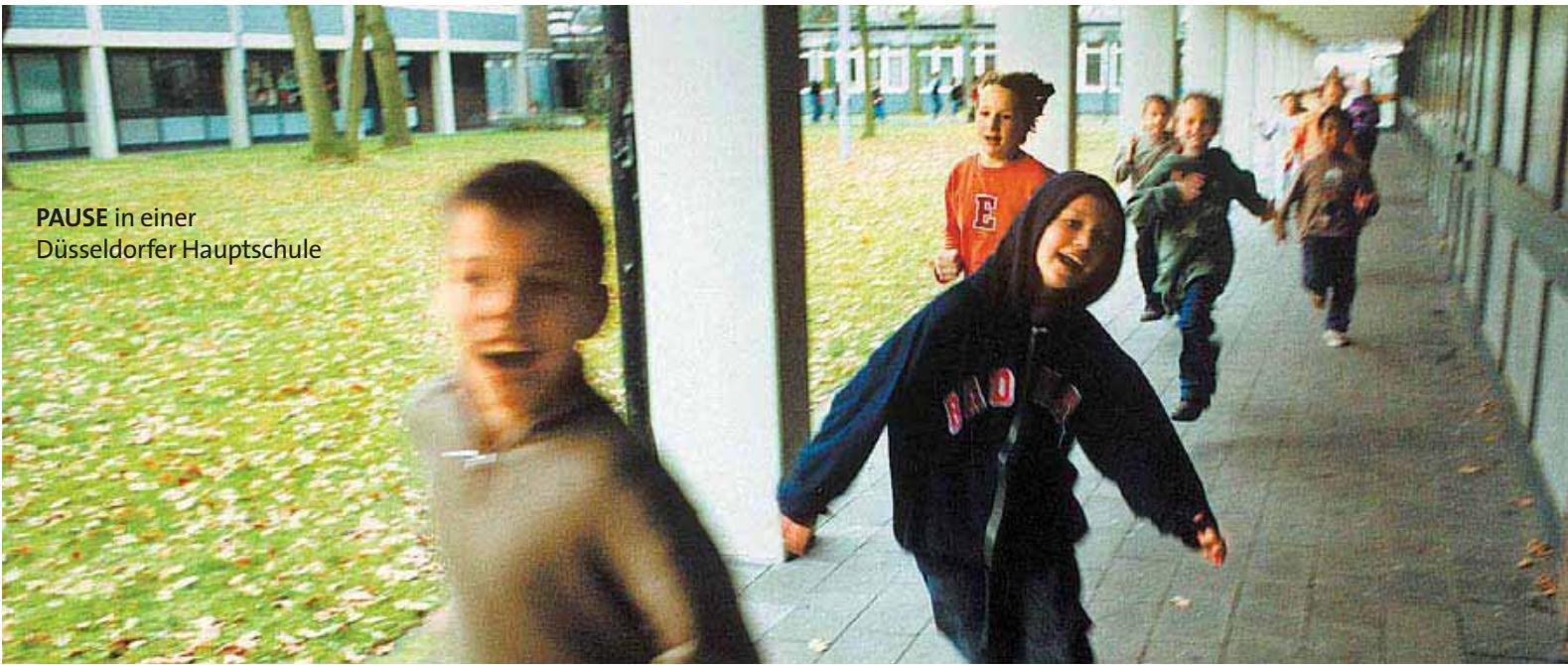
überzeugt davon sind, dass die Aufmerksamkeit von Kindern »nicht länger als zwei bis zweieinhalb Minuten anhält«, soll die Konzentrationsfähigkeit der Kinder durch »wechselnde Impulse« erhöht werden, was eine »hervorragende Basis für die schulische Bildung schafft«, so heißt es. Die angeblich so vielversprechende Methode lässt selbst Erwachsenen schwindlig werden. Die meisten Inhalte kommen von einer interaktiven Leinwand. Gerade diese Fernsehsituation fasziniert die Kinder natürlich am allermeisten. »Um neue Konzepte zu entwickeln, brauchen Kinder sehr viel Zeit«, sagt Henning Scheich. »Wir wissen inzwischen, dass Kinder durch Fernsehen keine abstrakten Begriffe erlernen, weil sie sie einfach nicht »begreifen.«

In den Helen-Doron-Zentren tröstet man die Mütter mit dem Beschwören des *long-time effect*«, der je nach Kind natürlich schon mal ein paar Jahre auf sich warten lässt. Mütter sind aber bereits begeistert, wenn nach mehrjährigem Frühenglisch der kleine Sohn zum Himmel zeigt und »*aeroplane*« ruft. Da hat sich der Aufwand doch gelohnt! Es kommt vor allem darauf an, die Mütter glücklich zu machen. Trotzdem können Lernforscher wie Elsbeth Stern allzu ehrgeizige Eltern nur bitter enttäuschen. Bisher gibt es keine Anhaltspunkte dafür, dass diese Art des frühen Englischpaukens den Kindern bestimmte Vorteile im Fremdspracherwerb sichert und sie zu perfekten Sprachtalenten macht. »Es ist etwas anderes, wenn ein Kind zweisprachig aufwächst oder in einen bilingualen Kindergarten geht, dann ist die fremde Sprache Bestandteil des Alltags und wird ganz selbstverständlich und spielerisch erlernt«, sagt Elsbeth Stern. Der wöchentliche Sprachunterricht reiße die Kinder aber eher aus ihrem Alltag und konstruiere eine Situation, die wenig mit ihren Gewohnheiten zu tun habe. »Ich bin mir sicher, dass die Effekte vernachlässigbar sind.«

Neurowissenschaftler sprechen von Scharlatanerie

Woher aber kommt dieser Druck, den Eltern sich und ihren Kindern machen? Warum versuchen sie so vehement Einfluss zu nehmen auf die Möglichkeiten und die Zukunftsplanungen ihrer Kinder? »Wir leben in einer Neid- und Angstgesellschaft«, sagt Elsbeth Stern. »Viele Frauen geben für ihr Kind den Beruf auf, leiden unter Prestigeverlust« und hätten keine Lust, ihrem Kind nur beim Spielen zuzusehen. »Da muss mehr drin sein, denken sie. Wenn schon ein Kind, dann muss sich das wenigstens gelohnt haben.« Dabei lohne es sich viel mehr, so Stern, das Geld für Studiengebühren zu sparen, anstatt es selbst ernannten Experten der vorschulischen Bildung in den Rachen zu werfen. Der Neurowissenschaftler Henning Scheich spricht inzwischen von »Scharlatanerie«, die auf der Grundlage einer »Pseudowissenschaft« betrieben werde.

Und was für eine Generation von Kindern wächst da heran, die immer alle Möglichkeiten bekommt, die sich gerade bieten. In deren Zukunft alles investiert wird, was zur Verfügung steht. »Ich warne vor Ego-Problemen«, sagt Elsbeth Stern. »Diese Kinder haben immer gedacht und gesagt bekommen, sie seien etwas ganz Besonderes, und am Ende sind sie einfach nur durchschnittlich und normal – das muss dann erst mal verkräftet werden.«



PAUSE in einer
Düsseldorfer Hauptschule

Foto (Ausschnitt) Dirk Knehl/raif

Warum gut nicht immer besser ist

Bildungsforscher Ulrich Trautwein erklärt, wovon eine Empfehlung fürs Gymnasium abhängt

DIE ZEIT: Ihre neuesten Forschungsergebnisse zeigen, dass die Empfehlungen für durchschnittliche Schüler für den Übergang auf ein Gymnasium stark davon abhängen, ob sie zuvor in einer leistungsstarken oder leistungsschwachen Klasse waren. Was genau haben Sie untersucht?

Ulrich Trautwein: Wir hatten die Hypothese, dass bei vergleichbarer Schulleistung die Wahrscheinlichkeit, eine gymnasiale Empfehlung zu bekommen, umso geringer ist, je stärker die Leistungen der Klassenkameraden sind, mit denen man in der Grundschule gelernt hat. Wir haben in fast 50 Klassen Leistungstests durchgeführt, die Schulnoten erfragt sowie die Übertrittsempfehlungen und den Übertritt erfasst – die Ergebnisse bestätigen unsere Vermutung.

ZEIT: Bei der Übertrittsempfehlung werden leistungsstarke Klassen also zum Nachteil?

Trautwein: Nicht nur in dieser Situation. Forscher haben in der Vergangenheit bereits negative Effekte leistungsstarker Klassenkameraden auf das Selbstbild und die Motivation von Schülern nachgewiesen. Man nennt dieses Phänomen auch den »Referenzgruppen-Effekt« – Schüler vergleichen sich und ihre Leistung mit der ihrer Klassenkameraden, nicht aber mit der Leistung eines Durchschnittsschülers in ihrem Alter. Wer als ordentlicher Schüler in eine besonders leistungsstarke Klasse kommt, sieht sich deshalb plötzlich nur noch als unterer Durchschnitt – mit allen Konsequenzen für Motivation und Lernfreude. Ein und dieselbe Aufgabe macht uns Menschen einfach mehr Spaß, wenn wir denken, dass wir sie besonders gut – und besser als andere – beherrschen.

ZEIT: Sollten Eltern ihr Kind besser nicht in eine leistungsstarke Klasse oder Schule schicken?

Trautwein: Nicht unbedingt. Die Entwicklung der Schulleistung verläuft in der Regel in einem anregenden Umfeld besonders positiv. Zu den Qualitätsmerkmalen gehört insbesondere ein guter Unterricht, aber auch eine günstige Zusammensetzung der Klasse. Leistungsstarke Klassenkameraden können hier ein Vorteil sein.

ZEIT: Aber wie wirken sich Referenzgruppen-Effekte auf die Übergangsempfehlung für die Sekundarschule aus?

Trautwein: Das Prinzip ist das gleiche; der Referenzgruppen-Effekt schlägt hier allerdings bei den Lehrern zu. Vereinfacht gesagt: Wenn Lehrer die Leistungen ihrer Schüler beurteilen, bringen sie diese in eine Reihenfolge. Die besten erhalten eine Eins, die schlechtesten eine Fünf, der Rest liegt dazwischen. Dieses Muster findet sich praktisch in jeder Klasse, in einer Eliteschule ebenso wie in einer Schule in einem Problemkiez. Im Mittel liegt der Notendurchschnitt in allen Klassen deshalb in ähnlicher Höhe, auch bei sehr unterschiedlichen Durchschnittsleis-

ULRICH
TRAUTWEIN, 35,
vom Max-Planck-
Institut für
Bildungsforschung



Foto: privat

tungen. Und die Noten wiederum sind es, die die Grundlage der Übertrittsempfehlung sind.

ZEIT: Und warum legen die Lehrer keine objektiven Standards bei den Noten an?

Trautwein: Viele Lehrer können die Leistungen ihrer Schüler im Vergleich mit Schülern anderer Klassen nicht korrekt einschätzen. So gibt es nicht in allen Bundesländern systematische Vergleichsuntersuchungen, die den Lehrern Hinweise zum Leistungsstand ihrer Schüler liefern. Davon abgesehen haben wir es bei der Notenvergabe mit einem pädagogischen Dilemma zu tun. Noten haben zwei Funktionen: Zum einen geht es um eine Bewertung, durch die den Schülern bestimmte Möglichkeiten und Chancen gegeben oder eben verwehrt werden – aus diesem Grund sollten die Leistungskriterien in allen Klassen identisch sein. Die andere Funktion der Noten ist eine pädagogische. Sie sollen Schüler bei ihren individuellen Leistungen unterstützen, motivieren und informieren, und da gibt man dann eben gute Noten mit gutem Grund auch mal dafür, dass sich ein Schüler ganz besonders angestrengt oder verbessert hat. Deshalb entsprechen No-

ten nicht immer dem objektiven Leistungsstand eines Schülers. Beide Funktionen der Notengebung unter einen Hut zu bekommen ist äußerst schwierig.

ZEIT: Und so gibt es dann letztlich ungerechte Entscheidungen ...

Trautwein: ... und Tränen der Enttäuschung bei den Eltern, wenn ihr Kind nicht die gewünschte Empfehlung erhält.

ZEIT: Welche Konsequenzen sollte man aus Ihren Befunden ziehen?

Trautwein: Wenn es uns wichtig erscheint, dass die Übertrittsempfehlung möglichst gerecht ist und in erster Linie auf Leistungskriterien basiert, brauchen wir neben den Schulnoten eine Batterie von standardisierten Tests mit einer hohen Verlässlichkeit, die von allen Schülern vor dem Übertritt zu bearbeiten sind. Das ist nicht ganz billig, erhöht den Leistungsdruck und könnte dazu führen, dass zu viel Unterrichtszeit für das Training der Testaufgaben verwendet wird.

ZEIT: Gibt es bessere Alternativen?

Trautwein: Natürlich kann man die Mehrgliedrigkeit abschaffen. Damit würde auch das Übertrittsverfahren obsolet.

ZEIT: Das wird aber nicht passieren.

Trautwein: Teile der Politik, die Gymnasiallehrer und ein bedeutender Teil der Elternschaft wollen zumindest das Gymnasium behalten. Die Logik, dass man in homogenen Lerngruppen besonders gut lernen kann, ist auch nicht völlig von der Hand zu weisen. Deshalb ist es auch wichtig, die negativen Konsequenzen von Fehlplatzierungen so gering wie möglich zu halten.

ZEIT: Wie lässt sich das realisieren?

Trautwein: Tatsächlich hat sich da in den letzten Jahrzehnten viel getan. Der erste Übertritt in eine bestimmte Schulform legt nicht mehr fest, wo ein Schüler am Ende landet. Hauptschüler können einen mittleren Abschluss nachholen und Realschüler später immer noch das Abitur erwerben. Die Übertrittsempfehlung verliert somit den Charakter eines abschließenden Urteils; sie wird zur Prognose darüber, an welcher Schulform sich ein Schüler in den nächsten Jahren am besten entwickeln dürfte.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE JEANNETTE OTTO

Tipps und Termine

Für den Ideenwettbewerb »Tchibo Think Tank« können sich Studierende noch bis zum 17. September mit kreativen Produkt- und Geschäftsideen bewerben. Der dreitägige Workshop findet vom 31. Oktober bis 2. November statt und richtet sich vornehmlich an Studierende der Wirtschaftswissenschaften und des Wirtschaftsingenieurwesens. Die Gewinner erhalten eine Siebprämie von 6000 Euro. www.tchibo-tt.de

Ein deutsch-französischer Dokortitel kann in der Doktorandenschule »Comparing Democratic Societies in Europe« an der Uni Stuttgart und am Institut d'Études Politiques in Bordeaux erworben werden. Absolventen der Sozialwissenschaften mit guten deutschen und französischen Sprachkenntnissen bewerben sich bis zum 15. September für das zweijährige Programm. www.uni-stuttgart.de/soz/institut/stuttgart-bordeaux

Der internationale Fallstudienwettbewerb »Business Masters« zum Thema »Social Entrepreneurship« findet vom 21. bis 25. November an der Uni Karlsruhe statt. Partner sind die Firmen Booz Allen Hamilton und BASF. Bewerben können sich Studierende und Doktoranden aller Fachrichtungen bis zum 15. September. Informationen unter www.businessmasters.de.

Das Seminar »Wissenschaftsredaktion« startet am 5. Oktober in Köln. Akademiker und Wissenschaftler eignen sich berufsbegleitend das Know-how eines Redakteurs an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Medien an. Das Seminar wird in Kooperation mit Medienprofis angeboten und vom mibeg-Institut zertifiziert. www.mibeg.de

An Schulleiter und pädagogische Führungskräfte richtet sich der »Master für Schulmanagement und Qualitätsentwicklung«, den die Universität Kiel im Oktober startet. Das Studium ist berufsbegleitend konzipiert und wird bundesweit angeboten. www.uni-kiel.de/schulmanagement

Das Bildungsfestival »Science on Stage« für Lehrkräfte der allgemeinbildenden Schulen findet im Oktober 2008 erstmals in Berlin statt. Nach fünf europäischen Festivals in Genf, Noordwijk und Grenoble in den vergangenen Jahren ist es das erste Mal, dass eines der 27 Teilnehmerländer ein nationales Bildungsfestival ausrichtet. Mit einer Ausschreibung in diesem Herbst werden deutsche und europäische Lehrkräfte eingeladen, sich mit Unterrichtskonzepten, Workshopideen, Vorträgen und On-Stage-Performances für die Teilnahme am nationalen »Science on Stage«-Festival zu bewerben. www.science-on-stage.de

DER BESONDERE TIPP

ANZEIGE

25 Jahre VERLAG DR. KOVAC
FACHVERLAG FÜR WISSENSCHAFTLICHE LITERATUR

Wir danken unseren
4.000 AutorInnen
für ihr Vertrauen.

mail@verlagdrkovac.de
www.verlagdrkovac.de
+49-(0)40-39 88 80-0

Wir freuen uns auf Ihr Werk!

Zwei Jahre Harvard mit Vollstipendium finanziert das McCloy-Programm der Studienstiftung des deutschen Volkes. In den Masterprogrammen der Kennedy School werden die Stipendiaten auf Aufgaben als Führungskräfte in öffentlichen und internationalen Organisationen vorbereitet. Bewerben können sich Bachelorkandidaten und berufserfahrene Absolventen aller Fächer bis zum 1. November. www.studienstiftung.de/mccloy.html

Jeden Morgen der gleiche ängstliche Blick in den Briefkasten: Ist er endlich da, der Bescheid der Wunsch-Uni? Überall in Deutschland warten in diesen Tagen Tausende von Abiturienten auf die Nachricht, die ihr Leben in den kommenden Jahren entscheidend beeinflussen wird, die vielfach die Weichen für ihre berufliche Zukunft stellt: Haben sie einen Studienplatz? Und wenn ja, auch in dem gewünschten Fach und an der Hochschule, die sie bevorzugen?

Das bange Warten ist das Ende eines häufig jahrelangen Entscheidungsprozesses, der manchmal schon in der elften Klasse anfängt. Eine neue Studie des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE) und des Abi-Messenveranstalters »Einstieg« zeigt jedoch: Trotz aller Bemühungen, sich früh über ihre Studiemöglichkeiten zu informieren, ist das Wissen vieler Schulabgänger über geeignete Hochschulen und Studienfächer noch Wochen vor dem Abitur erschreckend gering. Der Hälfte der befragten 3600 Schüler waren nicht mehr als drei Hochschulen namentlich bekannt, einem Fünftel fiel kein einziger Name ein. »Die Schulen sind offenbar nicht in der Lage, den Abiturienten Orientierung zu bieten«, sagt Markus Langer vom CHE.

Die Ergebnisse der Studie sind allerdings umstritten, wie Kritiker betonen. »Die Macher haben viel zu wenige Schulen befragt und bestimmte Schultypen wie die berufsbildenden Schulen vollständig ignoriert«, sagt Christoph Heine vom Hochschul-Informations-System (HIS), der seit Jahren Absolventenstudien durchführt. »Dadurch sind die Daten nicht mehr repräsentativ, und die Schlussfolgerungen, die man aus ihnen zieht, äußerst fragwürdig.« Die mangelnde Repräsentativität bestätigen auch die CHE-Autoren. »Dennoch halten wir die Ergebnisse für außerordentlich interessant, denn sie erzählen viel über die Art und Weise, wie junge Menschen sich heute für ein Studium entscheiden«, sagt Markus Langer.

So bewertet der Studie zufolge nur jeder dritte Schüler den Rat von Lehrern als einflussreich für seine Studienwahl, die Berater in den Arbeitsagenturen schneiden kaum besser ab. Am meisten Einfluss haben offenbar die Eltern, fast 70 Prozent der Abiturienten beurteilen sie entsprechend positiv. Erschreckend ist, dass die große Mehrheit (61,4 Prozent) zum Zeitpunkt der Befragung noch mit keinem Studienberater an den Hochschulen gesprochen hatte. Dabei wird deren Rat von den wenigen Schülern, die ihn in Anspruch genommen haben, extrem positiv eingeschätzt. Auffällig ist, dass die Abiturienten immer noch großen Wert auf Broschüren und andere gedruckte Informationsmaterialien legen: 43,3 Prozent bezeichnen sie als »wichtig«, ein hoher Wert, auch wenn das Internet mit 66,2 Prozent eine größere Rolle spielt. Bildungsmessen haben mit 17 Prozent eine deutlich geringere Bedeutung.

Womöglich hat es auch mit dem insgesamt niedrigen Informationsstand der Abiturienten zu tun, dass sie ihre

Ratlose Abiturienten

Jeder fünfte Schüler kennt kurz vor dem Abitur keine einzige Hochschule namentlich **VON JAN-MARTIN WIARDA**



ANATOMIE-Vorlesung an der Universität München

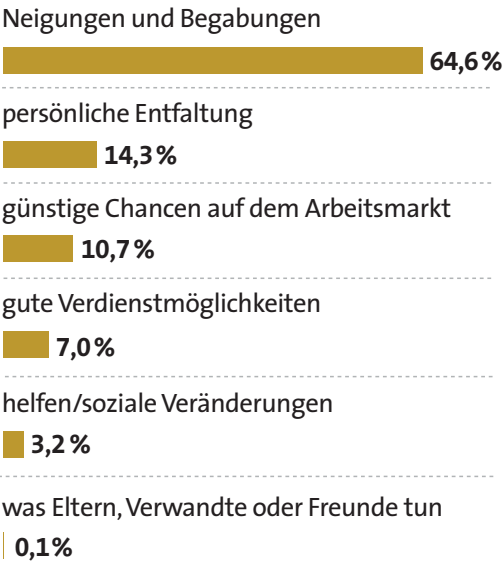
Fächerwahl zu fast zwei Dritteln entsprechend ihren Neigungen und Begabungen ausrichten wollen, die Chancen am Arbeitsmarkt sind nur für jeden Zehnten von Relevanz. Bei der Wahl der Hochschule wiederum dominiert der Wunsch nach einer studierfreundlichen Ausstattung der Gebäude, ansprechendem Service und guten Betreuungsverhältnissen. Aufgrund der geäußerten Wünsche unterscheiden die Autoren der Studie fünf Typen von Entscheidern, die ihre Fächer- und Hochschulwahl nach stark unterschiedlichen Kriterien treffen: vom »intrinsischen Altruisten«, der weitgehend ohne Rücksicht auf eigene Präferenzen und Berufschancen entscheidet und für den die Persönlichkeitsentfaltung im Vordergrund steht, bis zum »leistungsstarken Karriereorientierten«, der kompromisslos nach den Neigungen und den erwarteten Karrieremöglichkeiten geht. Das sei das wirklich Neue an der Studie, sagt Christian Langkafel von Einstieg: »Hier wollen wir den Hochschulen Ansatzpunkte liefern, nach denen sie ihr Marketing ausrichten können.« Konkret: Wenn die Hochschulen die verschiedenen Studententypen und ihre Motive kennen, können sie sich mit ihren Werbemaßnahmen auf bestimmte Gruppen konzentrieren – auf die Leistungsorientierten zum Beispiel. »Das fängt damit an, dass die Hochschulen endlich ihre Websites so gestalten, dass sie junge Leute ansprechen.« Darüber hinaus sei es strategisch sinnvoll, extra Informationsangebote für die Eltern bereitzustellen, da sie ja augenscheinlich eine so gewichtige Rolle bei der Studienwahl spielten. Christoph Heine vom HIS widerspricht erneut: »Die Eltern werden gefragt. Doch ihre Meinung ist am Ende kaum erheblich, das belegen alle bekannten Umfragen.«

Trotz methodischer Schwächen ist das Interesse an der neuen Studie groß. Für die Tagung Ende des Monats, auf der die Ergebnisse im Detail vorgestellt werden sollen, haben sich nach Angaben von Einstieg bereits über 80 Hochschulen angemeldet. Christoph Marksches, Präsident der Berliner Humboldt-Universität (HU), sagt: »Jedes zusätzliche Wissen über die jungen Menschen schon im Vorfeld ihrer Studienwahl ist hilfreich, damit wir sie besser und früher erreichen.« Auch die neue Umfrage belege vor allem eines: »Der Nachholbedarf der deutschen Universitäten in Sachen Service ist noch immer enorm. Aber wir arbeiten dran.« So will die HU bis 2010 das Foyer im Hauptgebäude so umgestalten, dass Studenten und Studierwillige an einer einzigen Servicetheke alle Informationen und Hilfen erhalten, die sie brauchen. One-Stop-Counter heißt das britisch-amerikanische Vorbild.

Den Abiturienten des Jahrgangs 2007, die in diesen Tagen auf ihre Zulassungsbescheide warten, werden solche Neuerungen nicht mehr helfen. In den vergangenen Jahren haben 25 Prozent der Studenten ihr Studium irgendwann abgebrochen. Viele von ihnen wussten offenbar nicht, worauf sie sich eingelassen hatten.

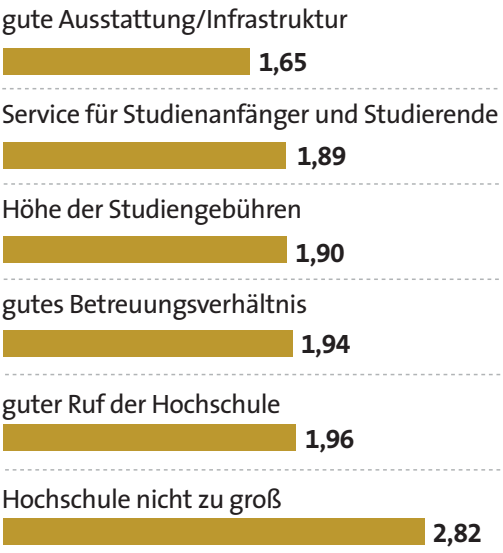
Interesse kommt vor Karriere

Welche Gründe Abiturienten für ihre Studienfachwahl angeben



Service macht den Unterschied

Worauf Abiturienten bei der Wahl ihrer Wunschhochschule schauen



*Auf einer Skala von 1 (»trifft genau zu«) bis 4 (»trifft gar nicht zu«)

ZEIT-Grafik/Quelle: CHE/EINSTIEG

BERUF
DER
WOCHE



Filmlobbyistin

Wenn in diesen Tagen die Stars vor dem Palazzo del Cinema in die Kameras lächeln, dann lächelt Mariette Rissenbeek im Hintergrund mit. Sie ist recht zufrieden in den Flieger nach Venedig gestiegen, immerhin konnte sie einige deutsche Filme im Programm des Festivals unterbringen.

Den Weg dafür hat sie Anfang Juli bereitet: Sie hat ein Kino in München gemietet und einen Filmvorführer dazu, der auf Wunsch jederzeit die Spulen wechseln konnte. Es war eine Vorstellung nur für zwei; Marco Müller, der Festivalleiter, kam aus Venedig, und die beiden haben einen Tag lang rund 30 neue Produktionen aus Deutschland angeschaut. Wenn ein Film nach zwanzig Minuten nicht überzeugte, gaben sie dem Vorführer ein Zeichen. Es war ein bisschen wie Zappen mit 35 Millimeter. Dazu hat Rissenbeek von den Regisseuren erzählt, ihren Ideen und dem, was sie bisher gemacht haben.

Rissenbeeks Arbeitgeber German Films ist der Zusammenschluss der deutschen Filmproduzenten und -exporteure. Bei ihm reichen sie ihre Vorschläge für die Festivals ein, und Rissenbeek reicht sie weiter. So wie Marco Müller versucht sie auch den Direktoren von Locarno, San Sebastian, Rotterdam, Shanghai und Cannes Lust auf deutsches Kino zu machen. Daran, dass das ausgerechnet eine Niederländerin tut, haben sich inzwischen alle gewöhnt. Vor 15 Jahren ist die Germanistin der Liebe nach Deutschland gefolgt, hat erst bei der Produktionsfirma Tobis gearbeitet und dann selbst Filme produziert, unter anderem für Mika Kaurismäki.

Nach dem Abspann muss Rissenbeek in Venedig Regisseure, Journalisten und ausländische Verleihfirmen zusammenbringen. Wenn eine davon einen Film bestellt, kann sie auch wieder zufrieden zurück nach München fliegen.

JULIAN HANS

AUSBILDUNG: Studium der Germanistik
EINSTIEGSGEHALT: 33 000 Euro
ARBEITSZEIT: 38 bis 45 Stunden/Woche

Eigentlich würde Birgit Nagel gern in Brandenburg bleiben. Hier hat sie ihre Freunde. Die Diplombiochemikerin ist 28 Jahre alt und zurzeit Doktorandin am Fraunhofer-Institut für Biomedizinische Technik in Potsdam. Doch da sie momentan keine Festanstellung in Aussicht hat, überlegt sie, nach Abschluss ihrer Doktorarbeit wegzuziehen.

Birgit Nagel ist nicht die einzige Brandenburgerin, die auf dem Sprung ist, immer mehr junge, hoch qualifizierte Frauen wandern ab, um in Berlin oder im Westen zu arbeiten. 10 588 waren es im vergangenen Jahr laut Amt für Statistik Berlin-Brandenburg. Zwar ziehen auch Frauen nach Brandenburg, nur deutlich weniger, und wesentlich seltener haben diese das Abitur. Seit 1991 verlor das Land mehr als 57 000 Frauen zwischen 18 und 30 Jahren, aber nur knapp 32 000 Männer in der gleichen Altersgruppe. Brandenburg braucht Frauen in Führungspositionen in der Wirtschaft, in der Politik, in der Verwaltung. Für das Jahr 2010 wird dem Land ein Fachkräftemangel prophezeit.

Man sucht in Brandenburg deshalb nach Wegen, die Abwanderung der klugen Köpfe zu stoppen. So gibt es etwa an Hochschulen seit zwei Jahren das Projekt »Mentoring für Frauen«. Dessen Ziel ist es, Absolventinnen der Brandenburger Universitäten und Fachhochschulen den Weg in Fach- und Führungspositionen zu ebnen. Zweimal im Jahr werden Frauen zwischen 22 und 37 Jahren ausgewählt und mit einem Mentor bekannt gemacht, der bereits erfolgreich im Beruf steht.

Birgit Nagel ist eine von derzeit 35 Mentees. Ihre Mentorin Barbara Thomas ist 49 Jahre alt und war vor 20 Jahren selbst Doktorandin. Heute arbeitet Thomas als Projektleiterin für externe Entwicklungskooperationen bei Brahms, einem Unternehmen, das Testverfahren zum Nachweis von Krankheiten entwickelt. Ihrer Mentee zeigt Thomas, wie ein Unternehmen funktioniert: »Von der Idee über die Entwicklung bis hin zum fertigen Päckchen, das verkauft wird.«

Oder das Programm »Junge Frauen pro Prignitz«, das vom Beruflichen Bildungszentrum der Prignitzer Wirtschaft ins Leben gerufen wurde. Die Projektleiter Hubertus Schäfer und Peter Hartmann gingen zu Firmen in der Region, machten Umfragen unter den Angestellten und sprachen mit Unternehmern über ihren Bedarf an Fachkräften. Gleichzeitig organisierten sie zusammen mit der Stadt Wittenberg einen Frauentag, um Kontakte zu

Bleibt doch hier!

Wie Brandenburg versucht, qualifizierte Frauen im Land zu halten **VON WIEBKE NIELAND**



TEMPLIN, Brandenburg

jungen Frauen aufzubauen. Sie haben Absolventinnen auf Vorstellungsgespräche vorbereitet, Geisteswissenschaftlerinnen Nachhilfe in Betriebswirtschaft vermittelt. Nach zwei Jahren hatten 22 Frauen einen Arbeitsvertrag unterschrieben, elf weitere nahmen an Fortbildungen teil. Allerdings endete das Projekt im Mai, weil die Fördergelder versiegt. Zwei Jahre hat das Brandenburger Ministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Familie für die Förderung von innovativen Projekten vorgesehen. Zu wenig. »Wir hätten gut weitermachen können«, sagt Schäfer. »Die Kontakte sind da, die Unternehmen sind interessiert, aber ohne diese Fördergelder können wir nicht weiterarbeiten.«

Ähnlich ging es dem Projekt »Fair – Frauen arbeiten in der Region« vom Institut für Betriebsorganisation und Informationstechnik in Cottbus. Im Angebot waren Seminare von Persönlichkeitstraining bis Marketing. Die Frauen wählten selbst aus, welche Fortbildung sie wollten. Nach zwei Jahren konnten 27 erfolgreich an Unternehmen vermittelt werden, doch nun ist auch hier Schluss.

Sind die abgewanderten Frauen für Brandenburg endgültig verloren? »Die Doktorandinnen müssen einfach raus in die Welt, ins Ausland, um dort zu lernen und zu arbeiten«, sagt Mentorin Barbara Thomas, die selbst in den USA studiert hat. Auf das Kontakthalten und Zurückholen komme es an: regelmäßiger E-Mail-Kontakt, gemeinsame Treffen, Tipps, wenn jemand von einer freien Stelle in seinem Unternehmen hört, oder das Angebot, vorübergehend bei einer Netzwerkerin zu wohnen, wenn man zurück nach Deutschland zieht. »In Amerika gibt es solche Programme, die den Rückkehrern helfen und sogar direkt einen Job vermitteln, um die Heimkehr zu erleichtern«, sagt Thomas.

Von Rückkehrerprogrammen verspricht sich Brandenburgs Familien- und Sozialministerin Dagmar Ziegler jedoch nicht viel: »Wenn sich junge Frauen erst einmal an anderer Stelle eingerichtet haben, dort Beziehungen eingehen und Familien gründen – dann sind sie meist dauerhaft weg.« Brandenburg setzt deshalb auf das Wohn- und Lebensumfeld, das junge Frauen zufrieden machen soll. Der Landeswettbewerb »Familienfreundliche Gemeinde« soll Heimatgefühl, kulturelle Identität und Sesshaftigkeit fördern, etwa durch gute Kinderbetreuungsangebote. 29 Gemeinden tragen bereits diesen Titel. Jetzt müssten sich nur noch die Frauen davon überzeugen lassen.



Foto: privat

GEFRAGT

BABAK KHALATBARI
leitet das Büro der Konrad-Adenauer-Stiftung in Kabul und besuchte die Bucerius Summer School 2007

Die Welt von morgen

»Mapping the Global Future« lautete das Thema der Bucerius Summer School in diesem Jahr. Worum ging es konkret?

In Vorträgen und Seminaren wurden Szenarien entworfen, wie sich die Welt in den nächsten Jahren entwickeln könnte – von einer Verschiebung der wirtschaftlichen Gewichte bis zu möglichen militärischen Konflikten. Referenten waren zum Beispiel Tom Koenigs, der UN-Sonderbeauftragte für Afghanistan, oder Benita Ferrero-Waldner, die Kommissarin für Außenbeziehungen der Europäischen Union.

Aus welcher Veranstaltung haben Sie am meisten mitgenommen?

In einem Workshop mit Joschka Fischer und Shashi Tharoor, dem ehemaligen Assistenten von Kofi Annan, haben wir durchgespielt, wie die EU und die Vereinten Nationen jeweils auf einen Atombombentest von Iran reagieren würden. Das hat mir sehr geholfen zu verstehen, unter welchen Bedingungen und Einflüssen solche Institutionen im Ernstfall arbeiten.

Wer kann an der Summer School teilnehmen?

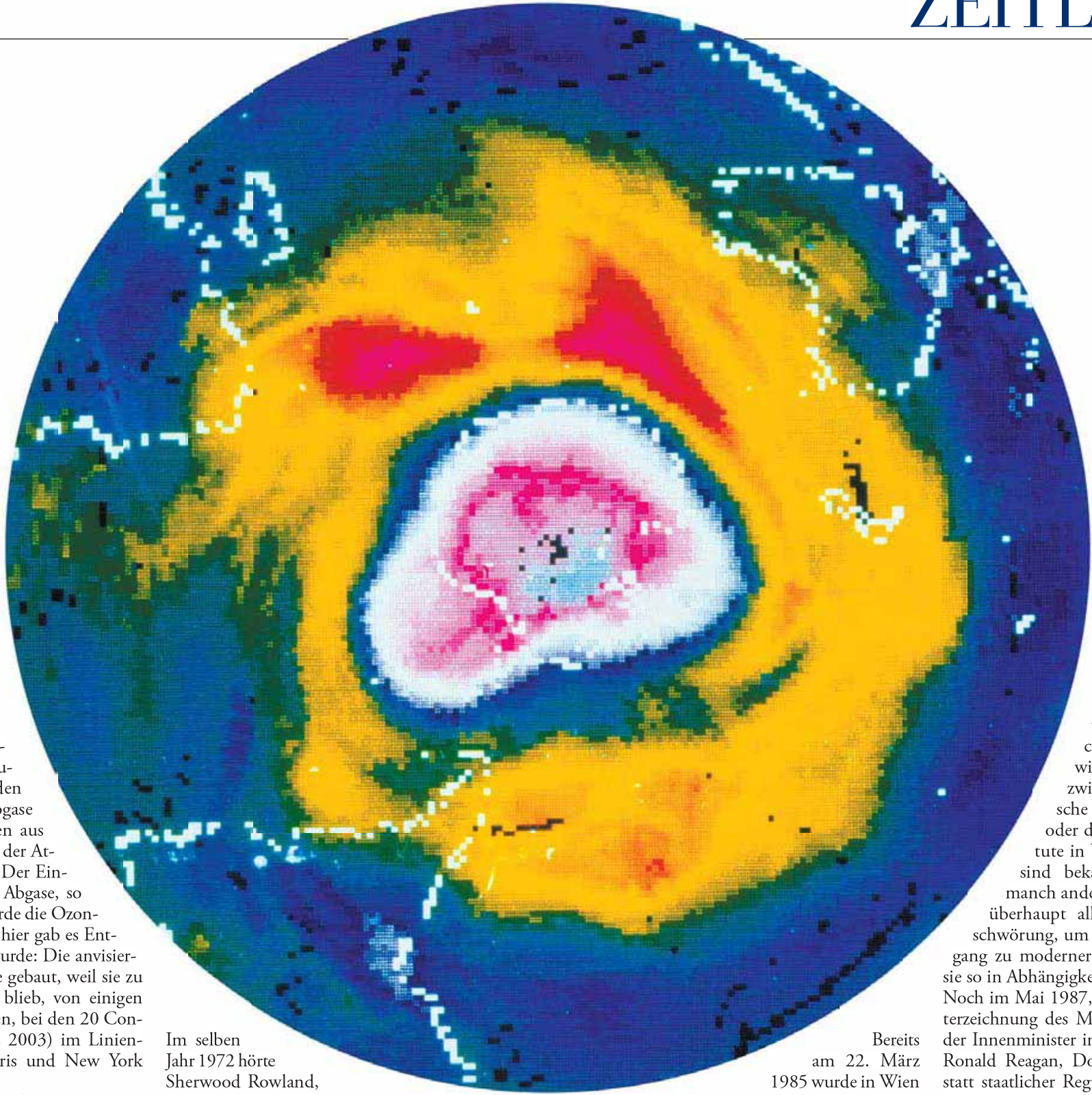
Das Programm richtet sich an Führungskräfte aus Wirtschaft, Medien, Politik und Nichtregierungsorganisationen, die nicht älter sind als 35 Jahre. Bewerben kann sich nur, wer von einer Kontaktperson der ZEIT-Stiftung empfohlen wurde. Mich hat ein ehemaliger Teilnehmer vorgeschlagen.

Konnten Sie Kontakte knüpfen, die Ihnen bei Ihrer Arbeit in Kabul weiterhelfen?

Ja, neben den Veranstaltungen ist das Netzwerk unter den Teilnehmern der zweite große Gewinn: Ich kenne jetzt jemanden im kanadischen Verteidigungsministerium und im Außenministerium der USA. Wenn ich eine Frage zu deren Afghanistanspolitik habe, kann ich sie anrufen. Umgekehrt melden sie sich bei mir, wenn sie sich aus erster Hand über die Lage in Afghanistan informieren wollen.

INTERVIEW: JULIAN HANS

BLICK AUS DEM ALL auf die Antarktisregion.
Das Foto eines Wettersatelliten vom 2. Oktober 1987
zeigt das Ozonloch in Rosa und Weiß



Die Rettung der Welt wäre beinahe am sowjetischen Fünfjahresplan gescheitert. Als sich die Unterhändler aus 67 Staaten im September 1987 in Montreals Konferenzzentrum fast geeinigt hatten, weltweit den Ausstoß der ozonzerstörenden Chemikalien zu halbieren, sperrte sich plötzlich der Delegierte aus Moskau. Erst in einer Kaffeepause abseits des offiziellen Programms erklärte er einem kleinen Kreis verblüffter Kollegen, er könne keiner Reduktion zustimmen, weil die sowjetischen Produktionsziffern bis 1990 festgelegt seien – und der Fünfjahresplan laut Verfassung nicht geändert werden dürfe. Das Problem lösten der Leiter der US-Delegation, Richard Benedick, und der Leiter der Konferenz, Winfried Lang aus Österreich, beim Mittagessen. Auf einer Serviette des Tagungsrestaurants formulierten sie einen Absatz, der Ausnahmeklauseln für die UdSSR vorsah. Es war geschafft: Am 16. September 1987 wurde das Montreal-Protokoll angenommen.

Der russische Einspruch ist nicht nur eine Episode. Er zeigt exemplarisch, gegen wie viele Widerstände und Unwahrscheinlichkeiten dieses bislang wichtigste Umweltabkommen der Welt zustande kam. Denn die Gesetzmäßigkeiten der politischen Trägheit und der wissenschaftlichen Arbeit hätten die Entdeckung des Ozonlochs und seine Bekämpfung um ein Haar verhindert – oder so weit verzögert, dass eine Katastrophe nicht mehr zu verhindern gewesen wäre.

Was aber für diesen einen Vertrag gilt, das gilt für viele seiner Art. Am Montreal-Prozess kann man studieren, wie schwierig Abkommen sind, bei denen Umweltschützer, Staaten und Konzerne weltweit zu einer Einigung kommen müssen. Im Dezember, bei der Klimakonferenz auf Bali, ist es wieder so weit, dann wird es erneut ums Ganze gehen.

Doch die Geschichte des Montreal-Protokolls demonstriert auch, dass ein gemeinsamer Weg möglich ist, dass sich die Welt wenigstens ab und zu ein bisschen retten lässt. Das Protokoll steht am Ende einer Entwicklung, die den Glauben an Murphy's Law widerlegt: Keineswegs

geht immer alles schief, was schiefgehen kann. Ganz im Gegenteil. »Es war«, sagt heute der niederländische Chemiker und Meteorologe Paul Crutzen, von 1980 bis 2000 Direktor des Max-Planck-Instituts für Chemie in Mainz, »einfach ein unglaubliches Glück.«

Glücklich geschätzt hatte sich zunächst aber auch Thomas Midgley, ein Chemiker in Dinsenden des amerikanischen Konzerns General Motors. Im Jahr 1929 stellte er zum ersten Mal Fluorchlorkohlenwasserstoffe (FCKW) für die industrielle Produktion her, eine Gruppe von Kohlenstoffverbindungen, bei denen Wasserstoffatome durch Chlor oder Fluor ersetzt werden. Von 1930 an verwandte man das »Wundermittel« vielfältig: als Kältemittel in Kühlschränken, als Treibgas in Sprühdosen, bei der Herstellung von Schaumstoffen, als Reinigungs- und Lösungsmittel. FCKW sind Stoffe, von denen Chemiker träumen. Sie sind geruchlos, ungiftig, nichtentzündlich, dazu noch vielseitig, leicht zu handhaben und sehr langlebig. Und sie reagieren nicht mit anderen Stoffen. Jedenfalls nicht auf der Erde.

Aus jenen Anfangsjahren datiert auch der erste große glückliche Zufall im FCKW-Krimi: die Entscheidung von Thomas Midgley und seinen Kollegen, Chlor einzusetzen und nicht den Stoff Brom. Brom hätte den gleichen Zweck wie Chlor erfüllt, den Ozonabbau in der Stratosphäre aber weitaus aggressiver vorangetrieben. Hätte man sich damals für Brom entschieden, ist sich Paul Crutzen heute sicher, wäre schon in den siebziger Jahren von der Ozonschicht nichts mehr zu retten gewesen.

Die Fluorchlorkohlenwasserstoffe waren längst zu unentbehrlichen Hausfreunden geworden, als 1957 Wissenschaftler der britischen Forschungsstation Halley Bay in der Antarktis erstmals Veränderungen in der Ozonschicht aufzeichneten. Ihre Messgeräte zeigten eine zunächst nur geringe, dann aber immer kräftigere Abnahme des Ozons

in etwa vierzig Kilometer Höhe. Das Ergebnis dieser Messungen fiel jedoch nicht weiter auf. Es beunruhigte niemanden und wurde vorerst auch nicht weiter beachtet.

Kurze Zeit später, in der Fortschrittseuphorie der sechziger Jahre, kam die Idee auf, die Luftfahrt durch Überschallflugzeuge zu revolutionieren. Zugleich begann man sich in den USA zu fragen, was deren Abgase – und die Spuren der Raketen aus dem Weltraumprogramm – in der Atmosphäre anrichten könnten. Der Eintrag von Stickstoff durch die Abgase, so fand Crutzen 1970 heraus, würde die Ozonschicht schädigen. Doch auch hier gab es Entwarnung, noch ehe gewarnt wurde: Die anvisierten 350 Flugzeuge wurden nie gebaut, weil sie zu laut und zu teuer waren. Es blieb, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, bei den 20 Concorde, die von 1976 an (bis 2003) im Linienverkehr zwischen London/Paris und New York flogen.

Zum zweiten glücklichen Zufall in dieser Geschichte sollte der Auftritt eines vermögenden jungen britischen Chemikers namens James Lovelock werden. Der Selbst- und Vordenker der Umweltbewegung und Urheber der »Gaia-Hypothese«, wonach die Erde eine Einheit darstellt, die ihre eigenen Lebensbedingungen regelt, baute ein Gerät, mit dem auch geringste Mengen von Spurengasen in der Atmosphäre nachgewiesen werden können. Damit wollte er 1971 an einer Expedition des britischen Polarforschungsschiffes *Shackleton* in die Antarktis teilnehmen. Seinen Antrag aber wies der Natural Environmental Research Council im südinglischen Swindon einstimmig ab, da Lovelock unter den Wissenschaftlern als »Aufschneider« galt. Erst nach einigem Hin und Her gewährte man ihm gnädig die Möglichkeit, mitzufahren und seine Messungen zu machen – allerdings ganz auf eigene Kosten.

»Das etablierte Qualitätssicherungswesen der Wissenschaft wurde nur knapp davon abgehalten zu verhindern, dass der erste Stein ins Rollen gebracht wurde, der zur Entdeckung eines Jahrhundertereignisses führte«, schreibt der Soziologe und Klimaforscher Hans-Jochen Luhmann vom Wuppertal-Institut für Klima, Umwelt, Energie. In seinem 2001 erschienenen Buch *Die Blindheit der Gesellschaft* zeigt er, wie schlecht wir gegen Gefahren gewappnet sind, die von uns selbst geschaffen werden. Luhmann hat die Wissenschaftsgeschichte des Ozonlochs akribisch recherchiert. Die gerade noch gemeisterte Krise nennt er ein »Beispiel für die glückliche gelungene Wahrnehmung einer völlig unerwarteten Bedrohung des Lebens«.

»Glücklich gelungen« – in der Tat. Denn im Falle des Ozonloch-Dramas brauchte es nicht nur einen oder zwei, sondern gleich eine ganze Kette günstiger Zufälle und Umstände, bis die Gefahr erkannt und gebannt war. Noch James Lovelock sah in seinen Messungen 1971 keinen Grund zu besonderer Besorgnis, wusste er doch, dass die FCKW-Moleküle, die er entdeckte, konstant blieben und nicht mit ihrer Umwelt reagierten. Diesen war er sich sicher.

Auch bei dem Forschungschef des US-Chemiekonzerns DuPont, Ray McCarthy, klingelten noch keine Alarmglocken, als er von Lovelocks Messungen erfuhr. Immerhin war er beunruhigt und ließ intern ausrechnen, dass der von Lovelock ermittelte FCKW-Bestand in der Atmosphäre ziemlich genau der kumulierten weltweiten Produktion entsprach. Die Berechnungen wurden weder veröffentlicht noch weiter diskutiert. Im November 1972 richtete DuPont eine eigene Konferenz zur *Ecology of Fluorocarbons* aus. Die Forscher sprachen über die mögliche Giftigkeit der Stoffe und über den Treibhauseffekt, den sie verstärken – von chemischen Reaktionen in der Atmosphäre wussten sie aber noch nichts.

Im selben Jahr 1972 hörte Sherwood Rowland, Chemiker an der University of California in Irvine, von Ray McCarthy unveröffentlichter Rechnung zum FCKW-Gehalt in der Atmosphäre. Rowland fragte sich als Einziger, was eigentlich mit den Molekülen passiert, wenn sie in die Stratosphäre aufsteigen. Doch auch er dachte nicht an ein wirkliches Problem. Dafür waren die Mengen, um die es ging, aus damaliger Sicht einfach zu klein.

Eines Abends allerdings kam er sehr aufgewühlt nach Hause. Als seine Frau ihn fragte, ob mit der Arbeit irgendetwas nicht stimme, antwortete er nur: »Die Arbeit kommt gut voran, Schatz, aber es sieht nach dem Ende der Welt aus.« Da hatte er zusammen mit seinem Kollegen Mario Molina entdeckt, dass in großer Höhe und in großer Kälte über dem Südpol die vom Sonnenlicht »aufgeknackten« FCKW-Moleküle die Ozonschicht schädigen. 1974 veröffentlichten die beiden, nach Rücksprache mit Paul Crutzen, ihre bahnbrechende Hypothese.

Doch bei der Hypothese wäre es beinahe geblieben. Denn die Messergebnisse, die sie stützten, wurden konsequent fehlgedeutet. Inzwischen zeigten die Messreihen aus Halley Bay, wo 1957 das Phänomen erstmals beobachtet worden war, einen dramatischen Schwund des Ozons über dem Südpol. Aber der zuständige Wissenschaftler Joe Farman zögerte mit einer Veröffentlichung, weil sie allen wissenschaftlichen Erwartungen widersprachen und er den Spott der Kollegen fürchtete. Zu Recht: Als Farman die Daten am Heiligen Abend 1984 bei der Zeitschrift *Nature* einreichte, reagierte die Fachwelt ungläubig. Bei der Diskussion um die Frage, ob der Artikel überhaupt erscheinen sollte, gab ein Kollege süffisant zu Protokoll: »Man kann mit gleichem Recht eine Korrelation zwischen dem Dow Jones Industrial Index und dem Ozonloch aufzeigen. Daran ist nichts wissenschaftlich. Es ist völlig ausgeschlossen, aber falls es wahr sein sollte, ist es wirklich ziemlich wichtig. Lieber veröffentlichen!«

Wie notwendig die Publikation 1985 war, zeigte sich daran, dass die Nasa daraufhin ihre Satellitendaten offenlegte. Sie bestätigten Farmans dramatische Zahlen. Jahrelang hatten die Techniker dieselben Werte gemessen, aber von ihren Computern als »Fehlermeldungen« aussortieren lassen – eben weil sie viel zu hoch lagen.

»Was so ein bisschen FCKW anrichten kann – das war ein Schock«

Mit der Computeraufbereitung der Nasa-Daten konnte man das »Ozonloch« nun zum ersten Mal sehen. Außerdem wurden 1985 auch über dem Nordpol erstmals auffällige Werte gemessen. Die Gefahr durch ungefilterte UV-B-Strahlen war mit einem Mal ein öffentliches Thema. Umweltschützer kletterten Fabriken aufs Dach, die »Ozonkiller« produzierten, Wissenschaftler zeigten sich bestürzt, Politiker reagierten hektisch. Sie zwangen eine – wie immer bei solchen Herausforderungen – unwillige Industrie zum Ausstieg aus der FCKW-Produktion und zur Suche nach Ersatzstoffen.

Wie groß aber war das Risiko zu diesem Zeitpunkt? Das US-Militär wusste Bescheid. 1987 stufte das Pentagon das Ozonloch als »sicherheitsrelevant« ein. Der Rückgang der Agrarproduktion und unvermeidliche Gesundheitsschäden würden zu »Armut, Migration und anderen sozialen Verwerfungen« führen. Umweltkrisen könnten Demokratien destabilisieren. Konflikte schaffen und militärische Interventionen herausfordern. Konsequenterweise legte es dann selbst ein ehrgeiziges Programm auf, um die Chemikalien in den eigenen Flugzeugen, Raketen und Feuerlöschern zu ersetzen.

Bereits am 22. März 1985 wurde in Wien unter der Führung des Umweltprogramms der Vereinten Nationen ein Übereinkommen zum Schutz der Ozonschicht beschlossen. Doch richtig ernst wurde es erst zweieinhalb Jahre später in Montreal.

Ende der achtziger Jahre legte die Wissenschaftlergemeinschaft immer genauere Schätzungen über die Schäden vor. Verstärkte UV-Strahlung greife Plankton, Krabben und junge Fische an und schwäche so die gesamte marine Nahrungskette. Jede zweite der untersuchten Pflanzenarten zeige sich empfindlich gegen höhere Strahlung, stellten die UN-Wissenschaftler in einem ersten Bericht 1989 fest. »Auch kleine Rückgänge bei der Nahrungsproduktion durch UV-B-Strahlung würden Menschen in Gegenden hart treffen, die bereits jetzt unter Nahrungsmangel leiden.« Ein Verlust von zehn Prozent des Ozons, so hieß es zwei Jahre später, werde 300 000 zusätzliche Fälle von Hautkrebskrankungen verursachen. Schon die Reduktion um ein Prozent könne jährlich bis zu 150 000 Menschen aufgrund der aggressiveren Strahlung erblinden lassen. Das waren apokalyptische Prognosen. Im Mittelwert erreichte der Abbau der Ozonschicht etwa vier Prozent – in manchen Bereichen allerdings auch bis zu 40 Prozent.

In Montreal hatte man Nägel mit Köpfen gemacht. Von 1990 an wurde die Produktion von FCKW komplett verboten. Kurz darauf, Mitte der neunziger Jahre, erreichte das Ozonloch über der Antarktis seine größte Ausdehnung. Inzwischen schließt es sich langsam. 2050, so hoffen die Wissenschaftler, werde die Ozonschicht wieder einigermaßen intakt sein.

Alle, die an dem Prozess beteiligt waren, bekommen noch im Nachhinein eine Gänsehaut. »Das wirkliche Erschrecken erfasste vor allem die Forscher«, sagt Paul Crutzen im Rückblick. »Die meisten Menschen haben nie begriffen, wie knapp das damals war.« Die Königlich Schwedische Akademie der Wissenschaften in Stockholm schon: Als sie Crutzen, Rowland und Molina 1995 den Nobelpreis für Chemie zuerkannte, pries sie die Arbeit der Wissenschaftler, die »dazu beigetragen haben, uns vor einem globalen Umweltproblem zu retten, das katastrophale Ausmaße hätte annehmen können«. Die Juroren der Akademie stellten vor allem heraus, dass die drei ihre Thesen entwickelt hatten, obwohl sie es selbst erst nicht glauben wollten und die gelehrte Welt lange skeptisch gelieben war. »Sie aber hatten in allen grundlegenden Fragen recht.«

Die Entdeckung des Ozonlochs war der Wendepunkt in der Geschichte der Ökologie, dessen ist sich Paul Crutzen heute sicher. »In den sechziger und siebziger Jahren haben wir uns um solche Fragen überhaupt nicht gekümmert. Wir Wissenschaftler dachten, der Mensch wäre zu klein und die Stoffe, die er emittiert, wären viel zu gering, um die Natur global zu schädigen. Dass so ein bisschen FCKW in der Atmosphäre die Welt wirklich verändern konnte, das war ein Schock für die Wissenschaft.« Und noch etwas habe man gelernt: »Bei der Chemie der Atmosphäre ist man vor Überraschungen nie sicher. Das ist wie jetzt beim Klimawandel. Auch da ist es wahrscheinlich, dass wir noch böse Überraschungen erleben werden.«

Die Verbindung zwischen den beiden Problemkomplexen ist enger, als der erste Blick glauben macht. Denn viele der Substanzen, die das Ozonloch verursachten, trugen ebenfalls zur Aufheizung der Atmosphäre bei. Die Rettung der Ozonschicht, so fand vor wenigen Monaten eine Studie der niederländischen Agentur für Umweltfolgen MNP in Bilthoven heraus, wirkte also auch als Bremse auf den menschengemachten Klimawandel. Allein das Montreal-Protokoll gewähre uns beim Kampf

gegen die verstärkte Erwärmung einen Aufschub von zehn Jahren, schreiben die Forscher.

Auch die Rettung der Ozonschicht wurde gegen heftige Widerstände in Politik und Wirtschaft durchgesetzt. Unter den Skeptikern von damals finden sich etliche der Skeptiker von heute wieder, wie der umstrittene, inzwischen 83-jährige amerikanische Umweltforscher Fred Singer oder die Mitarbeiter des Cato Institute in Washington. Die Argumente sind bekannt: Nichts sei bewiesen, manch anderes Problem drängender und überhaupt alles eine internationale Verschwörung, um den armen Ländern den Zugang zu moderner Technik zu verweigern und sie so in Abhängigkeit zu halten.

Noch im Mai 1987, wenige Wochen vor der Unterzeichnung des Montreal-Abkommens, machte der Innenminister im Kabinett von US-Präsident Ronald Reagan, Donald Hodel, den Vorschlag, statt staatlicher Regulierung der Ozonkiller-Substanzen lieber ein alternatives Programm zum »persönlichen Schutz« aufzulegen. Es sollte größere Hüte, Sonnenbrillen und Sonnencreme propagieren. Außenminister George Shultz legte Reagan den Plan vor. Und der – wieder so ein Glücksfall! – entschied sich entgegen seiner eigenen generellen Ablehnung staatlicher Kontrolle und gegen den Rat einiger seiner ältesten Freunde dafür, das Abkommen zu unterstützen.

Das war mutiger, als es heute klingt. Denn sowohl bei der entscheidenden Sitzung der Verhandlungsgruppe im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als auch bei den letzten Gesprächen in Montreal selbst war der wissenschaftliche Beweis für die FCKW-These noch gar nicht erbracht. Die direkte Verbindung zwischen den Stoffen und dem Ozonabbau klärte erst eine Nasa-Expedition im April 1987 in Genf, die dem Protokoll den Weg ebnete, als

Nr.37 6. September 2007

ZEITmagazin

Leben

WIE WAR IHR SOMMER?

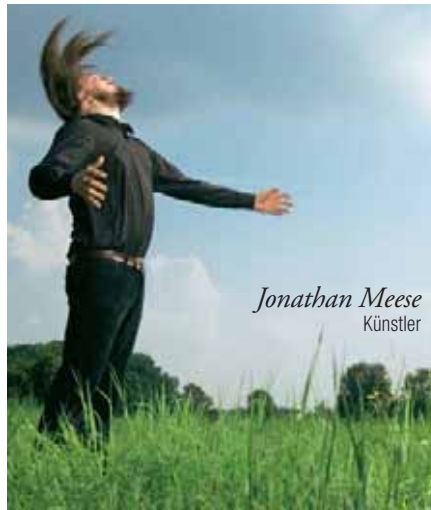


ZEITmagazin Leben

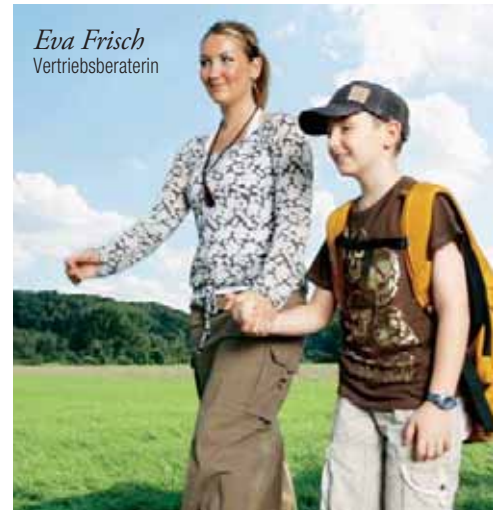
Franka Potente
Schauspielerin



Jonathan Meese
Künstler



Eva Frisch
Vertriebsberaterin



SOMMER TAGE BÜCHER 2007

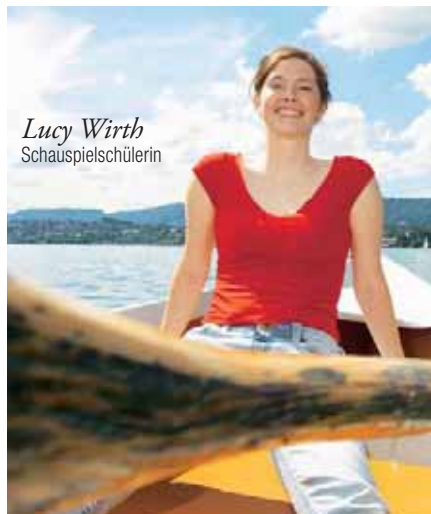
Feridun Zaimoglu
Schriftsteller



Paul van Dyk
DJ



Lucy Wirth
Schauspielschülerin



Hans Joachim Schellnhuber
Klimaforscher



Das fängt ja gut an!

Liebe Leserin, lieber Leser, in diesem Sommer hatten wir einen Schülerpraktikanten zu Gast in der Redaktion, den 17-jährigen Moritz aus Solingen. In einer Konferenz erzählte Moritz, er habe vor den Ferien bei einer Schülerzeitung gearbeitet, und als wir ihn fragten, was er dort genau gemacht habe, antwortete er ganz selbstverständlich: „Ich habe den Film über das Zeitungsprojekt gedreht und dann auf YouTube gestellt.“

Das ist die Medienwirklichkeit eines Jugendlichen im Jahr 2007. Moritz hatte seine erste E-Mail-Adresse im Alter von 12 Jahren, eine Welt ohne Internet kann er sich nicht vorstellen. Und CDs? „Habe ich mir nie gekauft, ich habe Musik immer schon auf dem PC gehört.“

Auch das *ZEITmagazin* hat Moritz zuerst über das Internet kennengelernt, nachdem ihm seine Tante davon erzählt hatte. Unser Onlineangebot, betreut von *ZEITmagazin*-Mitarbeiterin Carolin Ströbele, finden Sie unter www.zeitmagazin.de. Dort können Sie sich zu jeder aktuellen Ausgabe ein neues Videointerview mit einem *ZEITmagazin*-Autor ansehen. In dieser Woche erzählt Carolin Emcke von den persönlichen Hintergründen der Geschichte über ihren Patenonkel Alfred Herrhausen, der von der RAF ermordet wurde. Zu unserer Titelgeschichte über die Sommerstagebücher, meistens mit einem Diktiergerät aufgezeichnet, können Sie online die Aufnahmen des Schriftstellers Feridun Zaimoglu und des Künstlers Jonathan Meese hören. Und worüber unser Kolumnist Harald Martenstein so nachdenkt, wenn er in seiner Küche sitzt, können Sie ebenfalls unter www.zeitmagazin.de hören und sehen.

Moritz aus Solingen hat am Ende seines zweiwöchigen Schülerpraktikums übrigens einen Bericht über seine Zeit bei uns und in Berlin geschrieben. Darin äußert er sich zwar durchaus wohlgesinnt über unsere Redaktion, am meisten beeindruckt hat ihn allerdings etwas anderes: Seine Tante wohnt in Berlin-Mitte, schräg gegenüber der Wohnung von Brad Pitt und Angelina Jolie. Da können wir natürlich nicht mithalten.

HERZLICH,
IHR CHRISTOPH AMEND
REDAKTIONSLEITER

PS: Sie erreichen mich unter
Christoph.Amend@zeit.de oder: *ZEITmagazin*
LEBEN, Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin

10



WIE WAR IHR SOMMER?

Acht Menschen hat unser Redakteur Matthias Stolz gebeten, für uns den Sommer über Tagebuch zu führen. Wir veröffentlichen Auszüge



38



ALFRED HERRHAUSEN, MEIN PATENONKEL

Unsere Autorin Carolin Emcke erinnert sich an den Tag vor achtzehn Jahren, an dem Alfred Herrhausen ermordet wurde – und prangert das Schweigen der Täter an

6	HARALD MARTENSTEIN	... über Beleidigungen im Profisport
7	DEUTSCHLANDKARTE	Wo sitzen die Weltmarktführer?
9	KALLE SIEHT FERN, WORTE DER WOCHE	
30	DEUTSCHLAND VON OBEN	Der Eisbach in München
36	ICH HABE EINEN TRAUM	Django Asül, Kabarettist
50	KUNSTMARKT	Wie werde ich Galerist?
53	ICH HABE EINEN RAUM	Möbelkauf im Internet
54	AUTOTEST	Das Hybridauto: Lexus LS 600hL
56	WOLFRAM SIEBECK	Sommerseminar Teil 10: Kaiserschmarren aus Österreich
58	LASSEN SIE UNS SPIELEN	Scrabble, Schach und Co.
61	IMPRESSUM	
62	AUF EINE ZIGARETTE MIT HELMUT SCHMIDT	Der Kampf gegen die Kriminalität

HARALD MARTENSTEIN

ENTDECKT DIE TAKTIK DES BELEIDIGENS



Aus Gründen, die ich nicht zu durchschauen vermag, spielt das Beleidigen der Gegnerin oder des Gegners beim Fußballsport eine größere Rolle als in allen anderen Sportarten. Ich sehe oft Sport im Fernsehen und habe noch nie beim Volleyball, beim Golfen oder beim Kraftsport auch nur die geringste Beleidigung gehört, beim Schwimmen geht es sowieso nicht, weil der Beleidiger oder die Beleidigerin Wasser in den Mund bekommen würde. Der Reitsport kommt deswegen nicht infrage, weil ein

Pferd zu dumm ist, um Beleidigungen zu begreifen, insofern sind Pferde durch ihre Natur oder durch den Willen Gottes geschützt. Im Radsport äußern sich die meisten Sportlerinnen und Sportler neuerdings ohnehin nur noch durch ihren Anwalt.

Beim Fußball aber beleidigt das Publikum ununterbrochen die gegnerische Mannschaft und den Schiedsrichter oder die Schiedsrichterin, Spielerinnen und Spieler beleidigen sich gegenseitig. Beim Fußball ist sogar die Weltmeisterschaft durch Beleidigung entschieden worden, insofern, als der beste Spieler, Zidane, wegen Tätlichkeit vom Platz gestellt wurde, nachdem ein Italiener seine Schwester beleidigt hatte. Der taktische Sinn einer Beleidigung besteht oft darin, eine Tätlichkeit zu provozieren, dann haben die anderen einen Mann beziehungsweise eine Frau weniger. Man kann sagen, dass Beleidigungen im Fußball ein spielentscheidender Faktor geworden sind. Deswegen nehme ich an, dass dies, wie jeder entscheidende Faktor, im Training geübt wird. Der Trainer beschimpft seine Spieler im Training so lange, bis sie abgehärtet sind und nicht mehr die Nerven verlieren.

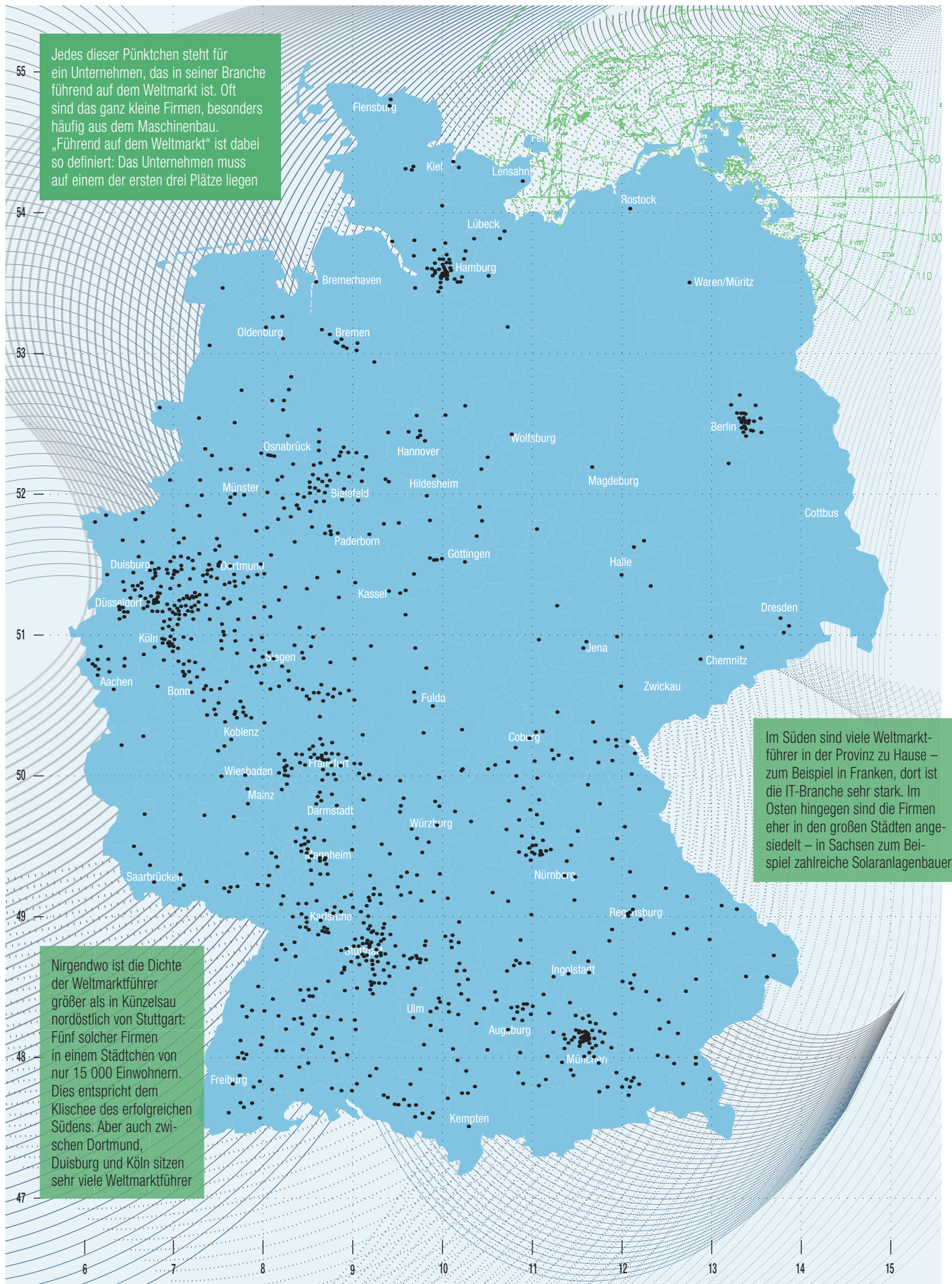
Er übt gezielt Beleidigungen ein, die das andere Team zu Tätlichkeiten anstiften. Vor dem Spiel wird man eine Namensliste der Spielerschwestern besorgen.

Neulich ist ein Spieler namens Asamoah, der eine dunkle Hautfarbe besitzt, von einem Torhüter beleidigt worden. Anlass der Beleidigung war die Tatsache, dass Asamoah ein Tor schießen wollte. Diesen in der Schlussphase eines wichtigen Matches eigentlich verständlichen Wunsch empfand der Torhüter, aus seiner Sicht, als Provokation. Mir fällt auf, dass Fußballerinnen und Fußballer die Tatsache, dass ihre Gegner Tore schießen möchten, immer als persönlichen Angriff verstehen. Der Sport, den man noch am ehesten als persönlichen Angriff missverstehen kann, ist das Boxen. Beim Boxen wird vorab eine Pressekonferenz veranstaltet, auf der sich Sportlerinnen und Sportler gegenseitig beleidigen, beim Kampf selbst herrscht meist Ruhe. Mit Interesse habe ich gelesen, dass es bei der Bestrafung von Beleidigungen durch die Fußballjustiz eine Art politische Quotenregelung gibt. Der Torwart hat zu dem Spieler Asamoah angeblich gesagt, er sei ein „schwules Schwein“. Er wurde für drei Spiele gesperrt. Wenn er „schwarzes Schwein“ gesagt hätte, wäre er, wie im Sportteil hervorgehoben wurde, für fünf Spiele gesperrt worden. „Schwarz“ und „schwul“ verhalten sich in der Sportjustiz ähnlich zueinander wie „schwerer Raub“ und „einfacher Raub“ im Strafrecht. Ich nehme infolge dieses leicht durchschaubaren Prinzips an, dass ein Torhüter, der Asamoah als „Schweizer Schwein“ bezeichnet, straffrei davonkommt. Als Schweizer fände ich das ungerecht. Zusätzlich kompliziert wird die Lage durch Renate Schmidt, SPD, die gemeinsam mit anderen Sozialdemokratinnen die Frauenquote bei Sportsendungen fordert. Das Fernsehen soll zu 50 Prozent Frauenfußball übertragen. Beim Nachdenken über Beschimpfungen darf man folglich niemals den Frauenfußball vergessen.

Zu hören unter www.zeit.de/audio

WO SITZEN DIE WELTMARKTFÜHRER?

Jedes dieser Pünktchen steht für ein Unternehmen, das in seiner Branche führend auf dem Weltmarkt ist. Oft sind das ganz kleine Firmen, besonders häufig aus dem Maschinenbau. „Führend auf dem Weltmarkt“ ist dabei so definiert: Das Unternehmen muss auf einem der ersten drei Plätze liegen



Im Süden sind viele Weltmarktführer in der Provinz zu Hause – zum Beispiel in Franken, dort ist die IT-Branche sehr stark. Im Osten hingegen sind die Firmen eher in den großen Städten angesiedelt – in Sachsen zum Beispiel zahlreiche Solaranlagenbauer

Nirgendwo ist die Dichte der Weltmarktführer größer als in Künzelsau nordöstlich von Stuttgart: Fünf solcher Firmen in einem Städtchen von nur 15 000 Einwohnern. Dies entspricht dem Klischee des erfolgreichen Südens. Aber auch zwischen Dortmund, Duisburg und Köln sitzen sehr viele Weltmarktführer

KALLE SIEHT FERN POKERSENDUNGEN

SENDEZEIT FÜR SPIELER

Das Fernsehen und das Glück – diese beiden Dinge interessieren mich, manchmal mehr das eine, manchmal mehr das andere, viel gemeinsam haben sie ja nicht. Zu oft bedeutet das Fernsehen Unglück, zum Beispiel wenn irgendwer irgendwas kocht, etwa Tim Mälzer in seiner neuen, viel zu langen Kochshow *Born to cook*.

Doch seit einiger Zeit bekommt das Glück Sendezeit: Vor allem Spartenkanäle haben das Pokern als Programmform entdeckt, nach 22 Uhr senden DSF, Eurosport oder Das Vierte Pokerturniere. Das könnte man als Minderheiten-TV abtun, im DSF lief vor sieben Jahren auch mal Kälbchenwickeln, aber einmal im Monat lädt Stefan Raab auf ProSieben zum Pokerturnier, und bei allem, was man gegen Raab sagen kann, eins muss man ihm lassen: Er weiß, wann eine absurde Idee nicht mehr zu absurd ist, um sie einem Millionenpublikum zu präsentieren.

Und tatsächlich sind es Millionen – immer mehr Deutsche schauen sich das an. Sie sehen einen grünen Tisch mit bis zu acht Personen, die jeweils zwei Karten bekommen, denn im Fernsehen zeigen sie ausschließlich die Version Texas Hold'em – denn sie ist transparent und sorgt für Spannung, wie es Quizshows selten schaffen. Sie transportiert aber noch etwas anderes: das Gefühl, dass man eigentlich ganz leicht 200 000 Euro gewinnen könnte – wenn man auch da sitzen würde. Könnte man auch. Die Kommentatoren werden nicht müde zu erzählen, dass die besten Spieler Pokern in Onlineforen gelernt haben, die auch die meisten Pokersendungen präsentieren, großzügig Werbung schalten und die von neuen Usern derzeit überrannt werden, weil man sich online für echte Pokerturniere qualifizieren kann – die dann irgendwann auch im Fernsehen ausgestrahlt werden. Und so steigt nicht nur die Anzahl der Pokersendungen, sondern auch die der Pokerspieler. Macht Fernsehen also doch süchtig? Glücklicherweise – das weiß ich – macht es leider nicht.

MATTHIAS KALLE

MEIN FERNSEHTIPP

VON KATJA NICODEMUS, Redakteurin im ZEIT-Feuilleton

Eine Tochter will ihren Vater verkuppeln, und eine junge Philosophielehrerin weiß nicht, wie ihr geschieht. Vier Personen, ein Landhaus und die schönen alten Fragen: Hat Liebe Logik? Kann man erotische Schwingungen züchten? Überlistet das Gefühl den Verstand? Auf einmal wünscht man sich, dass Menschen auch in Wirklichkeit so zart und zivilisiert über ihre Gefühle sprechen wie in einem Rohmer-Film. („Eine Frühlingserzählung“, Arte, 6. 9., 20.40 Uhr)

Illustrationen: Frank Nikel

WORTE DER WOCHE

...die leider **NICHT** gesagt wurden

„Ich muss doch wissen, wer da kommt.“

Der chinesische Staatspräsident Hu Jintao; vor Angela Merkels Besuch wurde gemeldet, dass chinesische Hacker sich Daten der Bundesregierung beschafft hätten

„Die Kinder waren nicht das Problem.“

Die Nannys der Kinder von David und Victoria Beckham über die Gründe ihrer Kündigung

„Wenn ich schon die Linkspartei nicht verbieten darf.“

SPD-Chef Kurt Beck zu dem von ihm angeregten NPD-Verbotsverfahren



„Ich war's nicht.“

Johannes Heesters, 103, als bekannt wurde, dass die Alpenleiche Ötzi an einem Schlag auf den Kopf gestorben sein soll



„Ich bin eine Frau, was erwarten Sie von mir?“

Eva Herman über die Verrisse ihres neuen antifeministischen Buchs „Das Prinzip Arche Noah“

„Die kommt mir nicht ins Boot.“

Noah, Star des Alten Testaments, zum gleichen Thema

„Die PR-Strategie ging voll auf.“

Rapper Bushido, der in den vergangenen Wochen vor allem von schwul-lesbischen Verbänden wegen schwulenfeindlicher Äußerungen kritisiert wurde, über die 100 000 verkauften Platten seines neuen Albums

„L'Europe, c'est moi.“

Nicolas Sarkozy über seine Versuche, die Türkei von der EU fernzuhalten

„Wenn ihr nicht aufhört, lassen wir den Kahn los.“

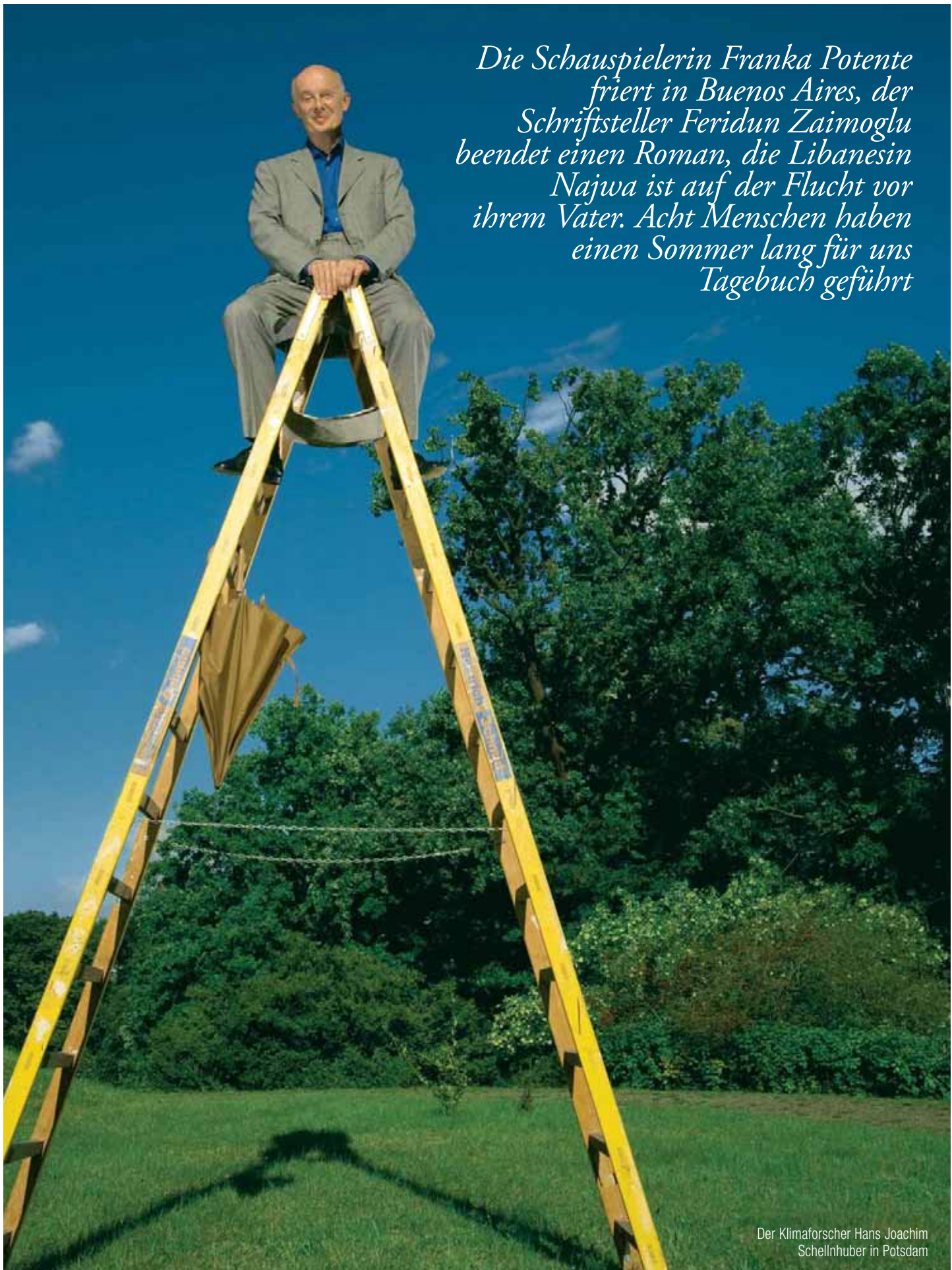
Bayern-Manager Uli Hoeneß will die Fouls an seinen Spielern minimieren



Haben Sie auch einen Vorschlag für die Worte der Woche? Schreiben Sie uns per E-Mail an [worten@zeit.de](mailto:worte@zeit.de) oder an ZEITmagazin LEBEN, Worte, Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin



**WIE WAR IHR
SOMMER?**

A photograph of a man with glasses, wearing a grey suit and a blue shirt, sitting at the top of a tall, yellow A-frame structure. The structure is made of two long, yellow poles that meet at the top, forming a triangle. The man is sitting on a small, dark, curved seat. The background is a clear blue sky with a few white clouds. In the foreground, there is a green grassy field. Behind the man, there is a large, leafy green tree. The overall scene is bright and sunny.

*Die Schauspielerin Franka Potente
friert in Buenos Aires, der
Schriftsteller Feridun Zaimoglu
beendet einen Roman, die Libanesin
Najwa ist auf der Flucht vor
ihrem Vater. Acht Menschen haben
einen Sommer lang für uns
Tagebuch geführt*

Der Klimaforscher Hans Joachim
Schellnhuber in Potsdam



*„Ich bräuchte mal
eine Massage“*

DIE SCHAUSPIELERIN **FRANKA POTENTE** IN MADRID

1. JUNI 2007

FERIDUN ZAIMOGLU Mein erster Gedanke nach dem ersten Schluck Kaffee war: Noch nie Tagebuch geführt, jetzt muss ich über meine Tage sprechen. Wie soll das gehen? Soll ich mir Notizen machen, sie dann in das Gerät hineinsprechen? Das wäre gemogelt, lieber nicht. So ein Satz, der zur Zeile wird auf dem Papier, ist wahr. Ein Satz im Diktafon ist erst mal Luft. Ab Mannheim wird das Wetter hässlich. Schräge Regentropfenschlieren an der Fensterscheibe. Der Mann, der mir gegenüber sitzt, spricht zu seinem Angestelltenkollegen, er lobt seine Schuhe, die er bei eBay für 40 Euro ersteigert hat. „Robust“, sagt er, „die kriegst du nicht tot.“ Ich nehme mir vor, das Wort „robust“ in meinem Roman zu benutzen.

3. JUNI

FERIDUN ZAIMOGLU Ab sechs Uhr früh auf den Beinen. Am frühen Nachmittag endlich in der Villa Massimo in Rom. Ich darf eine sagenhafte Suite bewohnen, die sich im rechten Flügel des ursprünglichen Villengeländes befindet. Draußen im Garten recken sich Platanen, Zypressen und Tannen in den Himmel. Ein Kautz ruft mir später in der Nacht einen schönen Traum herbei. Meine Sohlen brennen, und ich wache davon kurz auf. Eine Alarmanlage geht plötzlich los, und ich erinnere mich, dass die Italiener Probleme haben, ihre Autos aufzuschließen.

4. JUNI

LUCY WIRTH Ich bin in meinem Kinderzimmer bei meinen Eltern in Zürich. Ich komme immer wieder so gern nach Hause. Heute gibt es einen Fernsehserienabend mit meinen Eltern. Wie früher.

PAUL VAN DYK Tokyo. Bin auf dem ersten Teil der Asientour zu meinem neuen Album *In Between*. Es ist schon komisch: Egal wo man hinfährt, Philippinen, USA, Mexiko, die Großstädte unterscheiden sich kaum. Nur in Japan ist alles anders: Architektur, Essen, die ganze Kultur.

5. JUNI

NAJWA Heute hatte ich einen Arzttermin. Als ich aus dem Bus ausstieg, sah ich plötzlich meine Cousine! Sie wohnt hier, meine Familie ist riesig groß und in ganz Deutschland verstreut. Ich hab so eine Angst bekommen, sie darf auf keinen Fall wissen, dass ich hier bin. Ich bin einfach weitergegangen. Aber sie ließ den Blick nicht von mir, das konnte ich aus den Augenwinkeln sehen. In der Arztpraxis fing ich dann an zu weinen. Ich habe so gezittert, dass ich kaum mehr Luft bekam.

6. JUNI

FERIDUN ZAIMOGLU Im Garten der Villa Massimo ein streunender Kater, der sich auf die blitzschnellen Geckos stürzt und mit ihnen balgt im Gebüsch. Das war noch am späten Vormittag, als ich zu blinzeln anfang, und bald schwoll mir das rechte Unterlid. Ich steuerte die nächste Apotheke an, und seitdem träufele ich mir Kraftwasser ins Auge. Dreimal zwei Tropfen am Tag.



DAS DIKTIERGERÄT

Acht Menschen haben Tagebuch geführt – die meisten von ihnen mit Hilfe eines Diktiergeräts. Sie trugen es elf Wochen lang mit sich: Zur Arbeit, auf Reisen, einmal sogar ins Krankenhaus



LUCY WIRTH

ist Schweizerin, 22 Jahre alt und war bis vor Kurzem Schauspiel-schülerin der Otto-Falckenberg-Schule in München. Gerade hat sie in Bern ihr erstes Engagement bekommen



JONATHAN MEESE

Der Maler, 37 Jahre alt, lebt in Berlin. In diesem Jahr führte er erstmals Regie an der Volksbühne Berlin. Im August eröffnete er im Schloss Neuhausen seine Ausstellung „Gundling Meese Erzstaat“



HANS JOACHIM SCHELLNHUBER

ist 57 Jahre alt und hat das Potsdam-Institut für Klimafolgen-forschung gegründet. Seit dem vorigen Jahr ist er wissenschaftlicher Chefberater der Bundesregierung



FRANKA POTENTE

Die Schauspielerin, 33 Jahre alt, wohnt in Berlin. Sie wurde durch „Lola rennt“ berühmt. In diesem Sommer hatte sie zwei Filmaufnahmen: „La Traque“ in Südamerika und „Guerilla“ von Steven Soderbergh in Spanien



EVA FRISCH

arbeitet als Vertriebsberaterin im Saarland. Sie ist 28 Jahre alt und hat einen neunjährigen Sohn, der Tom heißt und den sie seit Kurzem allein erzieht



FERIDUN ZAIMOGLU

ist Schriftsteller, 42 Jahre alt und lebt in Kiel. Er kam 1965 mit seinen Eltern aus der Türkei. Bekannt wurde er 1992 durch seinen Roman „Kanak Sprak“



PAUL VAN DYK

ist 35 Jahre alt und einer der erfolgreichsten DJs der Welt. Er wurde in Eisenhüttenstadt geboren, bekannt machte ihn sein Album „Seven Ways“ aus dem Jahr 1999. Im August erschien „In Between“



NAJWA

heißt in Wirklichkeit anders. Zum Schutz ihrer Sicherheit darf sie nicht fotografiert werden. Sie ist Libanesin, 19 Jahre alt und flüchtete aus ihrem Elternhaus, weil ihr Vater sie mit ihrem Cousin zwangsverheiratet wollte. Sie fürchtet um ihr Leben

9. JUNI

LUCY WIRTH Hatte sehr stressige Tage in Bern bei der WG-Suche. Das Problem war, dass entweder die Wohnung oder die Leute ganz toll waren. Ich habe mich für die tolle Wohnung entschieden: Altbau, Stuck, Kamin im Wohnzimmer, dunkles, altes Parkett. Ich werde mit zwei Mädels wohnen, die nicht wirklich meine Wellenlänge sind, glaube ich. Ich hab ein bisschen Angst vor ihren Ikea-Möbeln, Perlenohrringen und Haarreifen.

10. JUNI

FERIDUN ZAIMOGLU In Italien lehrt die Bürokratie Demut. Überall im Alltag hakt es, fast nichts klappt auf Anhieb. Die Verspätung und der römisch-katholische Wahn des Managements einer Legende. Schönheit, Design und die Ruinen eines untergegangenen Imperiums, Pasta, Papst und Papperlapapp, das sind meine Schnappschüsse in Rom. Seltsam nur, dass ich es schade finde wegzufahren.

EVA FRISCH Christian, ein alter Freund, hat gestern gekocht. In seinem neuen Zuhause, einem riesigen alten Bahnhof. Nach dem Essen kletterten wir durch eine Luke aufs Dach und ließen Sektkorken auf die Schienen fliegen. Die Nacht war wolkenlos, tausend Sterne funkelten am Himmel. Wir redeten über Gott und die Welt – und über das neue Leben, das ich vor einigen Monaten begonnen hatte. Dies ist der erste Sommer, den ich allein mit meinem Sohn Tom verbringe. Wir sind nun nicht mehr Kleinfamilie, sondern leben seit Februar in einer entspannten Mutter-Sohn-Wohngemeinschaft. Dafür mussten wir der schönsten Stadt unserer Welt, Hamburg, den Rücken kehren – zurück in den Schoß der Familie. Das hieß Alster gegen Saar, und was die Mentalität unserer Nachbarn betrifft: „Leben und leben lassen“ gegen „Ich weiß, was du in den letzten 24 Stunden getan hast“.

PAUL VAN DYK Da bin ich wieder, zurück in Berlin. Die deutschen Gigs stehen an. Ich war lange nicht mehr in Hamburg, da werde ich auch gleich meine Mutter besuchen. Gerade war ja der G8-Gipfel. Das ist für mich nicht nachvollziehbar, was hier abläuft. Wie jemand der Meinung sein kann, mit Gewalt politische Inhalte vermitteln zu können, das ist mir ein Rätsel.

11. JUNI

FERIDUN ZAIMOGLU Heute Einsturz. Weitermachen. Weiterpeitschen. Mein erster Tag in Kiel, und ich geh gleich ran ans Blatt Papier. Kontostand egal, der lecke Boiler wirklich egal. Und ich schreibe eine Zeile, zwei Zeilen, weiter, bloß weiter. Eine Seite voll. Eine Liebesgeschichte will ich erzählen, und drei Viertel sind fertig. Geradeaus weiter. Um zwölfachtunddreißig fährt mein Zug. Ich bin etwas verstimmt wegen des schweren Gepäcks, ich werde für zwölf Tage unterwegs sein. Erste Station Germersheim. Jetzt rollt der Zug aus dem Kieler Bahnhof. Könnte ich nur die dunklen Augenringe einfach wegreiben.

15. JUNI

FERIDUN ZAIMOGLU Auf dem Vorplatz des Frankfurter Bahnhofs eine Zigarette bis zum Filter runtergeraucht. In einiger Entfernung reckeln sich die Abhängigen, der Tag ist noch jung, ihre Hunde beißen in leere Wasserflaschen.

6. JUNI

Der G8-Gipfel in Heiligendamm beginnt unter heftigen Protesten

8. JUNI

Die G8-Staaten beschließen am letzten Gipfeltag ein Afrika-Hilfsprogramm, das 60 Milliarden Dollar für die Bekämpfung von Aids, Malaria und Tuberkulose bereitstellen soll

16. JUNI

Linkspartei und WASG schließen sich in Berlin zur Partei „Die Linke“ zusammen

21. JUNI

In Brüssel beginnt der EU-Gipfel unter dem Vorsitz der Ratspräsidentin Angela Merkel

Ich spreche in mein Diktafon, man hält mich für einen Zivilpolizisten. Ein Jungtürke nennt mich im Vorbeigehen einen Arsch, dessen Mutter er heute Morgen begattet habe. Fein. Nützt mir nichts, betreibe ja keine Feldstudie. In Ranis, Thüringen, probiere ich die erste Pferdebockwurst meines Lebens. Schmeckt großartig.

17. JUNI

NAJWA Heute habe ich endlich meinen Mietvertrag unterzeichnet. Meine erste eigene Wohnung! Ich war so unglaublich glücklich. Alle Vermieter wollten entweder eine Bürgschaft, oder sie wollten mir die Wohnung nicht geben, weil ich Geld vom Amt bekomme. Jede einzelne Absage hat mir wehgetan. Wo soll ich eine Bürgschaft herbekommen, wenn ich vor meiner Familie flüchten musste? Meine Wohnung ist zwar ziemlich klein, 35 Quadratmeter, aber für mich ist sie etwas Besonderes, weil in unserer Gesellschaft Mädchen immer in ihrer Familie leben müssen, bis sie heiraten. Und dann in der Familie der Schwiegereltern.

FERIDUN ZAIMOGLU Ein Dogma, von dem ich mir nicht vorstellen kann abzufallen: Alle Kellnerinnen sind anbetungswürdig. Heute Abend werden die Wiesbadener Literaturtage mit einer Vernissage eröffnet, ich bin der Gastgeber. Es gefällt mir, für eine Woche im selben Hotelzimmer zu wohnen. Ich habe meine Elektroschreibmaschine ausgepackt und schon eine Seite getippt.

19. JUNI

EVA FRISCH Solange ich keinen besseren Job habe, arbeite ich bei einem großen Autovermieter, was mich dazu verpflichtet, meinen Sinn für Kleidung in die Tonne zu treten und mich jeden Morgen zu uniformieren. Krönung des an einen Pagen erinnernden Outfits ist eine überdimensionale orangefarbene Fliege, die mich aussehen lässt, als sei ich ein Sportflugzeug, das jeden Moment seinen Propeller anwerfen wird, um abzuheben.

20. JUNI

FERIDUN ZAIMOGLU Senta Berger ist: unvergleichlich. Sie kam, las und erzählte, und die Frauen im Saal lachten und klatschten sich die Hände wund. Anschließend musste sie eine geschlagene Stunde Autogramme geben und Bücher signieren. Sie hat nicht gemurrt. Senta Berger hat ein tolles Buch geschrieben und ist eine großartige Vortragskünstlerin. Das muss ich sagen dürfen. Stunden später, Arno Stadler, ein großartiger Mann, er bringt seine vielleicht beste Freundin mit, die er das Wildrösle nennt. Eine großartige Frau. Wir sitzen nach seiner Lesung in einem Restaurant. Am Taxistand wird darüber parliert, wohin man zur Stunde noch gehen kann. Ich muss ins Hotel und ins Bett. Ich stehe am Fenster und schaue in die Nacht hinaus, weil ich denke, das gehört sich so für einen Dichter, der weiß, dass ihm dann noch ein paar Worte einfallen, bevor er das Licht löscht.

21. JUNI

FRANKA POTENTE Ich bin auf dem Flughafen auf dem Weg nach La Paz, um einen Film zu drehen, auf Französisch, was ich nicht wirklich spreche. Vorher hab ich ein paar freie Tage. Ich hab Schiss, dass ich höhenkrank werde.



A photograph of a grassy field with trees in the background under a cloudy sky. The sky is filled with large, white, fluffy clouds. The foreground is a lush green field of tall grass. In the background, there are several trees, including a large, dense green tree in the center and some smaller trees to the left and right. The overall scene is bright and natural.

*„Ich rolle und tolle herum.
Ich spüre den Druck der Revolution“*

DER KÜNSTLER **JONATHAN MEESE** IN NEUHARDENBERG

PAUL VAN DYK Neues aus der Welt des Clubbings. In Ibiza geht es gerade ein bisschen drunter und drüber. In einem Club wurden Substanzen gefunden, die sie besser nicht gefunden hätten. Das Lustige ist – das ist dann wahrscheinlich spanische Logik –, der Club, in dem das gefunden worden ist, darf weiter aufbleiben. Dafür darf das Amnesia, in dem ich die Sommersaison verbringen wollte, gar nicht erst öffnen. Es sieht so aus, als wenn ich heute Abend nicht in Ibiza sein werde.

22. JUNI

FRANKA POTENTE Mein erster Tag in La Paz. Wahnsinnig hellhörig, ich hab die ganze Straße mitgekliegt, die Hunde, die die Nacht durchgebellt haben. Ich habe einen Hauch Kopfschmerzen, die über Nacht gekommen und immer noch geblieben sind. Ich hab jetzt gerade eine Sauerstoffflasche in meinem Hotelzimmer stehen, das soll helfen, das hat mir der Regisseur geraten. Ich merke, wie ich atemlos werde beim Reden. Vielleicht geht es Menschen, die älter werden, genauso.

NAJWA Ich mache mir jetzt doch ein bisschen Sorgen, weil ich gar nicht weiß, von welchem Geld ich die Wohnung einrichten soll. Aber ich hielt es nach zehn Monaten im Frauenhaus nicht mehr aus und wohne seit ein paar Wochen in der Familie einer Freundin. Ich kann ja keine Sozialhilfe beantragen, weil meine Aufenthaltserlaubnis noch nicht durch ist. Als ich von zu Hause abhauen musste, habe ich auch das Bundesland verlassen. Ich wollte so weit wie möglich weg von meiner Familie. Jetzt habe ich Probleme mit der Aufenthaltserlaubnis, weil für mich ja eine Wohnortbindung gilt. Im Moment gilt mein Aufenthalt nur bis Mitte August, was danach ist, weiß ich nicht.

23. JUNI

FRANKA POTENTE Ich hab heute alleine auf dem Spaziergang über den Hexenmarkt mehr als 300 Fotos geschossen, einfach weil ich das alles festhalten will, so wunderschöne Eindrücke, so fremd, aber auch warmherzig und nett. Ich find es überhaupt nicht angsteinflößend hier, sondern sehr einladend. Sah auch sehr viele Touristen, leider. Ich find das ja immer blöd, vor allem wenn man so weit wegfährt, und bums, überall sind Deutsche.

24. JUNI

EVA FRISCH Männermäßig sieht es nicht sehr berauschend aus. Vor ein paar Tagen traf ich mich zum ersten Mal in meinem Leben mit einem jüngeren Mann. Er wurde ganze vier Jahre nach mir geboren, ist DJ und lebt für alles, was elektronisch, adrenalinfördernd und tanzbar ist. Ich liebe durchtanzte Nächte (aber nicht als Lebensinhalt), ich mag Minimal Techno (aber nicht zum Abendessen). Für den Freundeskreis meines eventuell zukünftigen Freundes bin ich aufgeschlossen. Aber ich finde es nicht wirklich prickelnd, wenn sich dieser zur Hälfte aus 19-jährigen Mädchen zusammensetzt, die noch zur Schule gehen und in der Pause auf dem gleichen Schulhof stehen wie mein eigener Sohn.

27. JUNI

PAUL VAN DYK Ich bin gerade in L.A. Video-Shoot für *White Lies*, das ist meine erste Single zusammen mit Jessica Sutta.

24. JUNI

Die letzte Folge von „Sabine Christiansen“ wird ausgestrahlt. Auf dem Podium sitzt als einziger Gast Bundespräsident Horst Köhler

27. JUNI

Gordon Brown löst Tony Blair ab und wird britischer Premierminister

28. JUNI

Nach zwei Kurzschlüssen werden die norddeutschen Atomkraftwerke Krümmel und Brunsbüttel abgeschaltet

29. JUNI

Der israelische Präsident Mosche Katzav erklärt nach Vergewaltigungsvorwürfen seinen Rücktritt. Nachfolger wird Friedensnobelpreisträger Schimon Peres

Ich finde es ein bisschen eigenartig, was gerade in Großbritannien abläuft. Dass der eine Premierminister zurücktritt, er gleichzeitig die Empfehlung ausspricht für den nächsten und ihm einfach den Schlüssel in die Hand drückt. Müsstest du nicht eigentlich Wahlen stattfinden?

LUCY WIRTH Schauspielschultreffen in Salzburg. Ich find die alle viel sympathischer auf der Bühne als nicht auf der Bühne. Ich frag mich, ob das bei mir auch so ist.

30. JUNI

FERIDUN ZAIMOGLU Der Monat ist um, das Quartal ist um, ich muss meine Steuererklärung machen. Allein zu Hause, das passt. Ein Hochverliebter kommt auf eine halbe Stunde vorbei. Auf nicht länger als zwei Zigarettenlängen bitte ich ihn herein. Ich verweise auf meinen Abgabetermin am nächsten Tag, doch er bleibt etwas länger und erzählt und schwärmt von der Frau, an die er immerzu denken muss. Verschmäht sie ihn? Nein. Wo liegt das Problem? Es gibt keins. Sie kann es nur nicht fassen und hat deshalb ein ungutes Gefühl. Ich bitte ihn freundlich, zu gehen. Liebe macht bescheuert.

NAJWA Ich habe vor ein paar Tagen erfahren, dass es eine Organisation gibt, die junge Frauen wie mich unterstützt bei ihrem Neuanfang. Ich musste den Frauen vom Verein meine Lage genau schildern. Jedes Mal, wenn ich meine Geschichte erzähle, wirft es mich aus der Bahn.

JONATHAN MEESE Ankunft in Island. Der Vulkan der Kunst wird bald ausbrechen.

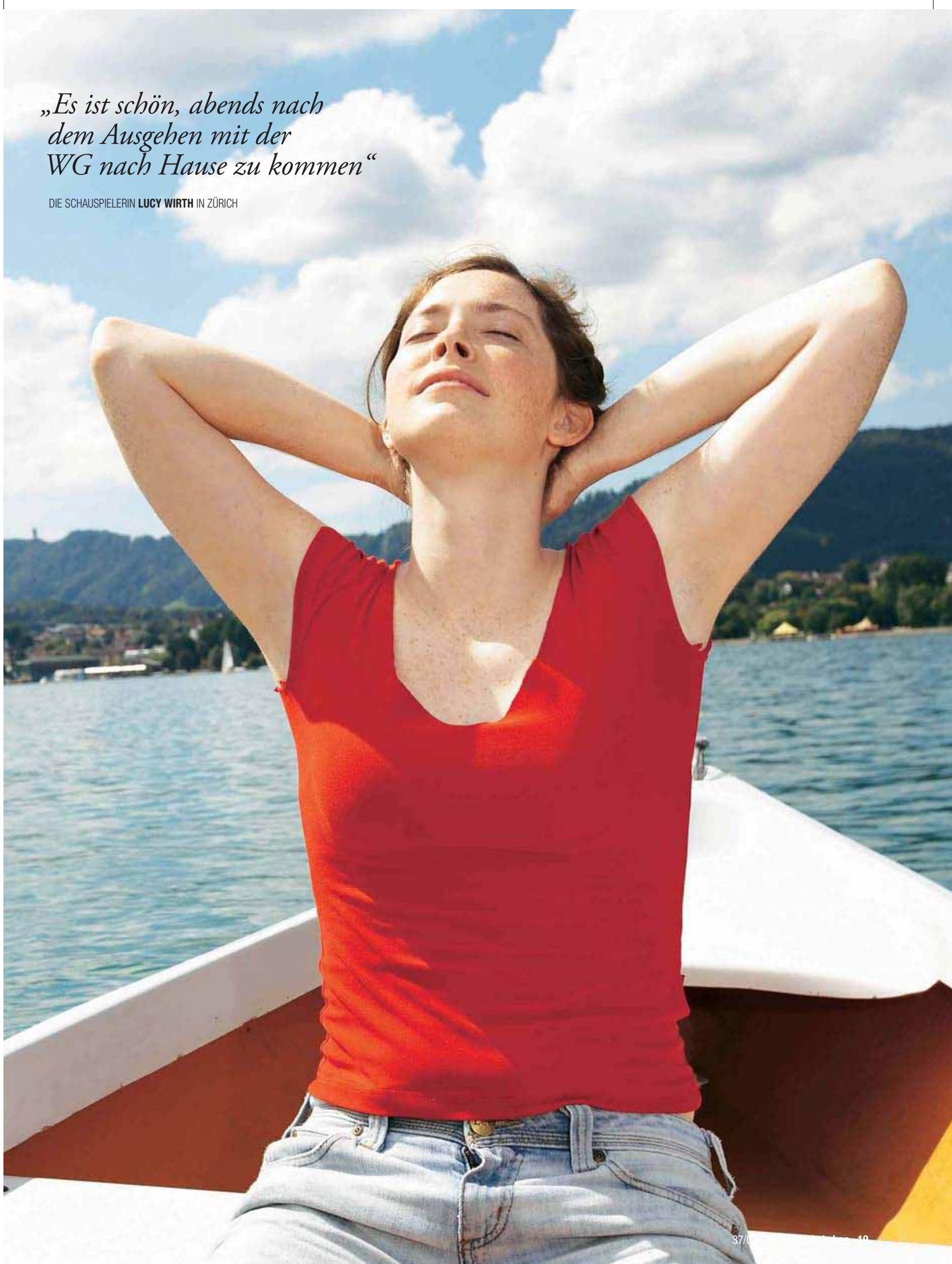
HANS JOACHIM SCHELLNHUBER Meine Frau Margret und ich nehmen am Tällberg-Forum teil, einem „Global Village Event“ von Nachhaltigkeitspionieren und Gutmenschen am Ufer des traumhaft schönen Siljan-Sees. Am Abend der Eröffnungsveranstaltung sind wir zum Essen in eine „Gästabud“ eingeladen. Eigentlich haben wir keine Lust auf dieses vermeintliche Dorffest, aber eine aufgeregte Dame vom Protokoll überredet uns, doch zu erscheinen. Große Überraschung: An zwei Tischen im Freien tafelt ein Kreis von Blaublütigen, Politikern, Großindustriellen und Künstlern. Unter ihnen die Opernsängerin Barbara Hendricks, die meines Erachtens die schönste Stimme auf Erden besitzt. Ich bin offenbar für die Rolle des Ehrengastes vorgesehen, denn meine Tischdame ist Kronprinzessin Victoria von Schweden: Mir gegenüber sitzt eine reizende, ungekünstelte junge Frau im blau-gelben Trachtenkleid, die alles über den Klimawandel wissen möchte. Die Mittsommersonne will nicht sinken, doch die Zeit vergeht wie im Fluge.

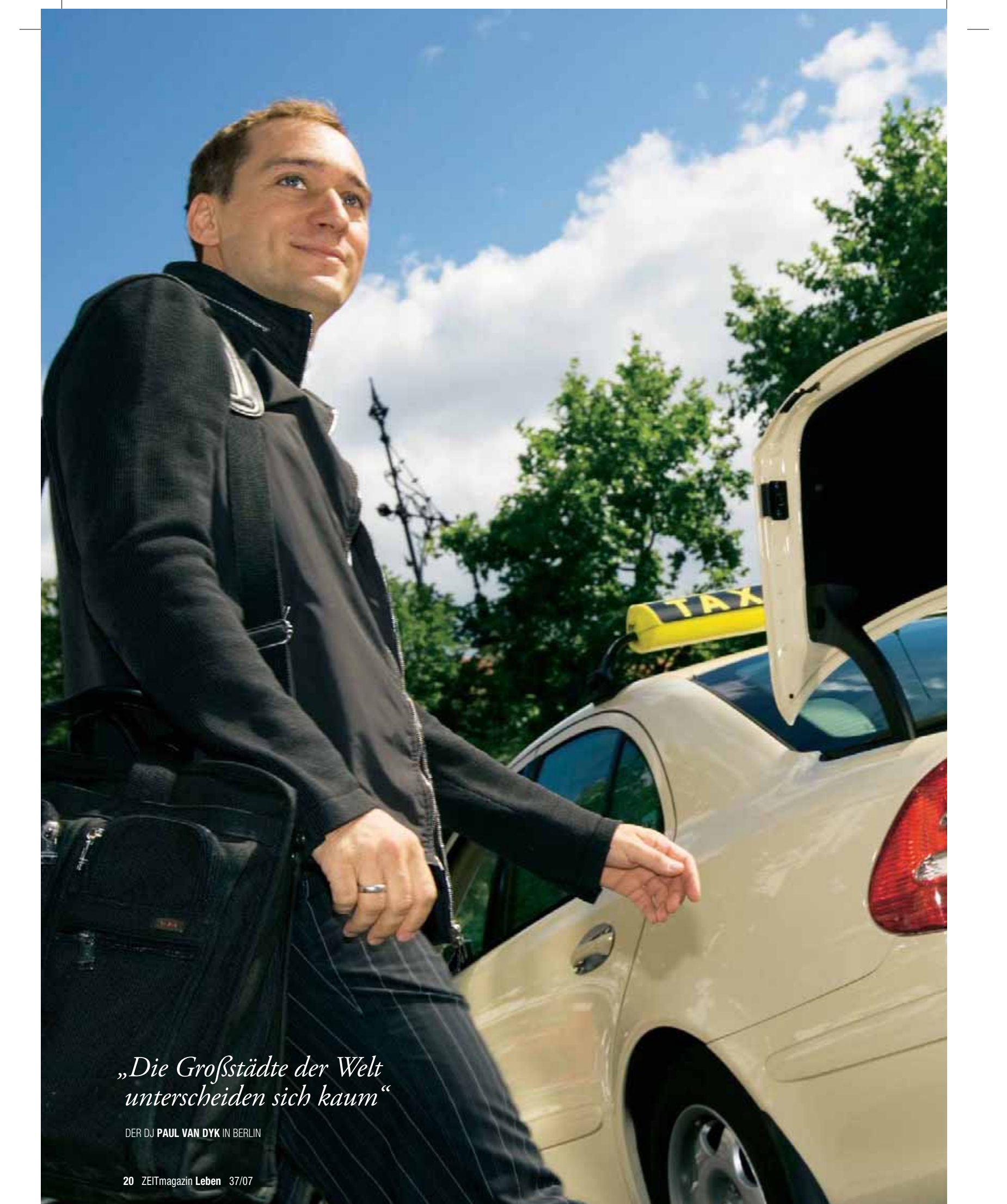
1. JULI 2007

FRANKA POTENTE Mittlerweile hab ich auch angefangen zu drehen, hab mich akklimatisiert, hab keine Kopfschmerzen mehr gehabt. Die Augen brennen, weil das Licht auf fast 4000 Metern so intensiv ist. Selbst durch 'ne tolle Sonnenbrille hindurch verbrennt einem die Netzhaut. Es ist wahnsinnig staubig, und, was mir auch aufgefallen ist, Katalysatoren gibt es hier gar nicht. Wahnsinn, ich bin so weit von zu Hause weg, es ist so anders hier. Hilfe! Aber nicht weiter drüber nachdenken, weil ich sonst einen Heimwehflash bekomme.

*„Es ist schön, abends nach
dem Ausgehen mit der
WG nach Hause zu kommen“*

DIE SCHAUSPIELERIN **LUCY WIRTH** IN ZÜRICH





*„Die Großstädte der Welt
unterscheiden sich kaum“*

DER DJ **PAUL VAN DYK** IN BERLIN

EVA FRISCH Ich hatte mich von meiner Oma und ihrem Lebensgefährten verabschiedet, kurz bevor die beiden für mehrere Wochen nach Spanien fuhren. Nicht nur meine Oma war glücklich, einen so lieben Menschen an ihrer Seite zu haben, nachdem ihr Mann gestorben war. Auch ich habe ihren neuen Partner immer mehr als Opa empfunden. Er war für mich da, als ich zurück ins Saarland kam. Baute gemeinsam mit meinem Papa zwei Tage lang meine Küche auf und stellte keine anstrengenden Fragen über das Ende meiner Ehe. Vor ein paar Tagen rief mich mein Papa an. Meine Oma komme aus Spanien zurück, sagte er. Alleine. Mein Stiefopa war im Meer ertrunken. Als er wieder ans Land gebracht wurde, war seine Seele wohl schon längst im Himmel. So sagte ich es auch Tom. Er antwortete, dass er ihn vermissen wird, aber dass er dort oben ganz sicher gut aufgehoben ist. Und so gab mir mein Sohn durch sein Gottvertrauen die Fassung zurück, die ich durch die Nachricht im Begriff war zu verlieren.

JONATHAN MEESE Habe gerade den Vulkan der Kunst gesehen. Ich spiele am Rande des Vulkans. Wie ein Tierbaby. Über mir die eisige Sonne Islands. Ich gebe mich hin. Ich habe keine Probleme. Alles tut sich von selbst. Ich rolle und rolle und tolle herum, hier in der Lava, und ich spüre den Druck der Revolution. Ich glühe. Ich glühe wie meine Freunde, die auch hier sind.

NAJWA Als ich zur Schule fuhr, stand auf der Straße ein südländisch aussehender Mann. Sofort dachte ich, das ist einer aus meiner Familie! Jetzt haben sie mich gefunden! Zum Glück war er es nicht.

2. JULI

EVA FRISCH Ein zweites Unglück. Hatte gestern ein Vorstellungsgespräch – und auf dem Weg zurück einen Autounfall. Tempo 70, plötzlicher Regen, rutschende Reifen, 360-Grad-Drehung, Erschütterungen wie beim Autoscooter, nur viel bedrohlicher. Dann: Stille, Schock. Schmerzen erst viel später. Zum Glück tauchte nach kurzer Zeit mein Papa in der surrealen Kulisse aus Autowracks auf und nahm mich wortlos in den Arm.

4. JULI

PAUL VAN DYK Ich freue mich, dass die Probleme in Ibiza gelöst sind, es kann jetzt mit der Ibiza-Saison losgehen. Oft werde ich gefragt: Wie gefällt dir Ibiza? Ich muss leider sagen, ich weiß es nicht. Ich komme relativ spät an und bin relativ früh wieder weg. Dieses ständige Unterwegssein ist anstrengend. Ich mach das nicht, weil ich rastlos und innerlich getrieben bin. Ich mach das, weil ich meinen Beruf liebe. Wenn ich nach meinem persönlichen Wunsch gefragt werde: Ruhe. Urlaub machen in einer Gegend ohne Funkverbindung und Blackberry.

JONATHAN MEESE Immer noch Island. Sechs Uhr morgens. Zu früh aufgewacht, gerade Traum gehabt. Ich hab geträumt, dass ich mit meiner Mutter ein Gespenstermärchen gehört habe als Hörspiel. Danach war ich in einem Zug unterwegs, und da drin war es ziemlich kalt, aber ich saß an einer Art Heizung, und dann bin ich aufgewacht. Heute wird mit dem Auto rumgefahren, und dann wird gewandert.

3. JULI

Bundesweit kommt es zu Verspätungen im Bahnverkehr, als im Streit um höhere Löhne zahlreiche Lokomotivführer ihre Arbeit niederlegen

7. JULI

In London startet die 94. Tour de France. Alle 189 Teilnehmer mussten sich vorher Bluttests unterziehen

12. JULI

Auf dem Frankfurter Devisenmarkt erreicht der Euro mit 1,38 Dollar seinen historischen Höchststand

5. JULI

JONATHAN MEESE Island. Fische gegessen, Lamm gegrillt, zirka 20 Zeichnungen gemacht. Viel Sonne.

HANS JOACHIM SCHELLNHUBER Zusammen mit meiner Assistentin erkunde ich die Schlösser in und um Potsdam. Gesucht wird eine besondere Bühne für ein besonderes Ereignis: Bei einem Vorbereitungsgespräch mit der Kanzlerin zur G8-Präsidentschaft hatte ich angeregt, ein interdisziplinäres Nobelpreisträgerkolloquium zu den Themen Klima, Energie, Entwicklung zu veranstalten. Frau Merkel fand die Idee „hochinteressant“, sagte ihre Teilnahme zu und wünschte mir viel Glück bei der Realisierung einer völlig aussichtslosen Mission. Denn Nobelpreisträger sind heute Superstars einer globalen Eventkultur. Dennoch scheint das Vorhaben zu gelingen – vom 8. bis 10. Oktober 2007 werden sich in Potsdam Dutzende der klügsten Köpfe der Welt treffen. Allerdings erweisen sich die Kustoden des preußischen Kulturbesitzes als resistent gegen mein Gerede von Nobelpreisträgern, Spitzenpolitikern und Klimarettungsmaßnahmen: Nachhaltigkeit ist vor allem für die Fußböden der Paläste angesagt, und „in Sanssouci kommt selbst der Papst nicht zur Verkündung des Weltuntergangs rein!“. Dennoch werden wir am Ende fündig. Das Rokoko-Theater im Neuen Palais sowie das barocke Schloss Caputh versprechen wunderbare Bühnen für ein großes Wissenschaftsdrama abzugeben.

7. JULI

FERIDUN ZAIMOGLU Es geht um das wirkliche falsche Leben in dem Molière-Bühnenstück, das ich mit meinem Koautor Günter Wenke für Luc Persevall geschrieben habe. Ich schaue mir zum ersten Mal das Stück in der Schaubühne an, fünf Stunden dauert der Durchgang. In den Pausen rauche ich vor dem Theaterhaus, ich kann es nicht fassen. Der Meister Luc Persevall hat es wieder geschafft, denke ich. Was für ein Mordsspektakel. Das wird aber bei der Premiere am 30. Juli in Salzburg einigen Ärger geben. Ich sehe die Spießler wieder ihre Stifte zücken und jene verdammen, die auf ihre heile Welt scheißen.

9. JULI

FERIDUN ZAIMOGLU Das Wochenende war zu kurz. Ich konnte wenigstens ausschlafen. Drei große Koffer und zwei kleine Reisetaschen liegen aufgeklappt in der Wohnung. Ich packe für eine Woche Wien, neun Tage Salzburg und vier Wochen türkische Ägäis. Inzwischen laufe ich jeden Tag zur Bank und prüfe nach, ob die Lesehonorare auf mein Konto überwiesen sind. Macht es mich zum Spießler, dass ich über wenig Geld jammere? Ja. Aber was soll ich tun?

10. JULI

FRANKA POTENTE Ich bin total krank, hab Wahnsinnshalschmerzen. Hab gestern eine fette Penicillin-Spritze gekriegt, die überhaupt nichts genützt hat. Das kann an mir oder am Penicillin liegen, das weiß ich jetzt nicht.

12. JULI

NAJWA Ich kriege das Geld von diesem Verein, der sich um Frauen wie mich kümmert. 1250 Euro! Endlich hat mal

was geklappt. Und dann so unbürokratisch. Jetzt kann ich mir meine ersten eigenen Möbel aussuchen.

13. JULI

NAJWA Gestern rief mich eine Freundin an, die auch hier wohnt. Mein Vater hat bei ihr angerufen und sie bedroht. Ich hab keine Ahnung, woher er ihre Handynummer hat. Mein Vater sagte zu ihr, er wisse, dass sie Kontakt zu mir habe, und sie solle ihm sofort sagen, wo ich sei. Sie hat natürlich alles abgestritten, aber er hat sie total eingeschüchtert, ihr gesagt, dass er Leute habe, die sie und ihre Familie jederzeit umbringen könnten. Ich mach mir solche Sorgen um meine Freundin. Danach kam bei mir der Zusammenbruch. Ich habe so doll geweint, dass ich wieder nicht mehr richtig atmen konnte. Ich habe dann beim Jugendnotdienst angerufen. Jetzt habe ich eine Nummer vom Landeskriminalamt, die 24 Stunden besetzt ist und die ich jederzeit anrufen kann.

15. JULI

NAJWA Bis jetzt hat sich mein Vater nicht mehr bei meiner Freundin gemeldet. Als ich sie gestern traf, hat sie total geweint. Das hat mir so wehgetan. Aber ich werde mich nicht einschüchtern lassen von meinem Vater.

HANS JOACHIM SCHELLNHUBER Eigentlich sollte mit dem jüngsten Sachstandsbericht des UN-Klimarates und den Zehntausenden von qualitätsgeprüften Studien die wissenschaftliche Debatte über die Ursachen der fortschreitenden Erderwärmung beendet sein. Doch je erdrückender die Beweislast der Klimawissenschaftler, desto schriller und bodenloser die „Gegenargumente“ der Klimabesserwisser: Pensionierte Gewerbelehrer, Hobbymeteorologen, neunmalklugen Ingenieure, Automobillobbyisten und ja, wahrhaftig, Mitarbeiter von respektablen Zeitungen sind sich ganz sicher, dass sie die komplexen Umweltprozesse besser verstehen als die Fachleute des IPCC und der führenden Akademien der Welt. Und die Medien stellen selbst den größtenwahnsinnigsten Luftnummern ihre Bühnen zur Verfügung. Die Besserwisserbeiträge haben so gestelzte Überschriften wie „Jenseits der Klimaschlagzeilen. Das sensiblere Bewusstsein als Chance begreifen“. Sie schreien aber nur eine einzige Parole heraus: Es gibt keinen Grund zur Sorge über den menschengemachten Klimawandel! Die Irreführungstaktik ist dabei fast immer die gleiche: Man bringt ein Argument ins Spiel, das zwar nicht (mehr) dem heutigen Stand der Forschung entspricht, aber wissenschaftlich genug klingt, um die Klimalaizen – und zu denen zählen auch die meisten Politiker – zu beeindrucken. Wird die krasse Fehlbehauptung dann von Fachleuten als solche entlarvt, zaubert man flugs den nächsten falschen Hasen aus dem Hut.

16. JULI

LUCY WIRTH Jetzt bin ich also umgezogen von München nach Bern. Es war ein Horrormzug. Die Packer kamen viel zu spät bei mir in München an, sie hatten keine Ahnung von der Route und haben sich total verfahren.

18. JULI

FRANKA POTENTE Ich bin mittlerweile seit fünf Tagen in Buenos Aires und sitze gerade in meinem Wohnwagen,

18. JULI

Wegen der Dopingvorwürfe gegen den T-Mobile-Profi Patrik Sinkewitz stoppen ARD und ZDF die Übertragungen von der Tour de France

19. JULI

Der Dalai Lama trifft zu einem zehntägigen Besuch in Deutschland ein

20. JULI

In der Nacht zum Samstag erscheint der 7. Teil von „Harry Potter“

21. JULI

Radikalislamische Taliban töten eine deutsche Geisel. Die Entführer hatten den Abzug der deutschen Soldaten aus Afghanistan gefordert

der völlig überhitzt ist, und zieh mich um zur Mittagspause. Die letzten zwei Tage war ich total krank, hab nur gekotzt und musste trotzdem arbeiten, weil wir 150 Statisten hatten. Eigentlich, hab ich echt gesagt, packe ich den Tag nicht, das ist total scheiße, wenn man sich so schlecht fühlt und nur kotzt bei jedem Schluck Wasser, den man trinkt, und dann noch eine Perücke aufhat. Die argentinischen Frauen im Team waren zum Glück total süß, die sind totale Glucken geworden und haben mich umarmt und meinen Rücken gerieben.

LUCY WIRTH Heut habe ich mit meiner Mitbewohnerin und drei ihrer Freundinnen vor unserer Wohnung im lauen Berner Sommerabend gegessen, und wir haben Frauengespräche geführt über die Mütter unserer Freunde, und es war einfach total entspannt und toll. Bern meint es gut mit mir. Eine meiner beiden neuen Mitbewohnerinnen ist genau der Typ Frau, den ich nie kennengelernt hätte, wenn ich nicht mit ihr zusammenwohnen würde. Sie hat ganz lange Nägel und achtet sehr auf sich, föhnt sich immer die Haare perfekt, schminkt sich immer, auch wenn sie zu Hause rumhängt. Wenn ich in die Küche komme, dann hängt sie unter dem Abzug des Herds, damit der Rauch ihrer Zigarette eingeblasen wird. Da hängt die auf den Ellbogen aufgestützt und schreibt irgend 'ne SMS und hält ihre Zigarette in diesen Abzug rein – dieses Bild ihrer Haltung, das ist einfach super.

19. JULI

JONATHAN MEESE Ganz früh aufgestanden, 4.30 Uhr. Kann nicht mehr pennen. Kaffee gemacht, Fernsehen gucken, Badewanne, Geld zählen. Hab ein bisschen kaputtes Knie, total müde, muss gleich nach Berlin, egal.

FRANKA POTENTE Ich träume manchmal schon trilingual. Am Set wird Spanisch gesprochen, was ich so gut wie gar nicht kann, und Französisch, was ich ja sprechen muss, und Englisch natürlich. Und Deutsch spreche ich manchmal mit der deutschen Maskenbildnerin.

PAUL VAN DYK Mexiko, Cancún. Für viele Leute ein Urlaubsort, für mich immer etwas stressiger. Andererseits auch schön, hier zu sein, hier haben meine Frau und ich 1999 geheiratet. Obwohl mittlerweile so viele Touristen hier sind, hat die Stadt immer noch einen der schönsten Strände. 1994 war ich zum ersten Mal hier und hatte zwei, drei Tage frei. Als Ex-Ossi war das für mich das erste Mal, dass ich so wahnsinnig türkisblaues Wasser gesehen habe. Morgen geht's nach Mexico City.

21. JULI

PAUL VAN DYK Seattle. Den Gig gerade hinter mich gebracht. Ich reise nicht mit dem Plattenkoffer durch die Welt, sondern mit einem richtigen Equipment, das im weitesten Sinn aus zwei Computern, Keyboards und einem Mischgerät besteht. Gestern war ich in Los Angeles, das war auch sehr lustig, weil viele Freunde vorbeikamen. Das sind natürlich nicht so enge Freundschaften wie daheim in Berlin. Aber doch Leute, die ich schon lange kenne. Ein mexikanischer Freund zum Beispiel hat eine eigene Modelinie und ist auch viel unterwegs, dann trifft man sich eben zum Beispiel mal in China, wenn beide gerade zufällig da sind.

A man with dark hair, wearing a dark blazer over a light blue shirt and blue jeans, stands on a paved walkway. He is looking down at his left wrist, which has a watch. The background features a large, white, curved architectural structure with a grid-like pattern, possibly a modern building or a large sculpture. The ground is paved with light-colored tiles and has a blue line painted on it. In the distance, there are some red and white striped barriers and a road with cars.

*„Ich bin Junggeselle.
Die Freundinnen meiner Mutter
schauen mich böse an“*

DER SCHRIFTSTELLER **FERIDUN ZAIMOGLU** AM MÜNCHNER FLUGHAFEN

JONATHAN MEESE Sibiu, Hermannstadt in Rumänien, im Hotelzimmer. Warum wollen so wenig Leute die Revolution der Kunst haben? Warum wird man allein gelassen? Warum muss man das alles selber machen? Auf Reisen zu gehen ist eigentlich ekelhaft, wenn man eben nicht über das spricht, worum es geht. Beruflich unterwegs zu sein ist in Ordnung. Alles andere ist Selbstverwirklichung. Kunst ist kein Experiment. Kunst ist ein reines Spiel, zweckloses Spiel.

22. JULI

FERIDUN ZAIMOGLU Eine ganze Woche kein Tagebuch geführt, weil es sich beim besten Willen nicht machen ließ. Sieben volle Tage in Wien gewesen. Jetzt sind wir unterwegs nach Salzburg. Die halbe Strecke ist geschafft. Kumpel Günter liebt Berge und die Fernsicht. Und er ruft, ich solle, verdammt noch mal, das Alpenpanorama genießen. Der Wind erfasst unseren Kastenwagen auf den Brücken voll von der Seite. Es gibt unschöne Momente, da ich denke, jetzt werden wir in die Leitplanken geschleudert und fliegen in die Tiefe. Die Nothaltebuchten heißen in Österreich „Pannenplätze“. Schöne Ordnung, fließender Verkehr. Wir beziehen unsere Zimmer im Gasthof Pottenwirt in Hallein. Bis spät in die Nacht sitze ich im Wirtshausgarten, und am Ende ist es verabredet, dass wir am nächsten Tag auf den Obersalzberg fahren.

23. JULI

FERIDUN ZAIMOGLU Das also ist Hitlers Feriendomizil gewesen. Das also war das Führersperrgebiet gewesen. Ein halber Bergkessel und wunderbar anzuschauen die Almhäuser. Der alte Käse interessiert nicht, und doch sitze ich im Dokumentationszentrum und glotze auf die ausgestellten Dokumente. Auf die Faschisten ist Verlass. Sie wollen den Himmel stürmen und landen doch immer auf dem Arsch. Ich glotze auf zwei Nazis, die Vanilleeis löffeln, sie sind da, wo sie glauben, heilige Erde liege unter ihren Füßen. Ich kaufe zwei Bücher und einen Kühlschrankmagneten und mache mich auf den Abstieg.

EVA FRISCH Endlich ein neuer Job! Keine unwillige Ganzkörperlähmung mehr beim morgendlichen Schrillen des Weckers. Seit heute bin ich neben sieben Männern so was wie die Quotenfrau in unserem Großraumbüro. Zickenalarm und Stutenbissigkeit am Arbeitsplatz ade! *What a nice surprise!*

25. JULI

FRANKA POTENTE Ich bin seit drei Tagen 33. Wir drehen jetzt immer Sechstageswoche, diese Woche sogar eine Siebentageswoche. Mittlerweile sind wir alle total müde, es sind nur vier Grad in Buenos Aires. Alle sind krank und niesen und schnupfen und stehen sich auf den Füßen. Es macht gerade nicht so richtig viel Spaß. Es hängt extrem durch, was immer passiert, wenn das Team zu wenig Schlaf kriegt. Ich hab auch Schwierigkeiten, mir den französischen Text zu merken. Wenn ich abends nach Hause komme, bin ich einfach zu müde. Noch ungefähr zwei Wochen, dann fliege ich nach Spanien zu Soderbergh.

PAUL VAN DYK Wenn ich mich nicht irre, ist heute der 25. Juli. Ich bin wieder in Berlin, meinem Zuhause. Zuhause,

22. JULI

Der Schauspieler Ulrich Mühe stirbt im Alter von 54 Jahren

23. JULI

Der Theatermacher George Tabori stirbt im Alter von 93 Jahren

24. JULI

Nach mehr als acht Jahren in libyscher Haft werden fünf bulgarische Krankenschwestern und ein Arzt palästinensischer Herkunft freigelassen

das heißt Familie, Freunde, meine beiden Hunde. Hier bin ich der Paul, kann einfach ich sein.

26. JULI

FRANKA POTENTE Heute ist der fünfte Tag unserer Siebentageswoche. Wir gehen alle auf dem Zahnfleisch und sind völlig müde. Gestern Abend hatte ich ein paar Tapas und Wein bestellt, weil ich gerade Geburtstag hatte und weil ich dachte, es ist vielleicht ganz nett in so einer langen Woche. Aber irgendwie war ich dann so sauer auf den Regieassistenten – das ist jemand, der seine Arbeit total schlecht macht –, und deswegen bin ich gestern Abend einfach ins Hotel gefahren und hatte keine Lust, bei meiner eigenen kleinen Feier dabei zu sein.

28. JULI

FRANKA POTENTE Gestern gab es auf der Rückfahrt totalen Ärger im Van, da wurde sich auf Französisch angeschrien, es ging um Anfangszeiten. Ich war so müde, und neben mir saß die dritte Regieassistentin, die sich vor lauter Müdigkeit so doll den Kopf stieß, dass sie völlig durcheinander war. Es hat ihr alles wehgetan, sie saß ganz hinten im Van und hat geweint, und keiner hat es mitgekriegt, weil sich alle angeschrien haben. Mich hat das sehr berührt. Diese Schreierei hab ich sowieso nicht richtig verstanden auf Französisch.

PAUL VAN DYK Ich bin gerade zurück von Global Gathering, einem super Open-Air-Festival in England, allerdings muss man leider sagen: Es regnet nonstop, überall in Europa gerade, glaube ich. Die Schuhe, die ich gerade an habe, kann ich wegschmeißen.

LUCY WIRTH Das ist ja krass mit den Astronauten, die betrunken ins All geflogen sind. Ist es nicht genug, ins All zu fliegen? Aber vielleicht hatten die Angst. Vielleicht ist es zu viel, vielleicht hält man das nicht aus, ins All zu fliegen so als Mensch, vielleicht hält die menschliche Psyche die Unendlichkeit nicht aus. Man muss sich betrinken.

29. JULI

LUCY WIRTH Heute hat mir jemand eine schöne Geschichte erzählt: Dass er und sein Bruder früher als kleine Kinder zur Großmutter durften, die anders als die Eltern einen Fernseher hatte, und darum haben die beiden immer ferngeguckt, aber nach einer Stunde machte es immer peng, und alles wurde dunkel im Fernsehzimmer. Die Großmutter sagte ihnen, der Fernseher habe sich überhitzt und man könne erst nach einer halben Stunde wieder fernsehen. Erst Jahre später hat sich herausgestellt, dass die Großmutter immer die Sicherung herausgezogen hat, damit die Enkel eine halbe Stunde mit ihr Karten spielten.

30. JULI

FERIDUN ZAIMOGLU Heute Premiere. Gestern schräg gegenüber von Mozarts Geburtshaus gegessen in Salzburg, einer Stadt, die ich nicht verstehe. Einmal durchgeschlendert, die hängenden Ladenschilder in der Getreidegasse bewundert und mit dem Bus wieder zurückgefahren. Habe gut geschlafen. Um draußen im Gastgarten zu sitzen, war es zu kalt. Günter, mein Koautor, und ich machen einen

26. JULI
Kinostart der „Simpsons“

27. JULI
Die Nasa bestätigt
einen internen Bericht,
demzufolge
US-amerikanische
Astronauten bereits
mehrere Male
angetrunken in
den Weltraum gestartet
sein sollen

1. AUGUST
In Baden-Württemberg,
Niedersachsen
und Mecklenburg-
Vorpommern
gilt ein umfassendes
Rauchverbot

Spaziergang durch die Innenstadt. Dann sind wir zurück, sitzen auf den Parkbänken der Requisiteure und schauen bald den Menschen zu, die zur ersten Pause rausströmen. Doch knapp zehn Premierengäste haben empört, entsetzt, angewidert den Saal verlassen. Einer Frau ist schlecht geworden. Am Ende stehe ich zusammen mit Regisseur und Schauspielern auf der Bühne, ganz vorne, und es schlägt mir die Woge der Buh- und Bravorufe entgegen. Die Menschen sind auf den Beinen, sie brüllen und klatschen und pfeifen, ein Wahnsinn. Wie herrlich. Um halb zwölf nachts verlasse ich die Premierenfeier, todmüde, erschöpft, ausgelaugt, und kaum habe ich mich hingelegt, schlafe ich auch ein.

PAUL VAN DYK So, Sonntag, nein, Montag heute. Sonntag war dann entsprechend gestern. Mein Koffer, den ich eigentlich aus Ibiza nach Großbritannien habe schicken wollen, ist nicht in Großbritannien angekommen, aber mir wurde gerade Bescheid gesagt, dass er heute in Berlin ankommt. Allerdings ist noch ein weiterer Koffer, nämlich der entsprechende Ersatzkoffer, mit dem ich dann nach Großbritannien geflogen bin, jetzt leider auch verloren gegangen. Damit so was nicht mit meinem DJ-Set passiert, habe ich drei komplette Sets: Eines reist mit mir, eines ist in den USA und eines in Großbritannien. Also wenn eines mal nicht ankommt, dann kann man immer noch schnell wohin fliegen und ein Ersatzset holen.

31. JULI

FRANKA POTENTE Ich hab das Gefühl, über mich ist 'ne Dampfwalze gefahren, ich bräuchte mal eine Massage. Aber ich glaube, das klappt frühestens in Spanien. Ich freu mich so auf die Sonne. Ich habe letzte Nacht einen Albtraum gehabt, in dem ich kein Spanisch sprechen konnte, und Steven Soderbergh fand das nicht so toll.

NAJWA Meine erste Nacht in der neuen Wohnung liegt hinter mir. Eine Freundin aus der Schule hat mir beim Hochtragen geholfen. Viele Sachen habe ich ja nicht. Ich habe die Wände aprikosenfarben gestrichen, auch die Gardinen habe ich in derselben Farbe ausgesucht. In der ersten Nacht ist meine Freundin bei mir geblieben. Wir lagen schlaflos im Bett, und irgendwann um Mitternacht habe ich dann zu ihr gesagt: „Lass uns wieder heimgehen.“ Da lachte sie und sagte: „Das ist dein Zuhause!“

1. AUGUST 2007

LUCY WIRTH Jetzt ist Abend, morgen fang ich an zu arbeiten, und ich könnte jetzt meine Tasche packen, so wie ich das eigentlich immer mache, wenn ich morgens früh irgendwo hinmuss. Aber das mach ich jetzt nicht, denn dann wären die Ferien schon heute Abend vorbei.

2. AUGUST

PAUL VAN DYK Vor Kurzem auf Ibiza gelandet. Wir haben gerade einen relativ verrückten Trip hinter uns. Gestern waren wir in Makedonien, und weil diese ganzen Flugverbindungen so schwierig sind, mussten wir das Ganze mit einem Privatjet absolvieren. Ich war sehr beeindruckt von diesem Ort in Makedonien, Ohrid heißt der. Und zwar liegt der an einem See, der mir so groß wie ein Meer

erschien. Beim Anflug konnten wir den Grund des Sees sehen, ringsherum die Berge. Das war ein Bild voller Ruhe und Stille. So was erlebe ich nur ganz selten. Schön.

LUCY WIRTH So, erster Arbeitstag hinter mir. Ich war wirklich das Küken, ich bin die Jüngste und Unerfahrenste, das war aber auch ein gutes Gefühl, weil ich damit ziemlich viel Verantwortung abgeben kann, also es lastet jetzt kein riesiger Druck auf mir. Hölderlin nervt mich.

FERIDUN ZAIMOGLU Habe alle mir vorliegenden Kritiken gelesen. Fand die eine oder andere Spitze gegen mich. Schon recht seltsam. Der Text vom Stück liegt ihnen doch vor. Haben sie, die Herren und Damen Rezensenten, bei aller Eile, die ihnen das Geschäft diktiert, nicht im Manuskript geblättert? Sie treffen zur Premiere ein, notieren ein paar Zeilchen, gehen weg und nach Hause, schreiben ihre Kritik auf. Sie lauschen nicht, sie sehen nicht, sie sind nur von einem einzigen Gedanken erfüllt: Ein guter Kritiker ist ein Kritiker, der fast nur verweist. Sie sind der Feind der Gesetzesübertretungen und der Regelverstöße. So eine blöde Scheiße.

3. AUGUST

FERIDUN ZAIMOGLU Noch kurz vorm Einstieg ins Flugzeug bekomme ich die SMS-Meldung: minutenlanger Applaus bei der zweiten und dritten Aufführung. Zwischenaufenthalt in Istanbul. Die weiblichen Angehörigen des Bodenpersonals sind hier, wie wahrscheinlich überall auf der Welt, geschminkt. Man möchte ihnen Rosenblätter vor die Stöckelschuhe werfen. In der Abfertigungshalle für Inlandsflüge esse ich mit Hackfleisch gefüllte Weinblätter. *It smells like Heimat*. Aber Heimat war auch der Burgunder Rindsbraten in Berchtesgaden. Hier Joghurtspritzer, dort Soßenspritzer auf dem Hemd. Kaum bin ich im Heimatland meiner Eltern, fallen mir all die lustigen Fragen ein, die man mir nach Lesungen stellt. Wo fühlen Sie sich heimisch? Und: Sind Sie zerrissen? Nö. Deutschland ist mir gut genug. Deutsch gefalle ich mir am besten.

4. AUGUST

LUCY WIRTH Das hab ich fast vergessen, wie das ist, wenn man mit der gesamten WG nach dem abendlichen Ausgehen zusammen nach Hause kommt. Das ist ein schönes Gefühl, wenn man zusammen heimtorkeln kann.

5. AUGUST

LUCY WIRTH Heute hat mir die Aare den Bikini ausgezogen, und mein Vorschlag, ein Zeitungsabo zu teilen, wurde von meinen Mitbewohnerinnen abgelehnt.

FERIDUN ZAIMOGLU Mit geliebten Menschen am Strand. Meine Eltern, meine Onkel und Tanten, die Cousins. Wir sitzen unter Sonnenschirmen. Wegen des kalten Windes traue ich mich nicht, ins Meer zu gehen. Ich bohre mit der großen Zehe Ameisenlöcher in den Sand und kratze mir den Nasenrücken. Mir geht es gut. Abends zwei Stunden türkisches Fernsehen: erbärmlich, widerlich, abstoßend. Die Idioten legen Bekenntnisse ab, sie sind stolz auf ihre Defizite. Wenn Europa uns nicht will, dann pfeifen wir auf Europa, brüllen sie. Nach zwei Tagen in der Türkei verstehe ich meine Eltern. Sie sagen: Wer dieses Land liebt, wird zum Türken- und Kurdenhasser.

6. AUGUST

Das Landgericht Augsburg spricht Max Strauß, den ältesten Sohn des früheren bayerischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß, vom Vorwurf der Steuerhinterziehung frei

9. AUGUST

Der polnische Staatschef Lech Kaczyński und Oppositionsführer Donald Tusk einigen sich in Warschau auf vorgezogene Neuwahlen

6. AUGUST

FRANKA POTENTE Mittlerweile bin ich endlich an meinem Ziel angekommen, im Süden Spaniens, ich laufe gerade zum Pool, weil heute mein freier Tag ist. Schön, sich einmal durchwärmen zu lassen. Ich habe schon meinen ersten spanischen Satz gesagt, der hat super geklappt, gleich beim ersten Mal. Ich glaube, Steven spricht selber kein Spanisch, der hat sich jedenfalls nicht beschwert. Ich hatte schon eine Guerillaprobe, wo man uns die Waffen erklärt hat und wir Munitionsgürtel bekommen haben. Ich habe gelernt, wie man sich im Dschungel bewegt oder wie man das Gewehr hält. Und ich hab meine Guerillagruppe kennengelernt. Das Lustige ist, dass alle gleich aussehen. Benito ist supernett, immer freundlich zu mir, sagt immer hallo, aber unter den ganzen Bärten und Uniformen kann ich ihn kaum erkennen. Die Guerillas sind alles nur Männer. Ich habe das Gefühl, dass alle ganz froh sind, dass jetzt mal ein Mädchen kommt.

7. AUGUST

HANS JOACHIM SCHELLNHUBER Bei größter Hitze besuchen wir die Werkstatt von Eva Pietzcker in Berlin. Sie und Margret prüfen die Idee, ein gemeinsames Buch herzustellen. Eva würde ausgewählte Holzschnitte sowie ihre Buchbinde-technik beisteuern und Margret die Gedichte. Kalten Pfefferminztee schlürfend, bestaunen wir das etwa 45 Zentimeter hohe und ein Meter breite Holzbrett, aus dem Eva gerade eine kanadische Landschaft von arroganter Vollkommenheit herauschält. Wieder zu Hause, denkt Margret über die Lyrik nach, die zu Evas Naturblicken passen könnte. Vielleicht weil auf den Holzschnitten auch Inseln zu sehen sind, denkt sie an eines ihrer Lieblingsgedichte, das folgendermaßen beginnt: „*keiner sah mich / als ich von der Insel ablegte / auf der ich Karten spielte mit Gott / habe ich ihn getötet? / habe ich ihn ins Wasser gestoßen / als er lachte, als ich / ihm auf den Leim gegangen war / und er sein unbändiges Lachen lachte? / war ich demütig, als er mich gewinnen ließ? / war ich erlöst, als sich herausstellte, daß es nur Gott war, ohne eine Antwort auf mein Leben / und wir einfach nur eine glückliche Stunde verbrachten?*“ Margret schreibt diesen Sommer wieder viele Gedichte. Warum verschwende ich eigentlich meine Tage mit der Prosa des Klimawandels?

8. AUGUST

LUCY WIRTH Ich hab grad mein Welcome-Package von der Stadt Bern geöffnet, und da sind Kaliumjodidtabletten drin, für den Fall eines Kernkraftunfalls. In meinen Gelenken knarzt's, und im Kopf brummt's. Ich darf jetzt nicht krank werden.

9. AUGUST

LUCY WIRTH Ich fühl mich, als hätt mich die Katze gekotzt. 39,3 Grad Fieber, und ich bin nach Zürich gefahren zu meinen Eltern.

JONATHAN MEESE Bin gerade im Treppenhaus meiner Wohnung angekommen. Hatte mindestens 20 Minuten das Scarlett-Johansson-Lied der Revolution im Kopf. Gestern den ganzen Abend DAF gehört, Deutsch-Amerikanische Freundschaft, vor allen Dingen *Als wär's das letzte Mal, Verlier nicht den Kopf und Verschwende deine Jugend*.

Foto: Sven Paustian

*„Dies ist der erste Sommer,
in dem wir nicht mehr
eine Kleinfamilie sind“*

DIE VERTRIEBSBERATERIN **EVA FRISCH** MIT IHREM SOHN IN ST. INGBERT



Danach *Reifeprüfung* geguckt, davor *Wer Gewalt sät*. Herrlich! Kurz vor meiner Küche in Berlin. Wäre sehr, sehr gerne noch in den Zoo gegangen, hab's leider nicht geschafft. Macht aber nichts, jetzt wird wieder sehr viel gearbeitet. Allerdings Unabenteuerliches bitte. Das Leben möge kein Abenteuer sein. Nur die Kunst ist das Abenteuer. Das Leben des Menschen selber möge unabenteuerlich und normal sein, so wie es eben zu sein hat. Aber in der Kunst hat alles stattzufinden, alles, Kunst ist das totale Abenteuer.

10. AUGUST

FERIDUN ZAIMOGLU Sommergrippe. Schweißanfälle und Schüttelfrost. Jubel: Habe heute in stundenlanger Arbeit trotz Siechtum meinen Roman zu Ende gebracht. Die Mütter wachen über ihre heiratsfähigen Töchter. Alles ist Berechnung und Bilanz. Ich bin Junggeselle, es klingt sehr altmodisch, und tatsächlich schauen mich die Freundinnen meiner Mutter aus bösen Augen an, wenn ich auf ihre Fragen nach meiner Lebensführung und der nahen Zukunft nichts Gescheites antworten kann. Ich rede über das Buch in Arbeit und das Nachfolgebuch. Ich rede nur wenig, und am Ende wünschen sie mir gute Besserung. Natürlich meinen sie nicht die Sommergrippe.

JONATHAN MEESE Die totale Demut hat jetzt begonnen, sie fließt weiter, immer noch Scarlett Johansson im Sinn. Das ist gut, wie die Mumins, die süßen kleinen Tierkinder. Und wir legen unser Schicksal in die Hände dieser süßen Wesen. Jetzt geht es los. Das Revolutionsspiel der Zukunft hat begonnen. Die Diktatur der Kunst lebt.

11. AUGUST

LUCY WIRTH Fieberwahn ist eine geile Sache. Wenn ich 'nen Rasenmäher höre, dann seh ich Schlösser, die vom Boden starten wie Raketen und düsen, so spitztürmige Schlösser. Und es sind keine Vögel draußen, sondern Affen, die so zwitschern. 38,9 Grad.

12. AUGUST

LUCY WIRTH Ich bin jetzt in der Notaufnahme, weil ich vor ungefähr eineinhalb Stunden angefangen hab, so voll zu glühen, und dann völlig mein Hirn ausgeschaltet wurde und ich einfach nur noch heulen konnte. Jetzt krieg ich noch ein Röntgenbild, und die Blutwerte kommen noch. Es ist total beruhigend, wie still und professionell es hier drinnen ist und was für einen schönen Farbton die Decke hat, milchig grün. Ich hab eine Lungenentzündung und muss drei Tage hierbleiben.

NAJWA Ich habe meine Aufenthaltserlaubnis bekommen! Die Integrationsbeauftragte hier am Ort hat sich dafür eingesetzt, dass ich ein Papier für die nächsten zwei Jahre bekomme. Danach kann ich Deutsche werden. Au Mann, ich freu mich schon auf den deutschen Pass. Dann kann ich meinen Namen ändern und vielleicht endlich mit weniger Angst leben.

17. AUGUST

HANS JOACHIM SCHELLNHUBER Schon wieder besuche ich Stockholm, diesmal als unabhängiger Gutachter für das

12. AUGUST

In der Fußballbundesliga übernimmt Rekordmeister Bayern München zum Saisonauftakt die Tabellenführung

13. AUGUST

Karl Rove, engster politischer Berater des US-amerikanischen Präsidenten George W. Bush, kündigt seinen Rücktritt an

15. AUGUST

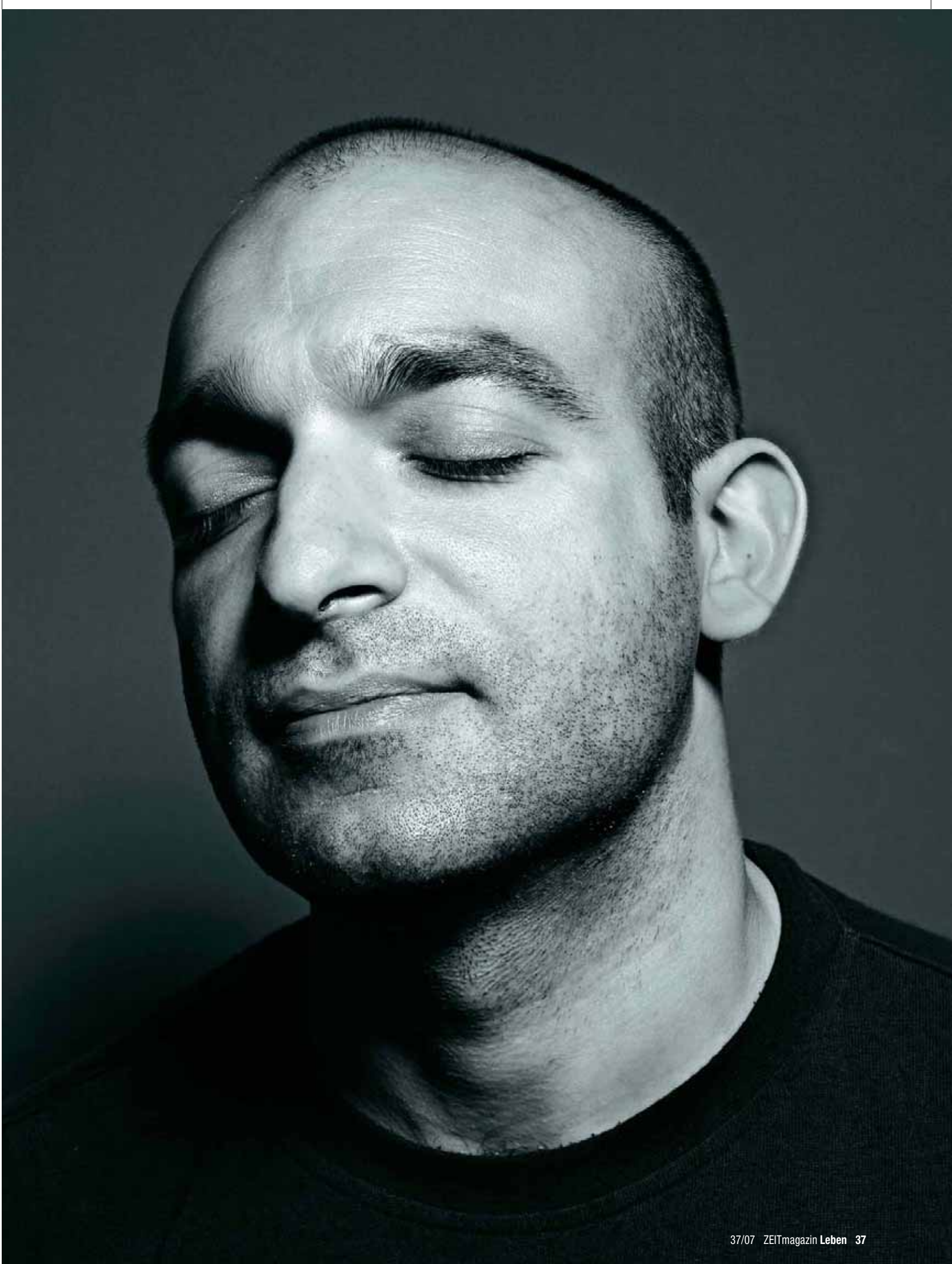
In Duisburg werden sechs Italiener kaltblütig mit Kopfschüssen getötet. Die Polizei geht von einer blutigen Fehde rivalisierender Mafia-Familien aus

wichtigste internationale Forschungsprogramm zum globalen Wandel. Stockholm ist unerwartet schwül, und das für uns gebuchte Hotel, welches sich seiner Zugehörigkeit zur Drei- und Vier-Sterne-„Elite Group“ brüstet, hat bestenfalls den Standard einer deutschen Jugendherberge – nur viel schmutziger. Die Nacht bei hitzebedingt geöffneten Fenstern ist unerquicklich laut; vor dem Frühstücksbuffet fliehen wir in ein nahe gelegenes Café. Später erschließt sich mir die Logik der jämmerlichen Unterbringung: Hier werden vor allem Wissenschaftler verstaubt. Forscher pflegen sich nicht über mangelnde Hygiene zu beklagen und verwenden Projektgelder lieber für die Gerätebeschaffung als für den Reisekomfort. So ist zumindest die Erwartung der öffentlichen Zuwendungsgeber, welche sich den Gelehrten nur als weltfremd-asketischen Idealisten vorstellen mögen, den nichts mehr beglückt als eine Fahrt dritter Klasse in der Transsibirischen Eisenbahn.

20. AUGUST

HANS JOACHIM SCHELLNHUBER Sir Nicholas Stern ist seit seinem Report zur Ökonomie des Klimawandels ein berühmter Mann. Vor genau zwei Jahren hatte ich das Vergnügen, ihm die erste naturwissenschaftliche Orientierung für seine Studien zu geben, und seither treffen wir uns in unregelmäßigen Abständen zum Gedankenaustausch. Heute bin ich mit ihm zum Lunch nahe der London School of Economics, seiner alten und neuen Wirkungsstätte, verabredet. Nick fragt mich, ob ich indisches Essen mag. Nun, ich liebe es sogar, wenn es einigermaßen authentisch ist. Also schlendern wir in Richtung Themse zum India Club, dessen Authentizität wirklich nichts zu wünschen übrig lässt. Das Essen ist preiswert, aber köstlich, und der große Mahatma blickt von allen Seiten auf uns herab. Zu meiner Genugtuung hat selbst Nick, der Jahre in Indien verbrachte, Schwierigkeiten, das wie Nähmaschinengeratter klingende Englisch des Kellners zu verstehen. Beim Rückweg entlang des Flusses diskutieren wir über den „Global Deal“, also das Klimaschutzregime, welches dem Kyoto-Protokoll nachfolgen und die Industrie mit den Entwicklungsländern in einem fairen Abkommen zusammenbinden soll. Die britische und die deutsche Regierung arbeiten aufs Engste zusammen, um dieses Projekt international voranzubringen.

EVA FRISCH Nachdem ich mittlerweile weiß, dass ich keinen jüngeren Mann in mein Leben integrieren möchte, bleiben noch eine Menge anderer Möglichkeiten offen. Um diese weiter einschränken zu können, schickte mir der liebe Gott vor Kurzem gleich die nächste Erfahrung. Dort, wo sein Einfluss am größten ist: in der Kirche. Ich ging mit Tom zum Sonntagsgottesdienst – was tut man nicht alles, wenn man ein Kommunionkind hat? Nach der Messe kam zielstrebig ein Mann mit einem kleinen Mädchen auf uns zu. Zuerst ein kurzer Small Talk, dann eine durchaus nette Konversation. Als wir uns einige Zeit später in einem Lokal auf ein Glas Wein trafen, war ich überrascht, wie sachlich dieser Mann beschrieb, was er sich von einer Frau erhoffte. Es klang wie eine Stellenausschreibung. Wie eine, auf die ich mich definitiv nicht bewerben wollte. Toll! Nach neun Monaten Singledasein habe ich zumindest eine beachtliche Sammlung von Männern, die ich nicht will.



STUMME GEWALT



Fotos: Kai-Uwe Werner/dpa Picture-Alliance, Stefan Freund



*Für die RAF-Terroristen war Alfred Herrhausen ein Feind. Für unsere Autorin **CAROLIN EMCKE** war er Patenonkel und Freund. Achtzehn Jahre nach dem Attentat beschreibt sie den Schock des 30. November 1989. Ihr Plädoyer: Amnestie gegen ein Ende des Schweigens*



Am Ellerhöhweg
in Bad Homburg
wohnte Alfred
Herrhausen, auf
dem Seedammweg
wurde er ermordet.
Die Explosion
der Bombe war in
seinem Haus zu
hören. Und in der
Schule, die seine
Tochter besuchte

ch denke immer noch an den Taxifahrer. Es war bereits Mittag, als die Maschine aus London in Frankfurt landete. Ich stieg in das erstbeste Taxi auf dem Standstreifen im unteren Stockwerk des Flughafens und nannte dem Fahrer erklärungslös die Adresse in Bad Homburg. Er verzog keine Miene. Dabei musste er wissen, *wessen* Haus das war. Den ganzen Tag über war die Nachricht im Radio gemeldet worden. Den ganzen Tag über hatte er aufgeregt diskutierende Gäste durch die veränderte Stadt chauffiert. Wortlos nahm er mir meine alte, zerknautschte Ledertasche ab und verstaut sie im Kofferraum.

Damals schien mir das nicht erstaunlich. Ich kann mich nicht erinnern, ob er auf der Fahrt mein Gesicht im Rückspiegel beobachtet, nach Spuren der Verzagt-heit gesucht hat. Ich erinnere mich nur, dass ich regungslos dasaß und aus dem Fenster starrte. Unfähig, mich auf die vorbeihuschenden Landschaften, innen oder außen, zu konzentrieren. Erst in Richtung Kassel. Dann runter von der Autobahn und die vertraute Pappelallee entlang, von dort nach rechts auf den Kreis- zu. Wie naiv muss ich gewesen sein, zu glauben, wir könnten die Strecke an diesem Tag fahren. *Als sei nichts geschehen*. Wie wohlwollend muss der Taxifahrer gewesen sein, dass er mir trotzdem diesen Gefallen tun wollte. Wir bogen zum Seedammweg ein – und alles stockte hinter den Absperrungen. Wir saßen fest.

Von hier an ist die Erinnerung bruchstückhaft. Eine Metapher – und doch wahr. Es sind nur Fetzen geblieben.

Ich stieg aus.

Habe ich dem Fahrer irgendeine Erklärung gegeben? Habe ich ihm gesagt: Ich will nur einmal sehen, was da los ist? Ich kann mich nicht erinnern.

Überall waren Kontrollen, Polizisten, Schaulustige, BKA-Beamte. Geschäftigkeit und Hilflosigkeit prägten das Getümmel vor und in der Kreuzung. Ein langer Stau hatte sich gebildet, aber niemand hupte, niemand beschwerte sich. Ich bin ungehindert in den Seedammweg spaziert.

Hat mich jemand nach meinem Ausweis gefragt? Hat jemand wissen wollen, was ich an diesem Ort zu suchen hatte? Vermutlich. Aber auch dafür habe ich keine Belege mehr in meinem inneren Bildarchiv.

Auf einmal hatte ich freien Blick auf die ganze Szene, die Straße hinunter und wieder hinauf, den Hügel hoch, an dem die Schule liegt.

Warum habe ich mir das angetan? Warum musste ich es sehen?

Was ich erwartet hatte, kann ich nicht sagen.

Ich stand am Anfang der Straße und schaute auf den Wagen. *Den* Wagen. Den gesprengten, verkohlten Mercedes, in dem wenige Stunden zuvor mein Patenonkel auf dem Rücksitz gestorben war. An einer Schlagader getroffen, der Arteria femoralis, und verblutet, durch eine als Hohlladungsmine konstruierte Bombe.

Der Wagen stand quer auf der Straße. Unnatürlich wie ein verrenktes Gelenk, das vom Leib absteht. Ich erinnere mich noch, wie mir kurz einfiel: „Aber Jakob ist immer quer über die Gleise gegangen.“ Dann huschten auch diese Worte davon, und alles wich aus mir. Als ob unwillkürlich Platz geschaffen werden musste, damit die Wirklichkeit dieses Ereignisses einziehen konnte.

Wie lange braucht es, um zu begreifen, dass ein Freund ermordet worden ist? Wie lange braucht es,

um zu verstehen, dass es keinen Abschied gab? Dass du versäumt hast, zu sagen, was er hätte wissen sollen? Dass sie, die Mörder, dir, der Angehörigen des Opfers, Schuld aufgeladen haben?

Als ich wieder zu mir kam, saß ich in einem Feuerwehrfahrzeug. Ich hielt, glaube ich, eine Tasse in der Hand. Oder einen Becher. Jemand sprach auf mich ein. Beruhigend. Ich glaube nicht, dass ich die Worte verstand. Wie ich von der Straße in den Wagen gekommen bin, weiß ich nicht. Was vorher geschah, kann ich nicht sagen. War ich gestürzt? Gefallen? Hatte mich jemand aufgehoben? Getragen?

Es gab einen Riss. Exakt in dem Augenblick, an jenem 30. November 1989, dort auf dem Seedammweg, zwischen dem hässlichen Parkhaus und der absurden Taunus-Therme, in dem das Bewusstsein begriff, dass wahr war, was wahr war: Unbekannte Attentäter hatten Alfred Herrhausen ermordet.

Dieser Moment des Verstehens ist verschollen. Wie sollte das auch jemand verstehen und intakt bleiben. So blendete das Bewusstsein sich aus. Koppelte die Erfahrung vor dem Begreifen des Unbegreiflichen ab von der Erfahrung danach. In der Mitte nur eine Bruchstelle der Bewusstlosigkeit.

Seitdem gibt es nur noch ein Vorher und ein Nachher.

Nachher versuchte ich, irgendetwas zu sagen. Über den Becher in meiner Hand hinweg zu den freundlichen Pflegern oder Feuerwehrmännern. Irgendetwas. Viel konnte es nicht sein. Ich wollte in den Ellerhöhweg. Dort warte man auf mich. Ob mich jemand dorthin bringen könne. Vorbei an den Sperren und Behinderungen. Ich glaube, ich habe ihnen meinen Pass gegeben, damit sie per Funk in irgendeinem Computer nachforschen konnten, wer ich war.

An meinen Taxifahrer habe ich gar nicht mehr gedacht. Er muss die ganze Zeit dort vor der Kreuzung gestanden haben, auf dem Bürgersteig.

Wie lange mochte das her sein? Wie lange hatte ich auf diesen Wagen gestarrt? Wie lange war ich abgetaucht?

Aber als mich der Polizist schließlich mit einem Einsatzfahrzeug den Berg hochfuhr, war die alte Ledertasche im Kofferraum. Er musste sie den Beamten gegeben haben. Wortlos vermutlich. Als ob selbstverständlich.

Ich habe ihn nie bezahlt.

Dabei war es eine lange Strecke gewesen. Vom Flughafen Frankfurt bis zum Tatort in Bad Homburg. Was mag er gedacht haben, als ich so einfach ausstieg? Und verschwand. Wie lange mag er gewartet haben?

Immer wenn ich an diesen Tag denke, fällt er mir wieder ein und dass ich ihn ausfindig machen muss.

Einmal habe ich es versucht. Jahre später. Ich habe die Taxizentrale angerufen, um festzustellen, dass es das gar nicht mehr gibt: Taxizentralen. Es ist alles dezentral und vereinzelt, und jemanden suchen kann man immer nur innerhalb einer Firma, aber nicht darüber hinaus. In dieser Taxigemeinschaft jedenfalls war kein Fahrer zu finden, der an jenem Tag um die Fahrkosten geprellt worden war.

Achtzehn Jahre ist das nun her. Erzählt habe ich es nie. Auch nicht geschrieben. Dabei bin ich Journalistin geworden. Immer wieder gab es Gelegenheiten und Anfragen, diese Geschichte zu erzählen. Manchmal freundlich neugierige. Meistens manipulative.



DER UNGEKLÄRTE MORD AN ALFRED HERRHAUSEN

Als Vorstandsmitglied der Deutschen Bank unterzeichnet Alfred Herrhausen (oben rechts) 1977 einen Milliardenkredit für Mexiko

Herrhausen mit Edzard Reuter, dem Vorstandsvorsitzenden von Daimler-Benz seit 1987

Traudl und Alfred Herrhausen bei einem Empfang für Michail Gorbatschow im Juni 1989

Alfred Herrhausen, Jahrgang 1930, war seit Mai 1985 Vorstandssprecher der Deutschen Bank, gleichzeitig Aufsichtsratsvorsitzender der Daimler-Benz AG und damit einer der einflussreichsten Männer der deutschen Wirtschaft. 1987 plädierte er bei einer Tagung der Weltbank für einen teilweisen Schuldenerlass zugunsten von Entwicklungsländern.

Am Morgen des 30. November 1989 fiel er einem Anschlag zum Opfer: Zwischen zwei Begrenzungspfosten an der Straße ließen die Täter mit Hilfe einer Lichtschranke eine als Hohlladungsmine konstruierte Bombe explodieren, als der gepanzerte Mercedes 500 vorbeifuhr. Alfred Herrhausen starb, sein Fahrer Jakob Nix wurde verletzt, die Leibwächter in zwei Begleitfahrzeugen blieben unversehrt.

Bis heute ist nicht bekannt, wer die Mörder waren. In der Nähe des Tatorts wurde ein Bekennerschreiben der RAF gefunden. Erst Jahre später wurden zwei Verdächtige, die ein dubioser V-Mann und Kronzeuge in den neunziger Jahren als Täter benannt hatte, gefasst. Aus Mangel an Beweisen wurden sie aber wieder freigelassen.



Fotos: Witschke/dpa Picture-Alliance; Piehl/Julstein; Jüschke/Julstein

Ein idealer Fall eigentlich. Eine Betroffene selbst. Mit Zugang zu allen Beteiligten. Nur sonderbarerweise war da kein Zugang. Nicht zu der Geschichte als Erfahrung in meinem eigenen Leben. Nicht so, dass ich sie anderen hätte mitteilen wollen.

Das habe ich mit den Terroristen gemein.

Ich habe zu rauchen begonnen an jenem Tag. Von einem Moment auf den anderen. Camel. Ohne Filter. Eine Schachtel am Tag. Die ersten Wochen auch mehrere. Wir haben viel getrunken in jenen Tagen. Aspirin geschluckt. Ich habe Taschentücher vollgeblutet. Eines nach dem anderen. Ich neige nicht zu Nasenbluten. Aber damals lief es einfach heraus. Nicht Tränen, sondern Blut.

Mit Alkohol und Zigaretten setzen wir der Körperlichkeit zu, als könnten wir uns so verwunden. Geessen haben wir gut. *Sehr* gut. Und gelacht haben wir auch. Herzlich. Hemmungslos. Verzweifelt.

Am Abend des ersten Tages saßen die Personenschützer in der Küche. Wenn mich nicht alles täuscht, dieselben vom Morgen. Sie waren nicht abgezogen worden. Sie schoben Dienst. Als ob es noch jemanden zu bewachen gäbe. Da saßen sie nun an dem kleinen Holztisch. Sprachlos. Beschämt. Hilflos in ihrer ganzen muskelbepackten Größe. Professionelle psychische Betreuung bekamen sie an diesem Tag nicht. Vielleicht hatte einfach niemand an sie gedacht. An die Selbstvorwürfe, die sie nun aushöhlen würden. An

die Schockwellen der Bilder des Anschlags, denen sie ausgeliefert waren. Warum hatten sie überlebt? Und nicht der, den sie hatten beschützen sollen? So kümmerte sich Traudl Herrhausen um sie. Hörte ihnen zu. Schenkte Schnaps und Kaffee aus. Tröstete die, die anstelle ihres Mannes am Leben waren.

Am späten Nachmittag hatte die RAF angerufen. Das ist nicht richtig. Da war keine Gruppe, die anrief. Da war noch nicht einmal ein Mensch. Es war eine gesichtslose, akzentfreie männliche Stimme, die mit niemandem sprechen wollte, sondern nur verkünden.

Wir waren zu mehreren in der Küche. Ich erinnere mich nicht mehr genau, wer zuerst am Apparat war und mich dann zu sich rief, damit ich mithören konnte. Wir hielten den Hörer leicht schräg. Es dauerte eine Minute, schätze ich.

„Kommando Wolfgang Beer“, „Herrhausen, der mächtigste Mann Europas“, es waren die üblichen ideologischen Schablonen. In der Passage, die ich mithörte, wurde die gerade durch die Deutsche Bank vermittelte Fusion von Daimler-Benz und MBB von der Stimme nicht erwähnt. Ich weiß noch, wie mich das irritierte. Innerhalb ihrer eigenen Logik musste die Vereinigung des Autokonzerns mit dem Rüstungsunternehmen *das* Symbol schlechthin sein für das, was die RAF den „militärisch-industriellen Komplex“ nannte. Ich dachte deswegen daran, weil Alfred Herrhausen und ich darüber furchtbar

Strafe der Gemeinschaft, in der man lebt, anzunehmen, gehört zum Merkmal des Politischen.

Warum ich davon so überzeugt bin? Ich habe meine Masterarbeit über das Recht auf Widerstand geschrieben. Das war Jahre nach dem Mord. Ich hatte mein Studium in London abgebrochen und war nach Frankfurt gezogen. Am Philosophischen Institut in Frankfurt wusste kaum jemand davon, dass dies nicht nur eine theoretische Auseinandersetzung war.

Ich habe nur Autoren diskutiert, die Widerstand und zivilen Ungehorsam *legitimieren*. Das hatte ich mir geschworen. In der ersten Woche. Da war Alfred Herrhausen noch nicht einmal beerdigt. Dass es den Mördern niemals gelingen sollte, mich zu einer anderen Person zu machen. Dass ich ihnen nicht den Triumph gönnen würde, mich politisch zu verbittern, dass ich intellektuell offen bleiben müsse – *aus Hass gegenüber den schweigenden Tätern*.

Es schafft einen ganz eigenen Raum um sich herum, dieses Schweigen, in den werden wir eingeschlossen: Täter und Opfer zugleich. Die Stille verfestigt sich wie eine Eisschicht. Darin eingefroren, vergeht die Zeit ohne uns.

Wir bleiben zurück im Moment des Attentats. Wir können uns davon nicht lösen. Können es weder vergessen noch verarbeiten. Das Ereignis, das die Leben beider, des Täters und der Angehörigen des Opfers, bestimmt hat wie kein anderes, bindet uns zusammen: weil wir nicht begreifen können, was keine Geschichte hat, die erzählt werden könnte. *Wir* können die Geschichte nicht erzählen, weil wir sie nicht *kennen*. Die *anderen* wollen sie nicht erzählen, weil wir sie dann *erkennen*.

So bleiben wir ohne Wissen und ohne Gegenüber. Ausgeliefert dem Schweigen der anderen. Und der eigenen Fantasie.

Wie ist die Entscheidung gefällt worden, Alfred Herrhausen zu töten? Wie geht so was? Wird da ab-

gestimmt? Sitzen sie alle in einer Runde und nicken dann zustimmend mit den Köpfen? Heben sie die Hand? Hat jemand widersprochen? Darf das jemand in diesem Kollektiv? Gab es alternative Kandidaten für einen Mord? Was sprach für Alfred Herrhausen? Wirklich nur seine Funktion? Die Geografie von Bad Homburg? Wie lange wurde ausspioniert?

Wie immens muss die motivationale Kraft zu töten sein, dass sie sich durch alle logistischen und technischen Details der Vorbereitung hindurch erhalten kann?

Woran denkt jemand, der TNT für eine Bombe präpariert? An die behutsamen Bewegungen, die es braucht, um alles sauber und genau zu machen? An eine flüchtige Begegnung mit einer Bekannten vor einigen Monaten? An einen vertrauten Song, der gleichzeitig im Radio läuft? An die gläserne Fassade der Türme der Deutschen Bank? An das ersehnte Abendessen? Und als dann die Bombe in ein Paket gewickelt wurde und das Paket auf dem Gepäckträger des Fahrrads deponiert wurde, was ging da durch ihre Köpfe? Vorfreude auf das große Ereignis? Sorge vor technischen Pannen? Furcht vor der Ergreifung?

Und hat es einen einzigen Moment gegeben, in dem fragende Nachdenklichkeit statthaben durfte? Sind jemandem Zweifel gekommen? An dem Objekt des Hasses? An dem Hass selbst? Hat es einen *einzigsten* Moment gegeben, an dem jemand unsicher wurde? Nur ein Hauch von Zweifel, vorbeihuschend, aber doch deutlich genug, um Angst vor der eigenen Angst zu machen. In einem unbeobachteten Augenblick. Vielleicht beim Kauf des Fahrrads, das an der Laterne am Seedammweg abgestellt wurde. Es hätte ja auch ein Kind auf dem Schulweg treffen können. Oder einen schwimmbegeisterten Rentner, der in der Taunus-Therme morgens immer seine Bahnen dreht. Spielt das eigentlich eine Rolle, *wen* man da mit einer 20-Kilo-Ladung Sprengstoff umbringt?

Eine Stele am Tatort erinnert an den Ermordeten – mit einem Satz der Dichterin Ingeborg Bachmann, den Herrhausen einmal in einer Rede zitiert hatte



Foto: Stefan Freund

Entscheidet man sich erst, zum Mörder zu werden? Und danach für das Opfer? Das muss wohl so sein. Denn es kann ja kein Opfer geben ohne vorherigen Entschluss zu töten. Wenn aber zuerst feststeht, dass man töten wird, und erst anschließend das Ziel ausgesucht wird – wie kann man dann noch den Mord durch die Auswahl des Opfers rechtfertigen?

Alfred hatte ein neues Hüftgelenk. Titan, wenn mich nicht alles täuscht. Jahrelang hatte er unter Schmerzen das Bein leicht nachgezogen. Der behandelnde Chirurg war erschrocken gewesen, als er die Röntgenbilder das erste Mal sah. Verständnislos, wie jemand sich hatte so lange quälen können. Als er schließlich operiert wurde, sollte auch die Rekonvaleszenz so unauffällig wie möglich verlaufen. Ich hatte ihn besucht, irgendwo südlich von Hamburg, ich weiß den Namen der Klinik nicht mehr, als er ungeduldig wie ein kleines Kind die Operation vergessen machen wollte. Wir sind essen gegangen. Vertraut wie immer. Wir kannten uns seit über einem Jahrzehnt. Ich hatte keinen „echten“ Patenonkel. Meine Taufe hatte lediglich einen Tag vor der Konfirmation stattgefunden. Da war keine lange Begleitung durch Paten möglich. Alfred Herrhausen war immer schon der Freund meiner Eltern gewesen, der mir am nächsten war, der mir auch nah sein wollte. Über alle Jahre und Differenzen hinweg. Das nannten wir beide einen Patenonkel. Damals hat mir Alfred beigebracht, wie man Schnaps trinkt. Wir waren beide im Ruhrgebiet geboren. Er in Essen. Ich in Mülheim. Er hielt das Glas hoch, „man sieht ihn nicht“, er schnupperte erfolglos an dem Fusel, „man riecht ihn nicht“, er schlug das Glas mit dem unsichtbaren Brennstoff auf die kahle Tischplatte, lauschte dem knallenden Klopfen, „... aber man *hört* ihn“. Das war gerade zehn Monate her. Kein langes Leben für ein Hüftgelenk.

Haben sie das bemerkt bei ihrem Ausspionieren? Dass ihr Opfer diesen leicht synkopischen Gang noch hatte? Dass der Körper etwas aus der Achse rutschte? Dass er versuchte, es zu überwinden?

Beim Ausforschen der Gewohnheiten, der Abläufe, der Uhrzeiten im tagtäglichen Tag muss ihnen das doch aufgefallen sein.

Wer den Tod eines anderen plant, muss sich mit seinem Leben befassen.

Und wie sie da so auf der Lauer lagen, tagein, tagaus, vermutlich unregelmäßig, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, da müssen sie einen *Menschen* beobachtet haben, jemanden, dessen Hund sich nicht um die Anzüge scherte und aufgeregt an ihm hochsprang, jemanden, der leidenschaftlich Fahrrad fuhr, dessen Tochter morgens zur Schule ging, einer Schule, die so nah an der späteren Anschlagsstelle lag, dass man die Detonation in den Klassenräumen würde hören können, jemanden mit einer Familie, die sich wirklich liebte, einen leicht humpelnden Menschen.

Ist ihnen nicht aufgefallen, dass man nur in der Theorie einen Repräsentanten tötet, in der Praxis aber ein Individuum? Haben sie darüber nachgedacht?

Es schafft einen ganz eigenen Raum um sich herum, dieses Schweigen, in den werden wir eingeschlossen: Täter und Opfer zugleich. Die Stille verfestigt sich wie eine Eisschicht. Darin eingefroren, vergeht die Zeit ohne uns.

Wie schaffen sie das? Diejenigen unter ihnen, die noch unentdeckt in Freiheit leben? Diejenigen unter ihnen, die im Gefängnis sitzen, verurteilt womöglich

für eine andere Tat, nicht den Mord an meinem Freund? Wie halten sie es aus, dieses Schweigen? Wie können sie weiterleben? Als wer?

Wie können sie sein, wer sie sind, wenn sie über ihre eigene Geschichte nicht sprechen können? Wie können sie jemand anders werden, wenn sie über ihre eigene Geschichte nicht sprechen?

Wir sind sprachliche Wesen. Wir verstehen uns nur im Gespräch mit anderen. Erzählend entwickeln wir unsere Vorstellung von uns selbst. Von unserer Herkunft erfahren wir durch die Geschichten, die erinnerten, die erfundenen, unserer Vorfahren, von uns selbst erfahren wir durch die Reaktionen der anderen.

ALFRED HERRHAUSEN WAR MIR NAH, ÜBER ALLE JAHRE UND DIFFERENZEN HINWEG

Als solche sprachliche Wesen, die sich dialogisch, mit und durch andere begreifen, sind wir abhängig davon, dass wir unsere Erfahrungen in eine Geschichte betten können. Wie mäandernd sich unsere Leben auch ihren Weg bahnen, suchen wir doch danach, den Verlauf in ein Narrativ bringen zu können. Erzählend vollziehen wir die beabsichtigten wie unbeabsichtigten Bewegungen nach. Zeichnen das Vorgefundene erst aus. Geben den Zufällen einen Sinn, den Unfällen eine Bedeutung und uns selbst eine bestimmte Kontur. Es ist im Gespräch mit anderen, in dem die Kontinuität unserer narrativen Identität sich beweisen muss. In der sie bestätigt und hinterfragt wird. Durch die Anerkennung oder Abweisung der Gegenüber zeichnen sich unsere Eigenheiten und Andersartigkeiten, Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten, unsere Individualität also, erst ab und aus.

Wie soll ihnen das gelingen? Sie können ihr Leben nicht vermitteln, anderen nicht und damit auch sich selbst nicht. Denn ihr Leben hat einen schweigenden Bruch, den sie nicht einflechten können in ihre Erzählung. Sie müssten erklären können, wie sie dorthin gekommen sind – jenseits der Schablonen vom „System“ und vom „Staat“. Sondern indem sie „ich“ sagen.

Keiner will ihnen das zugestehen: die Mittäter nicht, denn sie müssten dazu aus dem Kollektiv ausbrechen und wieder ein Subjekt, ein Individuum werden. Die Gegenseite nicht, denn die will ihnen jede Subjektivität, jede Menschlichkeit absprechen. Die vermeintlichen Sympathisanten verstehen nicht, dass sie sie nur weiter im Eis der unbegriffenen, weil unerzählten Erfahrung einschließen. Die vermeintlichen Repräsentanten verstehen nicht, dass die Täter nicht einfach bereuen können, was sie nicht vorher als Eigenes begriffen haben.

Ich möchte keine Reue. Ich möchte, dass sie mir *ihre* Geschichte erzählen. Mit allem, was darin für mich schmerzlich sein mag. Das müsste ich aushalten. Aber erst dann wird der Mord an meinem Freund vorstellbar. Erst dann kann die Fantasie aufhören, mich zu quälen. Ich brauche ihre Geschichte. Denn es ist auch meine.

Sie wiederum, dessen bin ich sicher, brauchen auch meine. Inklusive der Einwände. Ansonsten können sie

weder diesen Mord in ihrer eigenen Geschichte begreifen noch ihr Leben danach. Im Gefängnis. Oder in der unsicheren Freiheit desjenigen, der nicht gefasst wurde und der den Rest seines Lebens mit der Angst ringen muss und dem Wissen, über dieses Leben nicht sprechen zu können.

Das, scheint mir, ist die größte Strafe, die ihnen zuteil werden konnte. Das muss schlimmer sein als das Leiden hinter verschlossenen Türen.

Die Liebe zur Musik scheinen einige von uns seltsamerweise zu teilen. „Uns“ ...? Die Liebe zur Musik. Einmal haben wir zusammen Musik gehört, Alfred Herrhausen, Traudl und ich. Still. Wir saßen auf dem Fußboden, wenn mich nicht alles täuscht. Ich zumindest. Es war ein Abend im Winter. Ihre Tochter schlief schon. Erschöpft von einer mächtigen Schneeballschlacht, die wir uns vor dem Haus geliefert hat-

ICH WILL KEINE REUE. ICH WILL, DASS DIE TÄTER MIR IHRE GESCHICHTE ERZÄHLEN

ten. Ich wusste damals noch nicht so recht, was ich mit Kindern anfangen sollte. Eine Schnellballschlacht schien mir ein gutes Programm zu sein, auch wenn dieses Kind unerfreulich gut darin war. Den ganzen Tag über waren Alfred und ich durch den Schnee gestapft, während die anderen Ski fuhren. Da konnte er schon nicht mehr Ski laufen mit der Hüfte. Den Abend lang dann hatten wir uns wach geredet. Merkwürdigerweise weiß ich auch noch, dass es Flädlesuppe zum Abendessen gab. Und jetzt wollten wir nur noch still sein und Musik hören. Schubert. Kammermusik. Zum Abschied anderntags habe ich die Platte geschenkt bekommen. So eine richtig schwere Vinylschallplatte war das. Jahrelang habe ich sie aufgehoben. Als ich schon längst keinen Plattenspieler mehr hatte. Und nur noch die CD-Sammlung umzog von Wohnung zu Wohnung. Die Platte wanderte immer noch mit. Irgendwann konnte ich sie nicht mehr sehen. Da habe ich sie weggeworfen. Einfach so. Die Erinnerung war nicht mehr abhängig von der Schallplatte. Ich habe es nicht bereut. Es war Schuberts *Der Tod und das Mädchen*.

Sie müssen sprechen. Für sich allein. Nicht für die anderen. Als Individuum. So wie ich hier auch nicht im Namen der anderen schreibe. Nicht schreiben kann. Jeder von uns hat eine eigene Art des Trauerns. Eigenen Zorn. Eigene Albträume. Wir leben mit diesem Bruch alle unterschiedlich. Und was ich empfinde und schreibe, mag andere verstören und irritieren. Nicht nur die Angehörigen der Opfer, sondern auch meinen Freundes- und Bekanntenkreis, in dem viele von diesem Teil meiner Biografie nichts wissen. Aber dies ist meine Geschichte mit dem Verbrechen und der Stille. Achtzehn Jahre lang habe ich dazu geschwiegen, und so musste ich sie mir erst selbst aneignen, um sie beschreiben zu können. Musste sie erst beschreiben, um sie mir aneignen zu können.

Sie sollen nach Hause gehen können. Wo immer das für sie sein mag. Aber sie sollen diese Geschichte erzählen. Sie sollen gehen dürfen. Frei sein. Aus dem Ge-

fängnis entlassen. Aber reden sollen sie vorher. Bitte. Gewiss: Es ist dem Rechtsstaat ein Bedürfnis, dass sie verurteilt werden. Und dass die Strafe abgegessen wird. Aber mir? Ob sie zehn oder fünfzehn Jahre in einer Zelle eingesperrt sind?

Oder zwanzig? Zwanzig scheinen so unangemessen wie zehn. Die Strafe steht ohnehin in keinem Verhältnis zum Verlust.

Ich hatte deswegen nie das Bedürfnis, die Mörder meines Freundes verurteilt zu sehen, sie im Gefängnis zu wissen, nie die Sehnsucht nach Rache. Rache ist nur umgeleiteter Schmerz. Eine Verschiebung der Trauer. Nicht nach innen auf einen Mangel gerichtet, sondern nach außen auf einen Stellvertreter für den Mangel. Es ist nichts verächtlich an der Rache, wie Jan Philipp Reemtsma zu Recht schreibt. Aber Rache spendet keinen Trost. Sie ist ein emotionaler Wettlauf auf verlorenem Posten. Am Ende steht immer schon, immer noch der unverminderte Schmerz.

Oft habe ich mich gefragt, wie ihr Tag da so aussieht: in einer Zelle. Wie es dort riecht. Was sie für Geräusche hören. Nachts. Was sie wohl lesen können. Ob sie das Gleiche lesen wie ich. Ob es im Sommer heiß ist hinter den Gefängniswänden. Oder kühl. Ob die Betonwände rau sind. Oder glatt. Ob sie sich die eigenen Taten wertvoll reden müssen, weil es sonst ganz unerträglich wäre, dieses weggesperrte Leben? Oder ob sie sich dort im Stillen, jetzt, da es zu spät ist, Zweifel gestatten?

Zu spät ist es eigentlich nie für Zweifel.

Vielleicht ist es das, was mir am unverständlichsten bleibt. Wie sie so *sicher* sein konnten. So sicher sein konnten, das Richtige zu tun. So sicher, dass sie sich eine Tat zutrauten, die irreversibel ist. Die sich nicht korrigieren lässt. Wie konnten sie da so sicher sein? Ich zweifle dauernd. Und fürchte, anderen zu schaden durch meine Irrtümer: in der Liebe, in der Zugewandtheit zu anderen, in allen Bezügen, der Arbeit, im Schreiben, bei der Suche nach dem richtigen Wort, der richtigen Geste, der richtigen Berührung. Es ist das, was ich immer schon das Schwerste beim Schreiben fand: das Gefühl zu haben, mir ein Urteil erlauben zu können. Vermutlich bin ich deswegen so langsam. Nicht nur im Schreiben. Sondern schon im Beobachten. Fühle ich mich deswegen sicherer in meinen Urteilen? Eigentlich nicht.

Es ist richtig, dass der Rechtsstaat sich ausschließlich am Gesetz orientiert. Und nicht an den Bedürfnissen der Angehörigen der Opfer. Für die rechtsstaatlichen Antworten auf die Verbrechen können und dürfen unsere Empfindungen keine Rolle spielen. Da kann der Bundespräsident in guter Absicht die Angehörigen aufsuchen oder die *Bild*-Zeitung in schlechter Absicht ihre ekelhaften Hetzkampagnen fahren. Das eine bleibt so falsch wie das andere. Für die Taten, die geklärt sind, für die Täter, die verurteilt wurden, sollen die vorgesehenen richterlichen und psychologischen Instanzen entscheiden. Wer demnach entlassen werden kann, soll unbehelligt gehen können. In ein neues Leben. Und wir sollten ihnen zugestehen, dass es das gibt: ein neues Leben. Und wenn das neue Leben Lehren aus dem alten zieht, wie bei Susanne Albrecht oder bei Silke Maier-Witt, dann wäre ich froh, wenn meine Kinder von diesen Menschen lernen dürften, wäre froh, wenn meine Gemeinschaft von diesen Erfahrungen profitieren könnte.

Aber es bleiben die ungeklärten Verbrechen.

Eine Gesellschaft, die diese historische Epoche begreifen möchte, ohne über Jahrzehnte von ihr aufgewühlt zu werden, sollte sich überlegen, ob es vielleicht noch andere Instrumente geben könnte, jenseits der Strafe und der mehr oder minder willkürlich erteilten Gnade, mit den ungeklärten Verbrechen so umzugehen, dass wir sie wirklich *überleben*.

Von der Bundesanwaltschaft jedenfalls wird keine Aufklärung zu erwarten sein. Wer nur an Rache und Sühne interessiert ist, wird die Wahrheit nicht erfahren.

Vielleicht sollten die Sicherheitsbehörden auch einfach zugeben, dass sie an bestimmten Fällen längst nicht mehr arbeiten. Die Verbrechen mögen nicht verjähren können. Und deswegen können sie es vielleicht nicht offiziell erklären. Aber glauben sie wirklich, dass wir ihnen glauben, dass sie sich noch um Aufklärung bemühen? Dass da noch eine Einheit sitzt über verstaubten Akten, ein Beamter jeden Morgen an seinen Schreibtisch geht und nach neuen Spuren sucht?

Warum also sollten wir dieses Bild der aktiven Gegnerschaft, der fortdauernden Ermittlungen in Sachen „ungeklärte Fälle der RAF“ noch aufrechterhalten?

Für wen? Meinen sie, wir fühlten uns sicherer, wenn sie sich noch als ermittelnde, unvermindert harte Justiz geben?

„Gewalt ist Herrschaft, aber Einsamkeit“, schreibt Emmanuel Lévinas. Die Sicherheitsbehörden mögen in dieser Versteifung verharren. Sie mögen an dieser fixierten Haltung aus Gewalt und Gegengewalt festhalten, weil sie damit überhaupt eine Haltung verbinden. Weil sie sich damit überlegen glauben einem Gegner gegenüber, der Angst einflößt, obgleich er längst aufgegeben hat. Aber wem ist damit gedient? Gewalt ist Herrschaft, aber Einsamkeit. Wir sollten aus dieser einsamen Position heraustreten und miteinander reden.

Wir sollten anerkennen, dass es eine andere Lösung nicht geben kann. Das Warten auf neue Ermittlungen ist illusorisch. Das Warten auf plötzliche Geständnisse auch. Das permanente Hetzen der Boulevardpresse gegen die, die zu keinerlei Verteidigung mehr fähig sind, ist ebenso unwürdig wie ihre verklärende Huldigung durch die Boulevardsympathisanten. Populistisch und banal alle beide.

Die Täter sollen freikommen. Aber sprechen müssen sie. Wenn es dazu eines „Forums der Aufklärung“ bedürfte, dann sollten wir es einrichten. Amnestie für ein Ende des Schweigens. Freiheit für Aufklärung. Die Täter werden aufgefordert, aus ihren Verstecken, aus ihrer Stille hervorzutreten und sich zu stellen. Keiner Anklage. Sondern ihrer eigenen Geschichte. Wer aufklärt, wird nicht bestraft. Nur so können wir entlassen werden aus der Ungewissheit, und nur so können sie selbst entlassen werden aus der Lüge.

Und nur so befreien wir uns gegenseitig.

Ein Forum „Freiheit für Aufklärung“ dient unserer Selbstverständigung.

Denn in einer solchen öffentlichen Debatte werden auch gesellschaftliche Werte und Sehnsüchte verhandelt. Das ist mehr als das, was überliefert wurde. Mehr als das, was geschrieben steht. Unsere Werte und Sehnsüchte bestimmen und erklären, wer wir sind. Und

dieses Wir ist veränderlich. Offen. Beweglich. Weil es erschüttert wird. Berührt wird. Sich dehnt oder zusammenzieht. Weil wir mehr werden. Anders. Und wir uns immer wieder neu verständigen müssen. Neu herausfiltern müssen, wer wir geworden sind. Und warum. Wer wir sind, entscheidet sich daran, wer wir sein wollen. Wie wir sein wollen, wie wir leben wollen, aus welchen Quellen wir unsere Überzeugungen ziehen, auf welchen Horizont hin wir uns ausrichten wollen.

Wer wir sein wollen, zeigt sich nicht zuletzt darin, wie wir diejenigen behandeln, die nicht dazugehören wollen oder können. Wer wir sein wollen, zeigt sich auch darin, wie wir umgehen mit denen, die uns infrage stellen. Erst durch jene, die uns anzweifeln, können wir herausfinden, wie sicher wir uns unserer selbst sind. Nicht indem wir uns versteifen und verhärten. Sondern indem wir uns hinterfragen lassen, indem wir uns der Kritik unterziehen, indem wir uns verständigen über unsere Werte und Sehnsüchte, indem wir ihre Entstehung nachzeichnen, indem wir fragen, ob wir ihnen eigentlich gerecht werden.

Es ist an der Zeit.

Achtzehn Jahre ist der Mord an Alfred Herrhausen her. Jeder von uns vermisst vermutlich etwas anderes: Mir fehlt seine Fähigkeit, sich zu freuen. Und dieses wunderbare „wohl“ am Ende eines Satzes. Ich hatte nie verstanden, was das eigentlich heißen sollte: „wohl“.

Es schloss einen Gedanken ab und schien doch gleichzeitig etwas zu eröffnen. Es war ein „Es ist gut“, und dann lud es aber noch ein zu einer Antwort, zum Weitersprechen. Vielleicht hätte er das zu der Forderung nach einem Ende des Schweigens gesagt. Ich weiß es nicht. „Wohl.“

Achtzehn Jahre ist der Mord an Alfred Herrhausen her. Jemand wird erwachsen genannt, der diese Zeitspanne überlebt hat. Ich war zu jung damals, um das Unverfügbare zu kennen. Zu alt, um es abstreiten zu können. Die Täter sind zu alt heute, um noch an die Logik des Verrats zu glauben.

Zu jung, um ihr Leben in der Lüge weiterzuleben.

Die Bundesrepublik ist alt genug, um selbstkritisch sein zu können. Zu jung, um die Verkrustungen der Vergangenheit nicht aufbrechen zu können. Niemand braucht zu fürchten, der Staat zeige Schwäche oder löse sich auf, wenn er auf sein Recht auf Strafe verzichtete.

Dreißig Jahre ist der Deutsche Herbst her. Die gesellschaftliche Selbstsicherheit, die damals noch nicht bestand, ließe sich heute auch gegenüber denjenigen demonstrieren, die sie infrage stellen: durch Großzügigkeit. Durch ein Angebot. Zum Gespräch. Zur Aufklärung.

Damit wären die Verbrechen nicht entschuldigt. Damit wären die Taten nicht verharmlost.

Aber das Eis könnte zu schmelzen beginnen.

Und vielleicht, ganz vielleicht würde dann auch mein Taxifahrer erfahren von dieser Geschichte. Vielleicht würde er mit mir reden wollen über jenen Tag vor mehr als achtzehn Jahren. Als ich ihn stehen gelassen habe dort oben am Seedammweg, wo der Wagen quer auf der Straße stand.

CAROLIN EMCKE, 40, schreibt derzeit an einem Buch über die RAF. Es wird im Frühjahr im S. Fischer Verlag erscheinen. In einer der nächsten Ausgaben des ZEITmagazins wird Tanja Stelzer der Frage nachgehen: Wie weiblich war die RAF? Und in der aktuellen Ausgabe von ZEIT Geschichte setzen sich Helmut Schmidt, Gerd Koenen, Christoph Dieckmann und andere mit dem RAF-Terror auseinander

KUNST MARKT

WIE WIRD MAN GALERIST?

Für die Miete seiner neuen
Galerie in Berlin hat **AARON MOULTON**
seinen Bausparvertrag aufgelöst



Viele junge Menschen lernen das Handwerk ihrer Eltern. So etwa David Zwirner, heute einer der mächtigsten Galeristen in New York: Sein Vater Rudolf war ein wichtiger Kunsthändler in Köln.

Aaron Moultons Eltern sind Kardiologen. Trotzdem will der 29-Jährige am 30. September keine Arztpraxis, sondern eine Galerie eröffnen. Nicht in Springfield, Illinois, wo er geboren wurde, nicht in New York oder London, wo er studiert hat, sondern in Berlin, zwischen Wedding und Mitte. Vor drei Monaten ist er mit seiner Freundin hierhergezogen, sein Deutsch ist noch nicht sehr elaboriert. Wenn der Vertreter der Kunstversicherung anruft, sagt er: „Halbe Uhr ich zuruckrufe.“

Schon am College interessierte Moulton sich für die Gegenwartskunst und jobbte nebenbei in New York bei der Galerie Gagosian. Dort saß er am Empfangstresen und musste lernen, die Touristen von den wichtigen Sammlern und Kuratoren zu unterscheiden. Bald verlor er die Lust daran und zog weiter nach London, um an einem zweijährigen Kuratorenprogramm teilzunehmen. Wollte er damals schon Galerist werden? Nein, mit Künstlern an Ausstellungen und Büchern arbeiten, das sei sein Traum gewesen. Er half Maurizio Cattelan und Ali Subotnick, den Kuratoren der letzten Berlin Biennale, bei ihrer Arbeit an einem Magazin. Doch dafür gab es kein Geld. Also ging Aaron Moulton nach Mailand, wo ihn das Kunstmagazin *Flash Art* als Redakteur anstellte. Für

eine Artikelserie bereiste er Osteuropa und lernte dort Künstler kennen, von denen er in New York und London noch nie gehört hatte. Der 50-jährige Bulgare Luchezar Boyadjiev ist einer von ihnen, seiner Kunst widmet Moulton die erste Ausstellung. Er wird unter anderem digitale Fotocollagen zeigen, auf denen sich die Fassaden Sofias in große Werbetafeln verwandeln. „Boyadjiev ist einer der Gründe, warum ich Galerist werde“, sagt Moulton: „Auf Kunstmessen wird so viel Mist für hohe Summen gehandelt, aber Boyadjiev konnte seine Arbeiten bisher nicht verkaufen. Das will ich ändern. Denn diese Kunst ist nicht nur ästhetisch aufregend, sie ist auch ein kluger Kommentar zu den Transformationsprozessen in Bulgarien, vom real existierenden Sozialismus zum Neokapitalismus.“

Moulton wirkt wie unter Strom, er kann jetzt mit Künstlern an Ausstellungen und Büchern arbeiten – ohne vorher Museumsdirektoren um Erlaubnis zu fragen, ohne irgendwelche Anträge zu stellen.

Moulton hat das Geld genommen, das seine Eltern in einem Bausparvertrag angelegt hatten, und einen Doppelladen gemietet, einen Fünfziger-Jahre-Pavillon in der Bernauer Straße 71. Jetzt muss er nur noch ein Gewerbe anmelden, Wände weiß streichen, sich Preise für die Kunst ausdenken, dann kann er rechtzeitig zur Kunstmesse Art Forum eröffnen. Über dem Eingang zu seiner zukünftigen Galerie hängt ein trashiges Neonschild vom Vermieter. Das Schild und der Name bleiben. Die Galerie wird „Feinkost“ heißen. **TOBIAS TIMM**



12 000 \$

„Bling bling“. So nennen Rapper ihre fetten Goldketten, an die sie Namenszüge oder vergoldete Mercedessterne hängen. Der Schweizer Künstler Thomas Hirschhorn hat 50 solcher Ketten nachgebastelt und das Logo von CNN drangehängt. Rap galt manchen Protagonisten einmal als das CNN der schwarzen Ghettos. Am 12. September versteigert Sotheby's in New York eine der Hirschhorn-Ketten. Die Kette ist auf bis zu 12 000 Dollar taxiert. Das Material? Pappe und Goldfolie.

Fotos: Sotheby's; Lars Borges

ICH HABE EINEN RAUM

*GEORG DIEZ BESTELLT
NEUERDINGS
DAUERND MÖBEL AUS
DEM INTERNET*

Ich habe einen Freund, der ist süchtig nach alten Möbeln. Vorher war er süchtig nach Sex. Aber so sind die Zeiten. Schon früher haben wir in Berlin ganze Nachmittage damit verbracht, vom Möbelladen in der Torstraße zu dem am Wasserturm zu fahren, wir haben uns Lampen von Arne Jacobsen angeschaut und Sessel von Verner Panton, wir haben mit den Ladenbesitzern geredet, die meistens sehr nette und sehr ruhige Männer waren, die etwas blass aussahen und bei denen ich mich immer gefragt habe, wie die es eigentlich hinbekommen, am Monatsende ihre Miete zu bezahlen, so entspannt haben sie ihr Geschäft betrieben. Gekauft haben wir praktisch nie etwas.

Das Internet hat, wie so vieles, auch das geändert. Heute treffen wir uns nicht mehr in der Torstraße, heute schickt mir mein Freund Links aus Belgien oder Holland oder Dänemark, er sagt mir, wann die Versteigerung bei Quittenbaum in München ist und wann die bei Phillips de Pury in New York, er ist bei eBay unterwegs, um dort einen Hocker zu finden, der zum Tisch von Charlotte Perriand passt, den er gerade gekauft hat. Die Welt ist sehr viel größer geworden; aber auch komplizierter.

Merkwürdig dabei ist nun, dass wir beide sehr viel mehr Möbel kaufen, seit wir uns durch Internetseiten klicken müssen, auf denen zum Beispiel ein italienischer Leuchter aus Muranoglas zu sehen ist, frühe siebziger Jahre, der, das sagt mein Freund dann ganz aufgeregt, der doch aussieht wie Oktopus-Carpaccio. Drei Wochen später kommt dann ein riesiger Karton an, abgeschickt irgendwo in der belgischen Provinz, jede Scheibe Glas ist ordentlich verpackt, nichts ist zerbrochen, alle Birnen brennen, die weißen Styroporkegel liegen verstreut im Wohnzimmer. Es ist wie Weihnachten, nur dass man selbst zahlt.

Das Internet also, diese große Wunsch- und Suchmaschine, schafft das, was der weltweit rasende Kapitalismus braucht: Durch das pure Angebot erzeugt es ein Bedürfnis. Für Sex, für Kontakte, aber eben auch für Designmöbel aus den sechziger Jahren. Und das Internet kennt uns besser als jeder andere Verkäufer zuvor.

Mein Freund verdammt das Internet jeden Morgen dafür, dass es existiert. Dann setzt er sich wieder an seinen Schreibtisch, er überlegt, wo noch ein Platz frei ist in seiner Wohnung und welchen Sessel er schon immer haben wollte, er gibt das Stichwort „Pierre Paulin“ im Suchfeld ein und wartet gespannt darauf, was die Welt ihm antwortet.



Illustration: Rabea Arnold

Nächste Woche:
Susanne Wiborgs
Gartenkolumne
IM GRÜNEN BEREICH

WOLFGANG LECHNER
(Redakteur ZEITmagazin LEBEN)
im **LEXUS LS 600hL**



Ihr Auto ist da, Frau Kanzlerin

Sehr geehrte Bundeskanzlerin, liebe Frau Merkel, regieren, denke ich mir, ist kein einfacher Job. Immer dieses Spannungsfeld zwischen Wollen und Können! Wenn Sie wollen, dass die Mehrwertsteuer erhöht wird, kann ich als Bürger nichts dagegen tun, dann wird einfach alles teurer. Doch selbst Sie können, wenn Sie offiziellen Besuch haben, nicht einfach den Wein trinken, den Sie wollen – etwa den weißen Italiener, der Ihnen zuletzt auf Ischia so gut geschmeckt haben soll. Nein, es muss ein Riesling sein. Sonst fragt der Glos wieder in seiner tiefen Stimme, ob Sie denn überhaupt kein Herz hätten für die Nöte der deutschen Winzer.

Das ist bitter, denke ich mir.

Ich kenne ein Auto, den idealen Dienstwagen für einen Menschen wie Sie. Ich habe ihn schon mal Probe gefahren. Und ich kann Ihnen sagen: Was für ein Jammer, dass dieser Wagen für Sie nicht infrage kommt, solange Sie Bundeskanzlerin sind und einer wie Glos Wirtschaftsminister ist!

Was ein Hybridantrieb ist, muss ich Ihnen als Physikerin ja nicht erklären: eine Kombination aus Benzin- und Elektromotor. Starten, anfahren, langsam fahren, dahinrollen, das geht elektrisch. Wenn Sie mehr Power benötigen, pardon: Leistung, beginnt der Benzinmotor zu arbeiten und lädt gleichzeitig die Batterie des Elektromotors. Wenn Sie bremsen, wird der Elektromotor zum Generator und erzeugt Energie, statt sie zu verbrauchen.

Nun denke ich mir, dass Sie meistens nicht selbst beschleunigen und bremsen. Wenn Sie zum Regieren fahren, tut das der Chauffeur der Fahrbereitschaft, am Wochenende, wenn's in die Uckermark geht, vielleicht der Herr Sauer. Aber auch die beiden wären begeistert vom Lexus LS 600hL, dem ersten

Auto überhaupt mit Hybridantrieb und 8-Zylinder-Motor. Und von dieser Ausstattung!

Mir zum Beispiel hat die adaptive Geschwindigkeitsregelung am besten gefallen: nicht einfach nur ein Tempomat, der stur die Geschwindigkeit hält. Nein, das Auto misst auch den Abstand zum Wagen vor Ihnen und wird von selbst langsamer, wenn es nötig ist – und wieder schneller, wenn die Bahn wieder frei ist. Da werden Autobahnfahrten, etwa von Berlin nach Bayreuth, zum Vergnügen.

Sie könnten – vorausgesetzt, Sie hätten zusätzlich 18 650 Euro für die Ausstattungslinien „Ambience“ und „Wellness“ investiert – aus Ihrem Lieblingsplatz hinten rechts auf Knopfdruck einen Liegesitz mit Fußstütze machen, könnten die Fernsteuerung aus der Mittelkonsole holen und auf „Shiatsu“ drücken, und pneumatische Knubbel unter dem weichen Leder der Sitzlehne würden die Anspannung des Frühstücks mit Müntefering aus Ihrem Rücken kneten. Dann würden Sie zur anderen Fernsteuerung greifen, würden den Bildschirm aus dem Wagenhimmel klappen und würden diese DVD mit jener wirklich gelungenen *Meistersinger*-Inszenierung auswählen. Und der Sound dazu würde aus den 19 Lautsprechern des Marc-Levinson-Soundsystems kommen, und Sie könnten die Augen schließen und sich zufrieden daran erinnern, dass dieses Auto, so groß und schnell und komfortabel es auch ist, mit seinem CO₂-Ausstoß noch knapp unter dem Wert von 220 Gramm pro Kilometer liegt, den Sie irgendwann, vielleicht, eventuell, nach Möglichkeit zum Höchstwert für alle Autos machen werden.

Tja! Schade, dass der Lexus nicht in Untertürkheim oder Ingolstadt oder München gebaut wird, sondern in Tahara. Und dass das in Japan liegt.

TECHNISCHE DATEN

MOTORBAUART: 8-Zylinder-Benzin- und 165-kW-Elektromotor
GESAMTLEISTUNG: 327 kW (445 PS)
BESCHLEUNIGUNG (0–100 km/h): 6,3 s
HÖCHSTGESCHWINDIGKEIT: 250 km/h
CO₂-EMISSION: 219 g/km
DURCHSCHNITTVERBRAUCH: 9,3 Liter
BASISPREIS: 107 350 Euro





WOLFRAM SIEBECKS SOMMERSEMINAR

*EUROPÄISCHE SPEZIALITÄTEN.
ZUM ABSCHLUSS: KAISER-
SCHMARREN AUS ÖSTERREICH*

Man kann den Österreichern so manches nachsagen: dass sie ihren Hitler gegen unseren Beethoven getauscht haben. Dass ihnen die Verbreitung des Walzers gelang, ohne dass sie exkommuniziert wurden. Und dass sie mit dem Namen Mozart weltweit die hanebüchensten Dinge angerichtet haben.

Was aber ihre Küche angeht, können wir nur den Helm absetzen. Es kann sich sehen lassen, was da gesotten und gebraten wird!

Manche Piefkes glauben, die k. u. k. Nationalspeise sei das Beuschel. Doch das will ich meinen Lesern nicht zumuten nach den Strapazen des vergangenen Kochwettbewerbs. Nicht anders ergeht es dem Wiener Schnitzel, weil es in Wirklichkeit die Nationalspeise der Berliner ist, noch vor Currywurst.

Aber nur keine Angst, liebe Mitleser aus Österreich! Die große Auswahl an Spezialitäten Ihrer Küche macht es mir einfach, eine zwischen Vorarlberg und Burgenland allgemein beliebte Speise zu finden, die es verdient, hier in Vertretung des Doppeladlers genannt zu werden. Es ist der Kaiserschmarren.

Der österreichische Kaiser besaß die Oberaufsicht über alles Land, in dem damals Knödel gekocht wurden. So konnte er unwidersprochen einen dicken, fetten Pfannkuchen backen und ihn mit der Gabel zerrupfen, worauf das vielsprachige Volk begeistert vom „Kaiserschmarren“ jodelte.

Dem Kaiser wäre es lieber gewesen, man hätte das gekochte Rindfleisch nach ihm benannt, welches in allen Restaurants des Landes als „Tafelspitz“ geführt wird und seine Liebesspeise war. Aber so ist es den Staatsoberhäuptern vorausbestimmt, dass sie nie mit ihren Lieblingsgerichten in Verbindung gebracht werden. Das musste wenig später auch der andere Österreicher feststellen, als sich ein „Führerschmarren“ in der Gastronomie nicht durchsetzen konnte.

Einen dicken, fetten Pfannkuchen zu machen sei einfach, meinen unsere jugendlichen Hobbyköche. Die Wahrheit ist: Der dicke, fette Pfannkuchen ist eine Mehlspeise. Und wenn man Mehlspeise ohne ein e am Ende schreibt, ist das ein Grenzübertritt. Wir be-

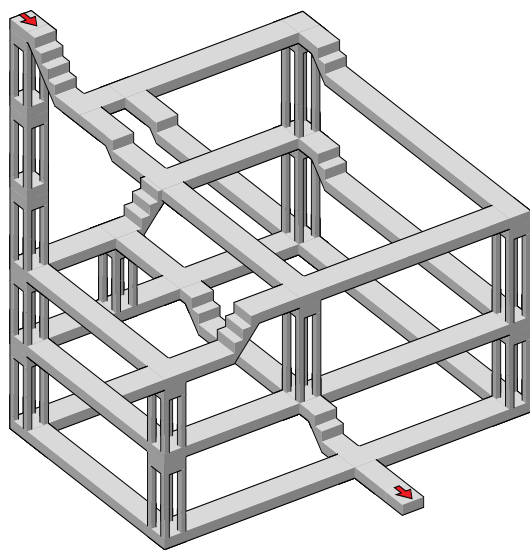
finden uns nämlich im österreichischen Sektor der Hochküche, und da geht es anders zu als bei uns, wenn Mehl und Eier und Zucker zusammengemanscht werden.

Lockerer, edler und fröhlicher geht es zu, vor allem aber professioneller. Was man daran erkennt, dass 100 Gramm 10 Dekas sind und die Österreicherin darüber nicht im Geringsten erstaunt ist. Andere Maßeinheiten kennt sie dagegen nicht, denn sie hat ein Gefühl für dicke, fette Pfannkuchen und andere Mehlspeisen. Mein Gefühl sagt mir, dass 4 Eier dazugehören und 100 g Mehl sowie 20 g Zucker und 5 Esser, die nicht dick und fett werden wollen. Alle anderen brauchen die doppelte Menge.

Der erste Unterschied zum Pfannkuchen besteht darin, dass beim Schmarren das Eiweiß vom Eigelb getrennt wird und so intensiv mit dem Schneebesen bearbeitet werden muss, dass sich die 4 Eiweiß in einen festen Schnee verwandeln. Der Rest besteht aus dem üblichen Zusammenmanschen, das abschließend nicht ohne den Eischnee geschehen darf. Denn dieser bewirkt beim Schmarren das Wunder der Lockerheit.

Der Mehl-Eier-Zucker-Teig wird mit etwas Milch in die bekannte Pfannkuchen-Sämigkeit verrührt, und dann erst wird der steif geschlagene Eischnee untergehoben. Nun nehme ich eine Pfanne, lasse darin einen schönen Klumpen Butter schmelzen und schütte den Teig hinein. Er sollte mindestens 2 Zentimeter hoch stehen. Jetzt die Pfanne in den 200 Grad heißen Backofen schieben und backen lassen. Ist der Pfannkuchen von unten hellbraun gebacken, muss er – unter Umständen mit Hilfe weiterer Butter – gewendet werden. In dieser Backphase lasse ich ihn nicht aus den Augen. Hat nun auch seine zweite Seite die Merkmale der optimalen Bräunung angenommen, nehme ich den Pfannkuchen wieder aus dem Ofen und mache, was der Kaiser tat: Mit zwei Gabeln zerrupfe ich das innen noch nicht gare Gebilde, bestreue es mit Zucker und wenig Zimt und schiebe es zum Überbacken zurück in den Ofen.

LOGELEI



**LÖSUNG
AUS NR. 36:**

Asi, Esi und Fesi
sind Domesen,
Besi ist Borese.
Cesi und Desi
sind Gnaresen

Starten Sie links oben, und gehen Sie nach rechts unten, und zwar so, dass Sie am Ende gleich viele Stufen hoch- und runtergegangen sind. Sie dürfen keinen Weg mehrfach verwenden.
Es ist jedoch erlaubt, mehrfach an einer Kreuzung vorbeizukommen.

ZWEISTEIN

SUDOKU

Füllen Sie die leeren Felder des Quadrates so aus, dass in jeder Zeile, in jeder Spalte und in jedem mit stärkeren Linien gekennzeichneten 3 x 3-Kasten alle Zahlen von 1 bis 9 stehen. Noch mehr solcher Rätsel finden Sie im Internet unter www.zeit.de/sudoku

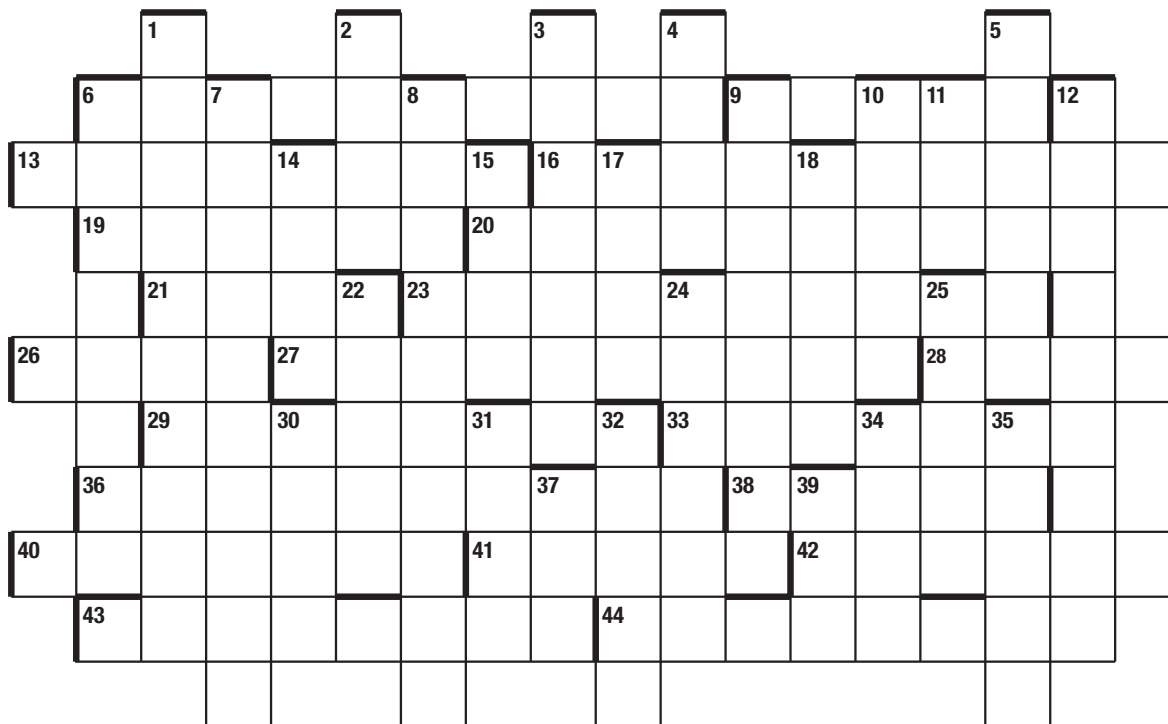
**LÖSUNG
AUS NR. 36:**

243|761|895
571|849|362
689|253|471
758|614|239
924|385|716
136|927|584
467|598|123
395|172|648
812|436|957

			9		6			
	9	8		1		5	7	
	2						1	
7			2		1			5
	4						8	
6			8		4			3
	6						5	
	7	9		5		8	2	
			7		8			

LASSEN SIE UNS SPIELEN

UM DIE ECKE GEDACHT NR. 1875



LÖSUNG AUS NR. 35:

WAAGERECHT: 7 HILFSKRAFT 11 TATTOO 13 WOELFE 15 OELBAUM 17 ZUNGE 19 BALLSAAL 20 RETURN 21 DUENA 22 ETTAL 23 NEWA 24 SPOT 26 ITEM 28 AERA 29 POSTKARTENEINSENDUNG mit Nektarine 32 JOLLE 34 TINA in Pa-tina 36 FERSE 38 SERPENTINE 43 TAPAS 45 AUTONOM 46 AUFTRUMPFFEN 47 SENSE 48 UR-STROMTAL. – **SENKRECHT:** 1 LIEBE 2 ESEL 3 AREA 4 START 5 TANTAM 6 DONNER 7 HOKUSPOKUS 8 LLANOS 9 KOS 10 ALA 11 TUETEN 12 TURNEN 14 FLATTERN 16 BLEISTIFTE 17 ZULAUF 18 GEWAESSER 25 POLSTER 27 TEINT 30 DATUM 31 GRAF 33 LEON 35 NERO 37 EPPAN 39 POET 40 EMU 41 NARR 42 TUS 44 AMT

LÖSUNG AUS NR. 36:

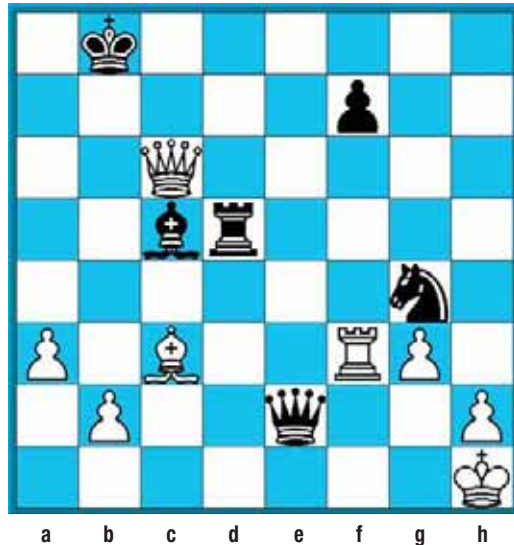
WAAGERECHT: 6 KEGELBAHN 8 GEWICHT 11 KABARETT 14 WIEDER 16 SEPT 18 BELA 19 COTE 20 CHRISTIE 21 GERECHTIGKEIT 22 TANNE 23 DOLLAR 26 ERNTEZEIT 29 JANE 30 ULURU 31 STRAND 34 FACETTE 35 SITTE 36 ANKERN 37 HITZESCHILD 40 GERE 41 STRENGE 42 HANTIEREN. – **SENKRECHT:** 1 UEBERDACHT 2 BLECH 3 SATT 4 KNICK 5 FIRST 6 KABELJAU 7 GALEONE 8 GEHEN 9 WEITE 10 HEINI 12 RACLETTE 13 TOTALE 14 WEGERICHT 15 DRITTEL 16 STAENKERN 17 PENTEREN 24 LUTZ 25 RUSSE 27 RUTH 28 ZANGE 31 STINT 32 RADIO 33 DER 38 IRA 39 EGO

WAAGERECHT: 6 Den Pfoten untersagt, wie man so sagt, im Falle der Figuren 9 Raimündlich überliefert: Werkzeug schicksalhafter Gleichmacherei 13 Wie manch ein Sieg, so in Rennfahrerkreisen auch die Sieger 16 Inselwelt, umständehalber wie geschaffen für Eli Seemann 19 So was wie ein Verbauteil, als Bau-Teil 20 Bringen stets eine gute Portion Wohlwollen mit zur Lagebeurteilung 21 Das Business der Effekte-Effektivität 23 Zu Hause ist man nur Politiker, im Ausland dagegen ist man ... (Harold Macmillan) 26 Fehlt Nepa wie Senega, steht an manch einem Hang an 27 Gebärden sich als Macht-und-Pracht-Entfalter im Hohe-Tiere-Verein 28 Ein Ferneres im Zeitempfinden 29 Wer so wohnt, ist gewohnt, dass Besuch was Rares 33 Der Hang des Eigentlich-Flüggen, unter Mutters Fittiche zu kriechen? Die Neigung zehn linker Finger, sich adäquat zu beschäftigen 36 In ein bis zwei Wörtern: Den Kunden Rabatte und Sonderkonditionen ... ist eine gute Sache, denn der Geiz lässt ... Waren greifen 38 Das Erkennungszeichen der Heliosschwester 40 Wer auf den Trichter kommt, muss fürchten, sogleich Abwärtsbeförderung zu erleben 41 Wie dieser die Sonne im Meer versinkt, wenn Madame Mathieu davon singt 42 Wird gelungenfalls zur Heb-heb-hurra-Aktion 43 Hähchen-Sprache: Angabe geprüft, Auftrag erledigt, Angelegenheit ...! 44 Das Unglück ist ebenso wie der Ruhm imstande, ... zu wecken (Maurice Barrès)

SENKRECHT: 1 Fordern auf zum Spielen, Sprechen, Klappehalten 2 Früh krümme sich, was einst zu ihr passen will 3 Gesellschafter insbesondere im Zechbetrieb 4 Schweizer Flussbewohner im französischen Morgenhemdchen 5 Schön, wenn er rechtskundiger ist, wenn er geht 6 Fantasie ist wichtiger als Wissen, denn Wissen ist ... (Albert Einstein) 7 Ob der Zauber des Mittelalters die Schritte so vieler Neuzeitler dorthin lenkt? 8 Das allein macht Fabrikbesitzer noch nicht reich 9 Tierisches Gegenteil von Versorgungsengpassivität 10 Heckantriebskomponente im Windenergienutzfahrzeug 11 Führen Fahrer aus Tallinnumland im Schilde 12 Füllen die Denkmälerkästen des Sinnologen 14 Von haltlosen Typen allenfalls en passant wahrgenommener Text 15 Eine falsche kann dem Schüler oder dem Konzertgast oder dem Kassierer den Tag verderben 17 Louis meinte, er sei's – für Minister geht's mehr ums Haben 18 Webadresse für Schneider klassischer Jeans 22 Volksmündlicher Tipp: Wenn's die ... tut, gibt man nicht die Haut 24 Lässt mehr oder weniger Herbheit im Wein sein 25 Taube Nuss aus Fortunas Füllhorn 30 Sorgt abwechselnd für ein Weniger oder ein Meer 31 Ein Miss-Griff als Lady-Anrede? 32 Drückender Dachreiter am grauen Strand, am grauen Meer 34 Rohkost für naschhaften Backstübenfänger 35 Modern-talking-Favorit, wenn Niveau gefragt ist 37 Sprichwörtliche Warnung: Je mehr ..., je mehr Sorge 39 Bügelhalter, Ringträger nebenbei auch

LASSEN SIE UNS SPIELEN

SCHACH



Zwar hat Schach in seiner wechselvollen, fast zweitausend Jahre alten Geschichte immer wieder, vor allem im Mittelalter, den Segen von oben, sprich der christlichen und islamischen Kirche, auch deshalb bekommen, weil es sich von den Glücksspielen unterscheidet (ohne damit natürlich den Makel der Ablenkung von der Beschäftigung mit Gott tilgen zu können), doch andererseits wird gern, vor allem von „unglücklichen“ Verlierern, vom Schach als Glücksspiel gesprochen. Man muss dabei gar nicht nur an WM-Kandidatenwettkämpfe (wie etwa Hübner-Smyslow in Velden) denken, die von Kasinos gesponsert und bei (schachlichem) Gleichstand durch die Roulettekugel entschieden wurden. Auch die Deutschen Ärzteschachmeisterschaften werden seit 15 Jahren immer in Kurorten mit Kasino ausgetragen, stets zu voller Zufriedenheit aller Beteiligten. Honni soit qui mal y pense.

Aber welcher Schachspieler hat im Fall einer Niederlage nicht schon, zumindest insgeheim, den schlechten Schlaf oder auch nur die unerklärlichen Wechselfälle des Schicksals als Grund herbeigezogen? So wie die lakonische Antwort des Telekom-Preisers Manfred Krug an einen enttäuschten Anleger: „Manchmal stehen die Aktien hoch, und manchmal stehen sie niedrig, ein Auf und Ab, grad wie beim Arsch vom alten Kaiser Friedrich“, und im Übrigen könne er das Gejammer nicht mehr hören. Solch Wehklagen kann ich mir bei Wolfgang Uhlmann nicht vorstellen, als er bei der Europameisterschaft in seiner Heimatstadt Dresden gegen den Spanier Vargas Rodriguez als Weißer am Zug aufgab, weil er keine Verteidigung gegen das seinem König drohende Matt sah. Dabei hätte er selber sofort matt setzen oder zumindest Haus und Hof gewinnen können. Wie?

HELMUT PFLEGER



LÖSUNG AUS NR. 36:

Schwarz kann durch geschickte Schachgebote die weißen Leichtfiguren zwingen, ihrem eigenen König lebensnotwendige Fluchtfelder zu nehmen:

1...Dg2+! 2.Kh4 Dh2+ 3.Lh3 Df2+ 4.Sg3 Dxh4+ 5.Lg4 Dxc4 matt

LEBENSGESCHICHTE

„Die mich kennen, wissen, dass ich ein Mann von schwachem Verstand und geringer Gelehrsamkeit bin.“ Demütig und bescheiden stellte er sich den Lesern eines Werkes vor, das seinen Ruhm als Neuerer begründete und bis in unser Jahrhundert trug. Sein Zeitalter meinte es allerdings nicht gut mit ihm: Glaubenskämpfe und Kriege, die große Unordnung der Menschen und der Welt, die er in seinen Schriften beklagte, zwangen ihn, immer wieder neue Zufluchtsorte zu suchen. „Mein Leben war ein Wandern, eine Heimat hatte ich nicht. Es war ein Umhergeworfenwerden, niemals und nirgends fand ich einen festen Wohnsitz“, schrieb er betrübt in seinem letzten Lebensjahr, fern von seinem geliebten Vaterland.

Nicht einmal eine sorglose Kindheit war ihm vergönnt. Mit zehn Jahren verlor er seinen Vater, im Jahr darauf seine Mutter und zwei Schwestern. Vor Lesen und Schreiben lernte er körperlich hart zu arbeiten, erst spät besuchte er eine Schule. Dort begegnete er engstirnigem Unterricht und mechanischem Pauken, sie wurden für ihn zum Gegenbild lebendigen Lernens. Die Erfahrungen seiner Kindheit und Jugend blieben für sein ganzes Leben bestimmend. In wacher Erinnerung an seine einfache Herkunft trat er für Arme und Ungebildete ein. An bäuerlich-handwerkliche Arbeit gewöhnt, suchte er nach realitätsnahen praktischen Lösungen für schwierige Probleme, und aus der frühen Konfrontation mit Leid und Tod schöpfte er die Hoffnung, es liege in Gottes Plan, dass sich der Zustand der Welt verbessern lasse. Als „Mann der Sehnsucht“ glaubte er auch, dass es für die religiöse Gemeinschaft, der er als Priester und Bischof diente, einen Ort frei von Verfolgung geben werde.

In seinen mittleren Jahren, als seine großen reformerischen Werke in einem für einige Jahre sicheren Exil entstanden, arbeitete er wie ein Berserker, oft erschöpft und schlaflos, an einem einheitlichen Gedankensystem, mit dem sich oberflächliches, zerstückeltes und ohne feste Grundlage erworbenes Wissen überwinden ließe. Dann endlich könnten sich Theologie, Gesellschaftslehre und Naturwissenschaften zu einer vernünftigen Welterklärung verbinden.

Mit einem sinnreichen Zettelkastensystem, das er schon in seiner Studentenzeit genutzt hatte, erleichterte er sich die Arbeit an seinen über 250 Schriften, und mit seinem erträumten „Maschinchen“, dem Perpetuum mobile, wollte er die Menschheit von lästigen Tätigkeiten befreien.

Kriege und Großmachtpolitik machten seine Hoffnungen auf politische und religiöse Freiheit in seiner Heimat zunichte, ausgesöhnt mit den herrschenden Verhältnissen hat er sich nie. Noch in seinen letzten Lebensjahren polemisierte er gegen die Ausbeutung von Kolonien und trat für einen gerechten, den Lebensbedürfnissen aller Menschen dienenden Welthandel ein.

Zwar erholte er sich von einem Schlaganfall, der seine rechte Hand gelähmt hatte, er nahm sogar seine verwitwete Tochter und ihre fünf Kinder in sein Haus auf, seine Kräfte waren jedoch aufgezehrt. Still verabschiedete er sich von der Welt, und ein Philosoph rief ihm nach: „Dein Wort siegt über den Tod noch.“

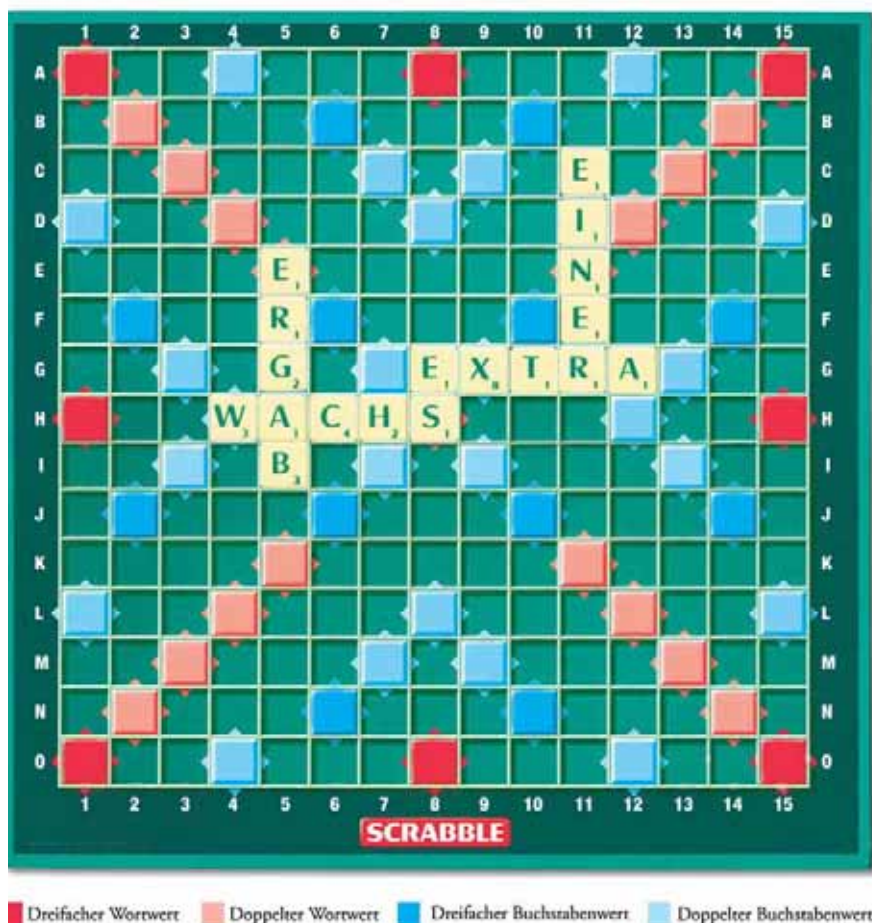
Wer war's?

WOLFGANG MÜLLER

LÖSUNG AUS NR. 36:

Jacques Brel (1929 bis 1978) wuchs in Brüssel als Sohn eines Kartonagenfabrikanten auf. 1953 verließ er Frau und Kinder und ging nach Paris, wo er als Chansonnier durch Kneipen tingelte. Seit Ende der fünfziger Jahre feierte er große Erfolge. Titel wie „Ne me quitte pas“, „Marieke“, „Amsterdam“ und „Le Moribund“ machten ihn weltberühmt und wurden von vielen Interpreten übersetzt und adaptiert. 1967 gab er sein letztes Konzert, drehte noch einige Filme und wanderte dann in die Südsee aus. Sein Grab liegt auf der Insel Hiva Oa neben dem von Paul Gauguin

SCRABBLE



Auch der just beendete Scrabble-Sommer warf wieder einige Fragen auf, die längst geklärt schienen. So ist es Teilnehmern aus technischen Gründen nicht möglich, den individuellen, finalen Punktstand abzurufen. Wer aber sein Einspielergebnis selbst mitge-



zählt hat, kann sich die Platzierung per Mail schicken lassen. Es genügt, die Gesamtpunktzahl ins Betreff-Feld zu setzen und an seher@zeit.de zu senden. Auch die Frage, wie die Buchstabenziehung beim Scrabble-Sommer erfolgt, wollen wir gern noch einmal aufgreifen: Gezogen wird wie bei einer ganz normalen Partie, nur dass die Steine wieder in den Beutel zurückwandern, wenn sie nichts einigermaßen Reizvolles ergeben.

Heute haben wir mal getauscht und das Bänkchen von Zug 4 mit der Situation aus Runde 1 gemischt. Was bekommen Sie heraus?

SEBASTIAN HERZOG

LÖSUNG AUS NR. 36:

140 Punkte brachte der Plural REGESTEN (von „Regest“) auf 01-08. 146 Punkte ergab das Wort NOLIMETANGERE (M3-M15) dank der Punkte für IN, MIME und ZELTE sowie der Bonusprämie. – Es gelten nur Wörter, die im Duden, „Die deutsche Rechtschreibung“, 24. Auflage, verzeichnet sind, sowie deren Beugungsformen. Scrabble-Regeln im Internet unter www.scrabble.de

Impressum

REDAKTIONSLEITER Christoph Amend

STELLVERTR. REDAKTIONSLEITER Jürgen von Rutenberg (Textchef)

ARTDIREKTORIN Katja Kollmann

REDAKTION Jörg Burger, Heike Fallner, Dr. Wolfgang Lechner (besondere Aufgaben), Christine Meffert, Ilka Piepgras, Tillmann Prüfer (Stil), Dr. Adam Soboczynski, Tanja Stelzer, Matthias Stolz, Henning Sußebach

FOTOREDAKTION Michael Biedowicz (verantwortlich), Usho Enzinger

GESTALTUNG Nina Bengtson, Jasmin Müller-Stoy

MITARBEIT Moritz Müller-Wirth und Dr. Christof Siemes (Sport), Carolin Ströbele (Online), Tobias Timm, Annabel Wahba

AUTOREN Anita Blasberg, Marian Blasberg, Carolin Emcke, Matthias Kalle, Harald Martenstein, Wolfram Siebeck, Jana Simon

PRODUKTIONSASSISTENZ Margit Stoffels

KORREKTORAT Mechthild Warmbier (verantwortlich)

DOKUMENTATION Uta Wagner (verantwortlich)

HERSTELLUNG Wolfgang Wagener (verantwortlich), Oliver Nagel, Frank Siemenski

DRUCK Broschek Tiefdruck GmbH

REPRO Twentyfour Seven Digital Pre Press Services GmbH

ANZEIGEN DIE ZEIT, Matthias Weidling

EMPFEHLUNGSANZEIGEN GWP media-marketing, Axel Kuhlmann

ANZEIGENPREISE ZEITmagazin LEBEN, Preisliste vom 1. 5. 2007

Anschrift Verlag Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg; Tel.: 040/32 80-0, Fax: 040/32 71 11; E-Mail: DieZeit@zeit.de

ANSCHRIFT REDAKTION ZEITmagazin LEBEN, Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin; Tel.: 030/59 00 48-7, Fax: 030/59 00 00 39; www.zeitmagazin.de, E-Mail: leben@zeit.de

IN DER NÄCHSTEN AUSGABE



ERZWUNGENE SCHEIDUNG

Wie ein Vater um die Rückkehr seiner abgeschobenen Familie kämpft

ATELIERBESUCH

Zu Gast beim Meister der Kitschkunst, dem Amerikaner Jeff Koons

AUF EINE ZIGARETTE MIT HELMUT SCHMIDT

Lieber Herr Schmidt, kennen Sie diesen Witz: Was ist der Unterschied zwischen einem Liberalen und einem Konservativen?

Wenn ich darauf eine witzige Antwort geben soll, fällt sie mir im Augenblick nicht ein.

Ein Liberaler ist ein Konservativer, der nie überfallen wurde. Deckt sich das mit Ihrer Erfahrung als Innensenator in Hamburg? Sie waren ja in den sechziger Jahren Lokalpolitiker.

Lokalpolitiker war ich nie. Ich war vier Jahre lang für die Sicherheit meiner Mitbürger verantwortlich. Als Politik habe ich das nicht verstanden.

Was war es dann?

Um für die Sicherheit der Bürger zu sorgen, bedarf es weder eines Parteiprogramms noch einer philosophisch-ideologischen Überzeugung; man muss nur das tun, was zweckmäßig ist, man muss darauf achten, dass es weder ein Zuviel gibt an Sicherheit und Vorsorge noch ein Zuwenig. Kriminalität lässt sich nicht total beseitigen.

„ICH ZUM BEISPIEL HABE KOHLEN GEKLAUT. NACHTS HABE ICH BÄUME GEFÄLLT“

Ab wann fühlen sich Bürger einer Großstadt zu Recht bedroht?

Ich bin in Hamburg groß geworden während der Nazi-zeit. Damals hat man hier in zunehmender Weise das Gefühl gehabt, vom Staat bedroht zu sein, nicht von privaten Kriminellen. Schon einen Witz zu machen konnte gefährlich sein.

Ich hatte demokratische Verhältnisse im Sinn.

Nach 1945 fühlte man sich bedroht von Hunger und davon, dass man keine Bleibe über dem Kopf hatte. Ich erinnere die Zeit der Nissenhütten, das waren Blechhäuser, innen und außen Blech. Niemand, keine

Familie in Hamburg, hatte eine Wohnung ganz für sich. Aber es gab viel gegenseitige Hilfsbereitschaft. Kriminalität hat sich dann relativ bald eingestellt, wie in jeder anderen Gesellschaft der Welt auch.

Mit welcher Kriminalität hatten Sie es zu tun?

Zunächst entwickelte sich Kriminalität mit dem schwarzen Markt, man beschaffte sich durch kriminelle Akte Dinge, die man auf dem Schwarzmarkt verkaufen konnte. Ich zum Beispiel habe Kohlen geklaut, das können Sie als Mundraub bezeichnen, obwohl die Kohlen dann in den Ofen kamen und nicht in den Magen. Und bei Dunkelheit habe ich Bäume gefällt. Das war sicherlich strafrechtlich nicht ganz einwandfrei.

Zurück in die Neuzeit: 2001 hat Ihre SPD in Hamburg die Wahl verloren und Herrn Schill ins Rathaus geholfen, weil sie das Sicherheitsbedürfnis der Bürger so sträflich vernachlässigt hat.

Die Hamburger SPD hatte eine Reihe von Dingen vernachlässigt. Der Schill war auf seinem Pfad selber an der Grenze des Zulässigen – ich drücke mich sehr vorsichtig aus. Seine Wahl war eine Entgleisung. Solange Schill noch Richter war, hat er eine große Propaganda aufgezogen gegen die permissive Handhabung des Jugendstrafrechts. Er hat übertrieben, aber im Prinzip hatte er nicht Unrecht.

Wie gefallen Ihnen denn die blauen Uniformen der Polizisten, die unter Schill eingeführt wurden?

Die sind besser als diejenigen, die sich an militärische Uniformen angelehnt hatten. Ganz früher, in meiner Kindheit, waren die Hamburger Polizisten auch blau. Dann wurden sie olivgrün eingekleidet. Sie sahen von Weitem wie Soldaten aus, das hat mir sehr missfallen.

Mögen Sie Politiker, die ein Law-and-Order-Image haben, so wie Dregger, Gauweiler oder Schily?

Gauweiler und Schily kenne ich nur von Weitem, ich bin ihnen ein- oder zweimal begegnet. Dregger habe ich näher gekannt, er war mein Kollege im Bundestag. Der neigte zur Übertreibung der Sicherheit und zur Übertreibung polizeilicher Aufgaben.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE
GIOVANNI DI LORENZO

